Johann Joseph Laux

Der hl. Kolumban

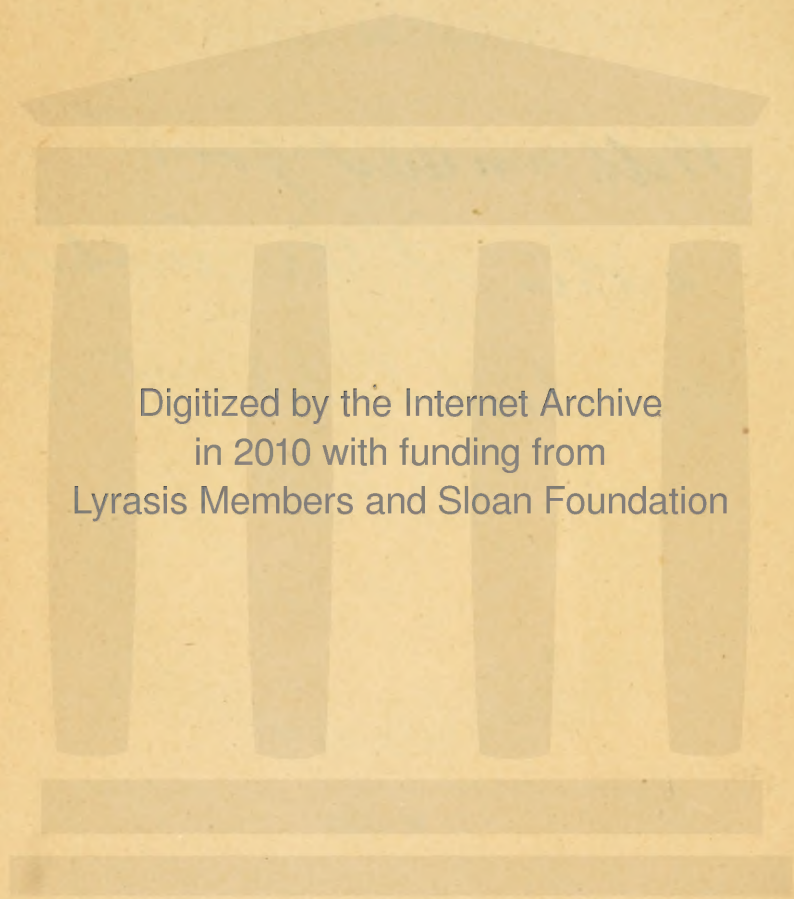
sein Leben und seine Schriften

Freiburg i. Br. / Herder

Ex Libris
Duquesne University:

Gift of

With sincerest good
wishes of the Author.
Knechtsteden. 8. Oct. 1919.



Digitized by the Internet Archive
in 2010 with funding from
Lyrasis Members and Sloan Foundation

http://www.archive.org/details/derheiligekolumb00joha

Der hl. Kolumban

sein Leben und seine Schriften

St. Columbanus, 547

Der hl. Kolumban

sein Leben und seine Schriften

Von

Johann Joseph Laux

Priester der Kongregation vom Heiligen Geist

Mit 7 Bildern

DUQUESNE UNIVERSITY LIBRARY PITTSBURGH PA.

Freiburg im Breisgau 1919
Herdersche Verlagshandlung
Berlin, Karlsruhe, Köln, München, Straßburg und Wien

~~9522~~
~~C7263L~~
BX4700
.C75
L3x
~~G~~

Imprimatur

Friburgi Brisgoviae, die 16 Ianuarii 1919

Fritz, Vic. gen.

Imprimi permittitur

Knechtstadii, die 15 Ianuarii 1919

Acker, C. S. Sp.
Sup. prov.

Alle Rechte vorbehalten

Buchdruckerei der Herderschen Verlagshandlung in Freiburg i. Br.

Dem Andenken meiner Eltern

AUG 26 1934
15804

Cognosce causam belli,
Fortem non nescias hostem
Et libertatem in medio arbitrii.
Si tollis hostem, tollis et pugnam;
Si tollis pugnam, tollis et coronam;
Si tollis libertatem, tollis et dignitatem.

Erkenne des Kampfes Grund,
Verkenne den mächtigen Feind nicht
Und die Freiheit, die dein Wille besitzt.
Wo kein Feind, da kein Kampf;
Wo kein Kampf, da kein Sieg;
Wo keine Freiheit, da keine Würde.

(S. Columbani Abbatis Epist. ad Fratres Luxov.)

Vorwort.

Am 23. November 615 starb zu Bobbio an der Trebbia, umgeben von dem zweifachen Strahlenglanz des Heldentums und der Heiligkeit, der irische Mönch, Ordensstifter und Glaubensbote Columba der Jüngere oder Kolumban. Sein dreizehnhundertster Todestag fiel mitten in den Weltkrieg[1], sonst wäre man in unserem Vaterlande gewiß nicht achtlos an dem Jubeltage dieses Mannes vorübergegangen, der in der Geschichte der germanischen Stämme und ihrer Gewinnung für Christus für immer einen Ehrenplatz einnimmt.

Ein Blick auf die Kolumban-Literatur zeigt uns, daß es, besonders in neuester Zeit, nicht an Gelehrten gefehlt hat, welche sich mit der bedeutungsvollen Wirksamkeit und der machtvollen Persönlichkeit des hl. Kolumban befaßt haben. Jede Phase seiner vielseitigen Tätigkeit als Gesetzgeber und Verbreiter des Mönchtums, als Verkünder des Evangeliums, als Apostel des Bußsakramentes, als Schützer und Förderer der Kultur und der Künste in einer Zeit von Blut und Eisen ist mit Fleiß und Scharfsinn untersucht worden. Seine Schriften sind von Männern herausgegeben, die in Gelehrsamkeit und kritischer Schulung einen Weltruf genießen, und man kann getrost behaupten, daß wohl kaum einem

[1] Zur Zentenarfeier erschienen in Amerika vom Verfasser des vorliegenden Lebensbildes (unter dem Pseudonym George Metlake): Life and Writings of St. Columban, Philadelphia 1914, Dolphin Press; in Irland von Mrs. T. Concannon: St. Columbanus. A Study, in Early Irish Monasticism, Dublin 1916.

andern Heiligen-Leben so viel Gelehrtenfleiß und Editionskunst gewidmet worden ist wie der Vita S. Columbani. Trotz der mustergültigen Vorarbeiten eines Greith, Gundlach, Krusch, Hauck und Seebaß liegt eine zusammenfassende, längere Lebensbeschreibung Kolumbans in deutscher Sprache bis zur Stunde noch nicht vor. Die nachstehenden Blätter sollen ein bescheidener Versuch sein, diese Lücke auszufüllen.

Alle dem Verfasser erreichbaren Quellen sind der Arbeit zugrunde gelegt worden. Er ist bestrebt gewesen, bloß kritisch Haltbares und genügend Beglaubigtes zu bieten. Die wegen der Spärlichkeit und der spröden Eigenart des überlieferten Stoffes notwendigen Ergänzungen und Konstruktionen versuchte er so zu machen, daß sie „der historischen Wirklichkeit und damit der Wahrheit nicht widersprechen". Die fortlaufenden Quellenangaben und die Anmerkungen im Anhang werden den Leser instand setzen, die Erzählung nach ihrem Wert zu beurteilen.

Da die Heiligen, wie alle bedeutenden Männer, ihrer Zeit gegenüber sowohl die Gebenden als die Empfangenden sind, so mußte auch die Zeitgeschichte in die Darstellung einbezogen werden; dabei wurden die Zeit- und Sittenverhältnisse im Frankenreiche, wo Kolumban seine Haupttätigkeit entfaltete, besonders berücksichtigt. Auch wurde Sorge getragen, die Briefe und andere Schriften des Heiligen in die Erzählung zu verweben, „weil nichts so geeignet ist, den Menschen und Heiligen zu schildern, als seine eigenen Worte" (Meschler). Bei der Übersetzung der Auszüge hat der Verfasser den Grundsatz befolgt, die Gedanken des Originals möglichst getreu wiederzugeben. Wo er vor die Wahl gestellt wurde: Genauigkeit oder Verständlichkeit, gab er dieser den Vorzug; denn wie ein Meister der Übersetzungs-

kunst treffend bemerkt, „bei Werken für weitere Leserkreise ist das Verständnis der Nichtgelehrten mehr wert als das Lob der Gelehrten".

Ein Heiligenleben ist an erster Stelle Geschichte. Das Auge der Geschichte aber, wie Polybius sagt, ist die Wahrheit, und zwar die ganze Wahrheit. Ne quid falsi audeat, ne quid veri non audeat. Darum durfte auch minder Erbauliches im Leben unseres Heiligen nicht mit Stillschweigen übergangen werden. Sind doch die Heiligen auch Menschen, und Mensch sein, heißt irren können. Wenn unser Heiliger seine nationalen Eigenheiten über Gebühr hervorkehrt, wenn er sich mit seinem ihm angeborenen aufbrausenden Temperamente zeigt, wenn sein Auftreten heftig, seine Sprache kühn ist, ja selbst wenn er zeitweise, in übermäßigem Eifer, aber in lautester Absicht, vom rechten Wege abweicht, warum das verschweigen oder beschönigen? Dies zu hören, schadet dem Heiligen nicht, uns armen Sündern aber bereitet es Trost und Nutzen.

Allen, die uns bei der Vorbereitung dieser Arbeit anregend und fördernd geholfen haben, besonders den Herren Dr. P. Strerath C. S. Sp. und P. Hildebrand Bihlmeyer O. S. B., sei auch an dieser Stelle unser herzlichster Dank ausgesprochen.

Knechtsteden (Rheinland),
am Feste des hl. Johannes des Täufers 1918.

Der Verfasser.

Inhalt.

Seite

Vorwort IX

Erster Teil.

Auf der Insel der Heiligen.

1. Der Ruf des Herrn 1
2. Beim hl. Sinell auf Cluain-Inis 9
3. In der Schule der Heiligkeit 13
4. Auszug aus Bangor 22

Zweiter Teil.

Im Frankenreich.

1. Gallien im 6. Jahrhundert: Licht und Schatten . . 29
2. Wanderprediger und Klostergründer 38
3. Die Regel des hl. Kolumban 49
   a) Die Mönchsregel 50
      Die Mönchsregel des hl. Kolumban 52
      1) Vom Gehorsam 52
      2) Von der Pflicht des Schweigens 53
      3) Von der Enthaltsamkeit im Essen und Trinken . 54
      4) Von der Armut und der Unterdrückung der Habsucht 55
      5) Von der Niederkämpfung der Eitelkeit . . . 56
      6) Von der Keuschheit 56
      7) Von der Klugheit 57
      8) Von der Abtötung des Willens 59
      9) Von der Vollkommenheit eines Mönches . . 61
   b) Das Chorgebet 61
   c) Die klösterlichen Bußsatzungen (Zönobialregel) . . 66
4. Die Schule von Luxeuil: Studium und Arbeit . . 72
5. Die Schule von Luxeuil: Erziehung zur christlichen Vollkommenheit 83
6. Kolumban und die kirchliche Bußdisziplin . . . 99
7. Kolumban in der Einsamkeit 110

Seite
8. Der Osterfeierstreit 118
9. Kolumban und Brunhilde 137
10. Geächtet! 149
11. Auf dem Wege nach Metz 164

Dritter Teil.

In deutschen Landen.

1. Kolumban wird Missionär. Der Schauplatz seiner Tätigkeit 170
2. Im Herzen der Schweiz 178
3. Kolumbans Aufenthalt in Bregenz 184
4. Keine bleibende Stätte 193

Vierter Teil.

Im Langobardenreich.

1. Am langobardischen Hof 206
2. Der Dreikapitelstreit 210
3. Bobbio. Des Pilgers letzte Fahrt 227

Nachwort.

Der Einfluß von Luxeuil und Bobbio . . 240

Anhang.

I. Jonas von Bobbio, der Biograph des hl. Kolumban.

1. Lebensgang 263
2. Glaubwürdigkeit und Bedeutung der Kolumban-Vita . 265

II. Anmerkungen und Erläuterungen.

1. Über den Namen Kolumban 268
2. Das Geburtsdatum des hl. Kolumban 269
3. Das Studium des Griechischen in den altirischen Klosterschulen 269
4. Der verlorene Psalmenkommentar des hl. Kolumban . 270

Seite

5. Wie erklärt sich der üppige Aufschwung des Klosterwesens in der altirischen Kirche? 271
6. Kolumbans Priesterweihe 272
7. Ad Brittanicos perveniunt sinus 272
8. Kolumbans Ankunft in Burgund 273
9. Die Echtheit der Regel des hl. Kolumban . . . 273
10. Der Ursprung des irischen bzw. kolumbanischen Offiziums (Cursus Scottorum) 274
11. Über die Instructiones variae. sive Sermones S. Columbani 274
12. Das Bußbuch (Poenitentiale oder Liber de mensura poenitentiarum) des hl. Kolumban 275
13. Zur Chronologie der Kolumban-Briefe 275
14. Das Ruderlied (Carmen Navale) des hl. Kolumban . 277
15. Todestag und Todesjahr des hl. Kolumban . . 277

III. Quellen und Literatur.

A. Die Schriften des hl. Kolumban 278
B. Ausgaben der Werke des hl. Kolumban . . . 278
C. Abhandlungen usw. über die Schriften des hl. Kolumban 279
D. Lebensbeschreibungen des hl. Kolumban . . . 280
E. Die altirische Kirche 281
F. Das Frankenreich, Alamannien und Italien im 6. und 7. Jahrhundert 282

Register 285

Bilderverzeichnis.

Seite

Textseite aus dem Antiphonar von Bangor (S. 30). Handschrift von 680—691 von Bangor, wohl vom 9. Jahrhundert ab in Bobbio; jetzt in der Ambrosiana zu Mailand (Cod. C. 5 inf.) (Nach der Faksimile-Ausgabe von Warren, London 1893) 16

Anfang der Regula Coenobialis S. Columbani. Handschrift des 9./10. Jahrhunderts. Cod. 915 der Stiftsbibliothek in St. Gallen. (Phot. Rembrandt, St. Gallen) . . 52

Miniatur aus dem Missale Gothicum, S. 169b. Arbeit der Schule von Luxeuil. Um 700. Codex Regin. lat. 317 der Vatikanischen Bibliothek in Rom. (Nach Zimmermann, Vorkarolingische Miniaturen, Berlin 1916) . . 80

Textseite aus dem Codex Bobbiensis, auch Kolumban-Evangeliar genannt. (Codex k, S. 89.) Handschrift des 4. bis 5. Jahrhunderts aus Bobbio, jetzt in der Nationalbibliothek in Turin (G. VII. 15), enthaltend Matth. 13, 23—27. Die Handschrift trägt den im 17. Jahrhundert geschriebenen Vermerk: „volumen ms. . . . quod ut traditum fuit illud erat liber, quem Beatus Columbanus Abbas in pera secum ferre consueverat". (Nach der Faksimile-Ausgabe von Cipolla, Turin 1913) 112

Relief von der sog. Tutilo-Tafel. Elfenbeinschnitzerei des Mönches Tutilo von St. Gallen. 9. Jahrhundert. Stiftsbibliothek in St. Gallen 200

Grundplan des Klosters St. Gallen. 9. Jahrhundert. Stiftsbibliothek in St. Gallen 201

Reliquienschatz der Abteikirche (jetzt Basilica di S. Colombano) in Bobbio. (Phot.) 260

Erster Teil.

Auf der Insel der Heiligen.

1. Der Ruf des Herrn.

Die Legende erzählt, der hl. Patrick, der große Apostel Irlands, habe vor seinem Abschied aus dieser Welt (461) Gott gebeten, ihm den Ertrag seiner langjährigen mühevollen Arbeit zu zeigen. Sein Gebet ward erhört. Im Geiste auf den Gipfel eines hohen Berges entrückt, sah er die ganze Insel vor sich ausgebreitet und die Höhen und Täler, die Flüsse und Seen strahlend und glühend vom heiligen Feuer des göttlichen Glaubens. — Das war das Bild des christlichen Irlands im 6. und 7. Jahrhundert, wie es Gott und seine Engel geschaut haben müssen, wenn sie von den Himmelshöhen zur Erde herniederblickten. Die strahlenden, glühenden Feuerherde waren die schier unzähligen Klöster, die wie ein Riesennetz das ganze Land umspannten.

„Die irische Kirche", sagt Döllinger[1], „stand im 6. und 7. Jahrhundert in ihrer schönsten Blüte; der Geist des Evangeliums wirkte mit frischer, belebender Kraft in dem Volke; Scharen von Menschen aus dem höheren wie aus dem niederen Stande verließen nach dem Rate Christi alles, um ihm allein zu leben, und kein Land hatte wohl damals so viele fromme Stiftungen, so viele und so treffliche religiöse Genossenschaften aufzuweisen wie diese entlegene Insel. Rein und unverfälscht erhielt sich bei den Iren die

[1] Gesch. der christl. Kirche I, 2, 185.

christliche Lehre; sie wußten nichts von Häresien oder Spaltungen; in dem römischen Bischof verehrten sie das Oberhaupt der Kirche und standen mit ihm und durch ihn mit der allgemeinen Kirche in einer niemals unterbrochenen Verbindung. Die Schulen in den irischen Klöstern waren damals die besten im ganzen Abendlande; und während fast das ganze übrige Europa durch verheerende Kriege zerrüttet war, bot das friedliche und von feindlichen Einfällen damals noch freie Irland den Freunden der Wissenschaft und des aszetischen Lebens ein willkommenes Asyl dar. Die Fremden, welche nicht nur aus dem nahen Britannien, sondern auch aus den entfernteren Ländern des Kontinents häufig nach Irland wanderten, fanden bei den Iren gastfreundliche Aufnahme, empfingen unentgeltliche Verpflegung und wurden selbst mit den nötigen Büchern versehen."

Aus den Klöstern gingen fromme und gelehrte Männer hervor, die allerwärts die Überbleibsel des Heidentums vernichteten und Seelenernte für Christus hielten. Als dann gegen Ende des 6. Jahrhunderts das ganze irische Volk im wahren Glauben geborgen war und die „heilige Insel" zur „Insel der Heiligen" geworden, verließen die Mönche scharenweise den heimatlichen Strand, wirkten als Glaubensboten, als Stifter und Reformatoren von Klöstern und wurden so die Wohltäter der meisten Länder Europas.

In diese Glanzzeit der irischen Kirche fällt die Geburt des Mannes, dessen Lebensbild zu zeichnen wir unternommen haben.

Kolumbans[1] Heimat lag im südöstlichen Teile von Irland, in dem alten Königreich Lagenia oder Laigin, dem

[1] Über den Namen s. Anhang II, 1.

im großen und ganzen die heutige Provinz Leinster entspricht. Hier wurde er vor der Mitte des 6. Jahrhunderts, vielleicht 542, geboren[1]. Über die Standesverhältnisse seiner Eltern besitzen wir kein ausdrückliches Zeugnis. Allem Anscheine nach gehörten sie den höheren Kreisen ihres Stammes an; ob sie aber zu den Adeligen zählten, die eigene Ländereien besaßen, oder zu den nicht-adeligen Freien, deren Reichtum in Viehherden und andern beweglichen Gütern bestand, läßt sich nicht ermitteln.

Die Überlieferung weiß uns nichts über Kolumbans Vater zu berichten. Die wenigen Züge, die uns von seiner Mutter erhalten sind, genügen nicht, ein zuverlässiges Bild von ihr zu entwerfen. Wir können höchstens daraus schließen, daß sie eine tugendhafte christliche Frau war, eine zärtliche und tief empfindsame Mutter, die aber keineswegs den heldenmütigen Opfergeist teilte, der ihren Sohn in so hohem Grade auszeichnen sollte.

Schon vor der Geburt ihres Kindes ward der Mutter, wie Jonas[2] berichtet, dessen zukünftige Größe geoffenbart. Im Traum sah sie eine glänzende Sonne aus ihrem Schoß hervorgehen und die ganze Welt beleuchten[3]. Weise Männer, denen sie ihren Traum erzählte, wußten ihn ohne Mühe zu deuten. Eingedenk der Worte des Heilandes: „Die Gerechten werden leuchten wie die Sonne im Reiche ihres Vaters", erklärten sie, ein Sohn werde aus ihr geboren,

---

[1] S. Anhang II, 2.

[2] Vita Columbani I, 2 (Ed. Krusch), 154 f. Über Jonas von Bobbio und seine Lebensbeschreibung des hl. Kolumban s. Anhang I.

[3] Darum wird unser Heiliger abgebildet mit der strahlenden Sonne über seinem Haupte oder auf der Brust.

der die Welt mit dem Lichte seiner Heiligkeit erfüllen und die Füße vieler auf den Weg der Wahrheit lenken werde.

Bei den Iren, besonders der höheren Stände, war es damals Sitte, ihre Kinder schon im zartesten Alter andern Angehörigen des Stammes oder der Sippe zur Ernährung und Erziehung zu übergeben[1]. Kolumbans Mutter wollte von dieser Einrichtung nichts wissen; nicht einmal ihren nächsten Verwandten vertraute sie ihr Kind an. Es war ein Gnadenkind, von Gott für Großes vorherbestimmt, und sie war überzeugt, daß nur der Mutter sorgsame Hand geeignet sei, seine kindlichen Schritte zu lenken und sein zartes Herz zu bilden.

Den ersten Schulunterricht erhielt Kolumban im Elternhause. Sein Lehrer dürfte einer jener Ollaves oder berufsmäßigen Lehrer der Poesie und Geschichte gewesen sein, die, von einer großen Schülerzahl begleitet, zu bestimmten Zeiten das Land durchwanderten, Könige und Adelige aufsuchten und ihre Wissenschaft gegen gastliche Bewirtung und fürstliche Geschenke austauschten[2]. Später wird er wohl eine Bardenschule in der Nachbarschaft besucht haben. Diese Schulen waren an die Stelle der früheren heidnischen Druidenschulen getreten und hatten den Zweck, den Kindern wohlhabender Leute die Grundlagen einer allgemeinen völkischen Bildung im Sinne der Zeit zu vermitteln.

Noch im zartesten Jünglingsalter begann Kolumban das Studium der freien Künste. An geeigneten höheren Bildungsanstalten fehlte es nicht; gab es doch damals auf der Insel der Heiligen wenigstens ein größeres Kloster in jedem

[1] Joyce, Smaller Social History of Ireland 286, Anm. 2.
[2] Ebd. 187.

Stammesbezirk. Die mit den Klöstern verbundenen Schulen standen nicht nur den Ordenskandidaten, sondern allen lernbegierigen Knaben und Jünglingen ohne Ausnahme offen. So erklärt es sich, daß der junge Kolumban, noch bevor er eine eigentliche Berufswahl getroffen hatte, den höheren Studien obliegen konnte. Sein Biograph rühmt ihm nach, er habe sich mit großem Eifer den edlen Wissenschaften und den Studien der Grammatiker hingegeben. Bei seiner ausgezeichneten Begabung faßte er alle Lehrgegenstände sehr leicht auf und hatte die größte Freude daran. In diesen ernsten Studien verbrachte er seine Jugendjahre [1].

Da trat eine entscheidende Wendung in seinem Leben ein. Er war so ausnehmend schön von Gestalt, so lieblich und blühend von Angesicht, so tugendhaft, so wohlgesittet und liebenswürdig in seinem Benehmen, daß er unwillkürlich aller Blicke auf sich zog und aller Herzen an sich riß. Da begann der alte Feind seine tödlichen Geschosse gegen ihn zu richten. Einige leichtfertige Weiber, von unreiner Liebe zu ihm entbrannt, wetteiferten, ihn in ihre Netze zu ziehen, die schon so manchem Jüngling verderblich geworden. Seine edle Natur empörte sich zwar gegen die Lockungen der Sinnlichkeit; aber er spürte doch jenen Stachel des Fleisches, der den Völkerapostel so sehr beunruhigte, daß er dreimal den Herrn bat, ihn davon zu befreien. Vielleicht hatte er in jugendlicher Sorglosigkeit seine Augen nicht genügend bewacht; vielleicht war er zu frei im Umgang mit seinen Nachbarinnen gewesen — wie dem auch sei, ob er die Versuchung selbst herbeigeführt oder die Versuchung sich ihm ohne sein Zutun aufgedrängt hatte: die

[1] V. Col. I, 3, 155.

Gefahr war da; er mußte ihr entgegentreten. Er fühlte, daß er auf schlüpfrigen Boden geraten sei, und war besorgt, den Fuß zurückzuziehen, bevor es zu spät sein würde. Mit verdoppeltem Eifer widmete er sich seinen Studien; er vertiefte sich in die Werke der Rhetoriker, suchte die Geheimnisse der Geometrie zu ergründen und las fleißig in der Heiligen Schrift. Aber alle seine Anstrengungen waren vergebens: die böse Schlange zischte weiter; der Kampf zwischen Geist und Fleisch wogte unentschieden hin und her. Die Gabe der Schönheit drohte in der Tat eine „verhängnisvolle Gabe" zu werden.

In dieser Zeit heißen Ringens, da er sich seiner ganzen Schwäche und seiner Neigung zum Bösen so schmerzlich bewußt geworden, tauchte zum erstenmal der Gedanke in ihm auf, der Welt zu entsagen und sich dem Klosterleben zu weihen. Er war am Scheideweg angelangt, und wie Herakles überlegte er, welchen Lebenspfad er in Zukunft wandeln solle. Liebe zu Heimat und Vaterland, glänzende Aussichten auf Reichtum und Ehrenstellen, die Furcht, das zarte Herz einer Mutter zu verletzen, die mit unbegrenzter Liebe an ihm hing, redeten ihm zu, in der Welt zu bleiben. Zudem, konnte er nicht wie so viele andere, wie seine eigenen Eltern, auch ohne Haarschur und Kutte sein Heil wirken? Anderseits bedachte er, wieviel leichter er seine Seele fern von den Lockungen der Welt retten könne; und was waren alle Reichtümer, alle Würden im Vergleich mit den unvergänglichen Lorberen, die dem treuen Christusjünger winken?

Außerstande, selbst einen endgültigen Entschluß zu fassen, begab sich Kolumban zur Zelle einer frommen, gottgeweihten Klausnerin. Nachdem er sie ehrfurchtsvoll begrüßt, eröffnete er ihr die inneren Kämpfe seines Herzens, seine Versuchungen

und Befürchtungen, seine Angst um sein Seelenheil und den halb gefaßten Vorsatz, von der Welt Abschied zu nehmen. „Fünfzehn Jahre sind vorüber", gab sie ihm zur Antwort, „daß ich fern von der Heimat bin und diese Stätte in der Fremde erwählt habe; niemals habe ich rückwärts geschaut, und wenn nicht die Schwachheit meines Geschlechtes im Wege gestanden, so wäre ich übers Meer gegangen und hätte einen besseren Ort zu meinem Aufenthalt ausgesucht. Du aber, im Feuer der Jugend glühend, bleibst auf dem Boden der Heimat sitzen; den Stimmen des Fleisches leihst du, wenn auch gegen deinen Willen, aus Schwachheit dein Ohr und meinst ohne Schaden mit dem andern Geschlecht umgehen zu können. Aber bedenkst du nicht, wie Adam durch Evas Rat gefallen, wie Samson von Dalila betrogen, David durch die Schönheit der Bethsabee zur Ungerechtigkeit verleitet, der weise Salomon von Weiberliebe berückt wurde? Fort, o Jüngling, fort! Entrinne dem Verderben, in das, wie du weißt, so viele gefallen sind! Verlaß den Weg, der zu den Pforten der Hölle führt!" [1]

Diese Worte machten einen tiefen Eindruck auf das empfängliche Herz des Jünglings. Sie waren hart; aber ihre Härte war nicht ohne Süßigkeit: waren sie doch nur ein Widerhall jener Worte des Heilandes: „Was nützt es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt, an seiner Seele aber Schaden leidet?" (Matth. 16, 26.) Ohne Zweifel, die Stimme, die er gehört, war die Stimme Gottes. Der Ruf des Herrn war an ihn ergangen, und wie Samuel war er fest entschlossen, ihm zu folgen. Einige Worte des Dankes stammelnd, eilte er von dannen. Erst als er sich von seinen

[1] V. Col. I, 3, 156 f.

Freunden und Studiengenossen verabschiedet hatte, trat er vor seine Mutter, um ihr seinen Entschluß mitzuteilen.

Ein reicher Jüngling hatte den hl. Hieronymus nach dem Osten begleitet und ihm versprochen, die Entbehrungen des Wüstenlebens mit ihm zu teilen. Später gab er sein Vorhaben auf, um sich der Erziehung des Sohnes seiner verwitweten Schwester zu widmen. Da richtete der hl. Hieronymus folgende Worte an ihn: „Mag dir auch dein kleiner Neffe am Halse hängen; mag auch deine Mutter mit aufgelösten Haaren und zerrissenen Kleidern dich an die Mutterliebe erinnern, mit der sie dich gepflegt; mag sogar dein Vater auf der Schwelle liegend dich beschwören: schreite mutig über den Vater weg, eile trockenen Auges zur Fahne Christi! Nur das ist wahre Kindesliebe, in diesen Dingen grausam zu sein.“ [1] Der große Kirchenlehrer hatte gewiß nicht geahnt, als er diesen strengen Rat niederschrieb, daß nach zweihundert Jahren ein Jüngling im fernen Irland ihn buchstäblich ausführen würde.

Als Kolumbans Mutter erfuhr, daß er sie auf immer verlassen wolle, war sie ganz trostlos. Er war ihre einzige Hoffnung, ihre Freude, ihr Stolz, und nun sollte sie sein Antlitz nimmermehr schauen! Ihre Mutterliebe machte sie taub gegen alle höheren Erwägungen. Unter einem Strom von Tränen beschwor sie ihn, sie doch nicht in ihrer Witwenschaft allein zu lassen. „Weißt du nicht“, war seine einzige Antwort, „was der Herr spricht: ‚Wer Vater und Mutter mehr liebt als mich, ist meiner nicht wert‘?“ Und als sie sich ihm in den Weg stellte und ihm die Schwelle verwehrte, bat er sie inständig, ihn ziehen zu lassen. „Rie-

[1] Ep. ad Heliodorum (Migne, P. lat. 22, 348). Vallarsi 14, 2.

mals!" rief sie aus und warf sich in heller Verzweiflung quer über die Türschwelle hin. Ohne Zögern schritt er festen Fußes über Schwelle und Mutter hinweg. „Lebe wohl!" rief er ihr noch zu, „und sei getrost, obgleich wir uns in diesem Leben nicht mehr sehen werden. Wo mich mein Weg auch immer hinführen mag, so denke, es sei der Weg des Heils, den ich wandle. Lebe wohl! Im Himmel sehen wir uns wieder."

Wer alles an dem Maßstabe dieser Welt mißt, wird Kolumbans Handlungsweise im höchsten Grade unnatürlich, ja krankhaft finden; er wird ihm Gefühllosigkeit und Mangel an Eltern- und Heimatliebe vorwerfen. Die Welt ist aber nun einmal blind, wie Marko, der Lombarde, Dante [1] versicherte. Trennt sich einer von Weib und Kind, von Haus und Hof, nur „um die Seifenblase Ruhm in der Mündung der Kanone" oder auf den Eisfeldern des Nordpols zu suchen, so nennt die Welt ihn einen Helden; von jenem Geiste heldenmütiger und rückhaltloser Weltverachtung, der um des Himmelreiches willen auch Gewalt gegen sich selbst zu brauchen bereit ist, hat sie keine Ahnung. „Das Wort vom Kreuze ist zwar denen, die verloren gehen, Torheit; denen aber, die selig werden, ist es Gottes Kraft" (1 Kor. 1, 18).

2. Beim hl. Sinell auf Cluain-Inis.

Nach der herzzerreißenden Trennung von seiner Mutter lenkte Kolumban seine Schritte nordwärts, dem Ulsterlande zu. Sein Ziel war Cluain-Inis, eine Insel im Unter-

[1] Purg. xvi, 66.

Erneſee, unweit der heutigen Stadt Enniskillen, wo Sinell, ein Schüler des heiligen Finnen von Clonard, eine Kloſterſchule gegründet hatte, die im ganzen Lande in hohem Anſehen ſtand. Hier fand der Flüchtling gaſtfreundliche Aufnahme und in dem Abte einen Lehrer, der ſich durch tiefe Frömmigkeit und gründliche Kenntnis der Heiligen Schrift unter ſeinen Landsleuten auszeichnete.

Der Meiſter bemerkte bald den ſcharfen, durchdringenden Verſtand ſeines neuen Schülers und verwandte beſondere Sorgfalt auf ſeine Ausbildung. Sinells Lehrweiſe war ebenſo einfach wie anziehend und zweckentſprechend. Er durchging mit ſeinen Zöglingen die ganze Heilige Schrift und führte mit ihnen vertrauliche und gelehrte Geſpräche. Bald ſtellte er ihnen Fragen über das Geleſene, um ihre Fähigkeiten und Schwächen kennenzulernen, bald beantwortete er ſeinerſeits mit größter Einſicht und Bereitwilligkeit die Fragen, die ſie an ihn richteten. Kolumban löſte die ſchwierigſten Fragen, beſcheiden zwar, wie ſein Biograph bemerkt, um nicht der Eitelkeit zu huldigen, aber auch mit Mut und Zuverſicht[1]. So wurde er denn bald die Freude und der Stolz ſeines Lehrers wie ein Gegenſtand der Bewunderung für ſeine Mitſchüler.

Wie lange Kolumban in Cluain-Inis blieb, wiſſen wir nicht; ſein Aufenthalt dürfte ſich aber über mehrere Jahre erſtreckt haben, denn er vollendete nicht nur den vorgeſchriebenen Lehrgang, ſondern befaßte ſich auch ſchon mit mancherlei literariſchen Arbeiten.

Die erhaltenen Schriften unſeres Heiligen, die nur einen geringen Bruchteil ſeines ſchriftſtelleriſchen Schaffens dar-

[1] V. Col. I, 3, 157 f.

stellen, lassen uns einen Blick in den Bildungsgang der altirischen Klosterschulen tun. In der lateinischen Sprache hatte sich Kolumban gründliche Kenntnisse erworben. Davon legen ganz besonders seine Briefe beredtes Zeugnis ab: trotz einiger Mängel, die in der Geistesrichtung der Zeit ihre Erklärung finden, sind sie durchgängig in wahrhaft schönem Latein geschrieben. Auch in den Gesetzen der Metrik war er gut unterrichtet und schrieb mit gleicher Leichtigkeit heroische wie adonische Verse. Die Werke der großen abendländischen Kirchenväter, vor allem die des hl. Hieronymus, hatte er sorgfältig gelesen und exzerpiert. Auch mit den besten heidnischen und altchristlichen Dichtern war er wohl vertraut. Seine Briefe und Gedichte weisen zahlreiche Zitate aus ihren Werken auf. Einige Griechen, wie Eusebius, Basilius und Sixtus der Pythagoreer, waren ihm, wohl durch Rufins Übersetzungen, bekannt. Der griechischen Sprache selbst scheint er nicht mächtig gewesen zu sein, obgleich einige griechische Wörter in seinen Schriften vorkommen [1].

Im Einklang mit ihrer tiefchristlichen Lebensanschauung machten die Gründer der irischen Klosterschulen die Heilige Schrift zum Mittelpunkte der gesamten Bildung. Alle andern Fächer waren in ihren Augen von untergeordneter Bedeutung, gleichsam nur die Vorhalle zum heiligen Palaste, die Dienstmägde der hehren Königin. Die klassischen Schriftsteller wurden nicht um ihrer selbst, um ihrer eigenen Schönheit willen gelesen und abgeschrieben, sondern weil man in ihnen wertvolle Hilfsmittel zum besseren Verständnis der heiligen Bücher erblickte.

[1] S. Anhang II, 3.

Mit der lectio divina, der göttlichen Lesung, wie die Geistesmänner jener Tage das Studium der Heiligen Schrift ebenso treffend wie liebevoll nannten, beschäftigte sich auch Kolumban aufs eingehendste. Wie wir bereits gesehen haben, hatte er das Schriftstudium schon im Knabenalter begonnen; aber erst unter Sinells sachkundiger Leitung erwarb er sich jene vertraute Bekanntschaft mit den heiligen Büchern, die uns in allen seinen Schriften so wohltuend anmutet. Liest man z. B. seine Briefe, so ist man fast geneigt zu glauben, daß er die ganze Bibel auswendig konnte. Ein in größter Eile und unter den denkbar ungünstigsten Umständen geschriebener Brief an seine Mönche weist nicht weniger als 29 Zitate auf, die 17 verschiedenen Büchern des Alten und des Neuen Testaments entnommen sind. Ein anderer Brief, an Papst Bonifaz IV. gerichtet, ist buchstäblich mit Bibelstellen übersät.

Schon in Cluain-Inis begann Kolumban die Ergebnisse seiner Schriftforschung für die Nachwelt niederzuschreiben. „Er hatte solche Schätze göttlichen Wissens gesammelt", berichtet Jonas[1], „daß er, noch im Jünglingsalter, das Buch der Psalmen in zierlicher Sprache auslegte und vieles andere verfaßte, wert zu singen und nützlich zu lehren."

Nachdem Kolumban die Schule Sinells durchgemacht hatte, trat er der eigentlichen Berufsfrage näher und sah sich nach einer Mönchsgenossenschaft um, die seinen aszetischen Idealen am besten entsprach. Wir wissen nicht, warum er sich Sinells Mönchen nicht anschließen wollte. Vielleicht schien ihm Cluain-Inis nicht weit genug von seiner Heimat zu sein;

[1] V. Col. 1, 3, 158. S. Anhang II, 4.

vielleicht sehnte er sich nach einer strengeren Klosterregel oder nach einem ausgedehnteren Wirkungskreis.

In ganz Irland sprach man damals von dem neuen Kloster Bangor, von der Frömmigkeit und Gelehrsamkeit seines Stifters Comgall und der äußerst strengen Zucht, die unter seinen Mönchen herrschte. Hunderte von Jünglingen verließen täglich Heimat und Stammesgenossen, um sich seiner Leitung anzuvertrauen. Auch Kolumban, von der allgemeinen Begeisterung hingerissen, nahm Abschied von Lough Erne und schlug den Weg nach der Bucht von Carrickfergus ein.

3. In der Schule der Heiligkeit.

Im Ulsterlande, am Südufer der Bucht von Carrickfergus, hatte Comgall, aus dem Fürstengeschlechte des irischen Dalriada, im Jahre 558 das Kloster Bangor gegründet und es alsbald zu einer bedeutenden Bildungsstätte erhoben.

Bangor war eine echt altirische Mönchssiedelung[1]. Das Hauptkloster bestand aus einer Gruppe von vielen runden oder rechteckigen Hütten aus Holz oder Flechtwerk in einem nicht unbedeutenden Umkreise angelegt und von einem starken Erdwall und Pfahlzaun umgeben. Die größeren Hütten dienten als Gasthäuser, Schulräume, Werkstätten, Scheunen,

[1] Für die Einrichtung usw. der altirischen Klöster s. Adamnan, Vita S. Columbae (Boll. Ian. II, 180 ff.) passim. Bangor in Ulster ist nicht zu verwechseln mit Bangor in North Wales, das auch um diese Zeit ein berühmtes Kloster war. Vgl. Beda, H. E. II, 2: Nobilissimum eorum monasterium. Bangor bedeutet „großer Kreis", d. i. Kongregation oder Kloster.

Refektorien usw., während die kleineren, die für kaum mehr als zwei oder drei Personen Raum boten, die eigentlichen Mönchswohnungen oder Zellen waren. Das wichtigste Gebäude war die Kirche, ebenfalls aus Holz gebaut, aber vermittelst einer Efeubekleidung gegen die Einflüsse der Witterung geschützt. In der Nähe der Kirche und etwas abgesondert von den übrigen Zellen befand sich die Wohnung des Abtes. Wegen ihrer festeren Bauart und ihrer erhöhten Lage stellte sie mehr vor als ihre bescheideneren Genossinnen. Von der Schwelle aus konnte der Abt sein kleines Reich überblicken und das Kommen und Gehen seiner Untertanen überwachen.

In der Nähe des Hauptklosters waren mit der Zeit eine Anzahl Zweigniederlassungen entstanden, die aber in engster Verbindung mit dem Mutterkloster blieben und unter einer Oberleitung standen.

Solche Klöster waren rasch gebaut. Eine Burg (Rath genannt) aus heidnischer Zeit, von ihren früheren Insassen verlassen und den Mönchen von dem Gaufürsten oder dem Stamme geschenkt, bot eine geeignete Baustelle und eine fertige Klausur. Mit Hilfe der Umwohner wurden die allernotwendigsten Gebäulichkeiten schnell hergestellt. Jeder neue Ankömmling errichtete sich dann seine eigene Zelle aus Flechten und Zweigen, die er im Walde gesammelt, und deckte sie mit Stroh aus der Klosterscheune.

Entsprechend einfach wie die äußere Anlage war das Innere der Zellen. Eine rauhe Bank, ein schmuckloser Tisch, ein halbes Dutzend Wachstäfelchen, einige Pergamentstreifen, ein metallener Schreibstift, ein Tintenhorn und Gänsekiele — sonst war nichts im Zimmer zu sehen, außer vielleicht einer ledernen, mit langen Tragriemen versehenen Tasche, die an

der weißgetünchten Lehmwand hing und einige Bücher enthielt. Ein Häuflein Stroh oder Binsengras, worüber der Mönch für die Nacht seinen Mantel ausbreiten konnte, diente ihm als Lagerstätte — falls er es nicht vorzog, auf der nackten Erde zu schlafen.

Nach der sehr alten, aber leider nicht in allen Stücken zuverlässigen Lebensbeschreibung des hl. Comgall[1] belief sich die Zahl der Mönche von Bangor, wohl mit Einschluß der Tochteranstalten, schon zu Lebzeiten des Stifters auf etwa dreitausend[2]. Wir haben um so weniger Grund, an der Richtigkeit dieser Angabe zu zweifeln, da wir aus guter Quelle wissen, daß Klöster mit über tausend Insassen im 6. Jahrhundert in Irland keine Seltenheit waren[3]. Auch in andern Ländern begegnen wir Klöstern mit sehr hoher Einwohnerzahl. So war nach Beda die Zahl der Mönche von Bangor in Wales so groß, „daß keine der sieben Abteilungen, in welche das Kloster unter je einem Vorstand eingeteilt war, weniger als dreihundert Personen zählte". Der hl. Serapion von Thmuis war von Tausenden von Jüngern umgeben, und die Mönchskolonie von Tabennä zählte beim Tode des hl. Pachomius fast siebentausend Mitglieder. Als der hl. Martinus starb, sollen ihn zweitausend Mönche zu Grabe geleitet haben.

Welche Regel in Bangor befolgt wurde, steht nicht fest. Wie in vielen andern Klöstern, so gab es auch hier wohl

---

[1] Bolland. Mai II 582.

[2] Eine von der Vita Comogelli unabhängige Quelle aus dem 8. Jahrhundert — die Ratio de Cursus — bestätigt diese Angabe (Haddan and Stubbs I 139).

[3] Über den Aufschwung des Klosterwesens in Irland s. Anhang II, 5.

keine geschriebene Regel, sondern nur mündlich überlieferte Vorschriften. Unter den noch teilweise erhaltenen, in altirischen Versen geschriebenen Regeln befindet sich zwar auch eine, die dem hl. Comgall zugeschrieben wird[1]; aber selbst wenn sie echt ist, sie kann die wegen ihrer großen Strenge weit und breit bekannte Regel von Bangor nicht gewesen sein, da sie weiter nichts als eine kurze Sammlung von Sinnsprüchen und frommen Ermahnungen enthält. Wie auch immer die Regel des hl. Comgall beschaffen sein mochte, aus den herrlichen Strophen, welche das Antiphonar von Bangor[2] ihrem Lobe widmet, wissen wir, daß sie eine ausgezeichnete Führerin zum höheren Leben gewesen ist:

Benchuir, du selbst die gute Regel bist,
Rechtleitend sie und göttlich ist,
Fromm, heilig, wie die Sonne klar,
Erhaben auch und wunderbar.

Haus Benchuir, du so selig traut,
Bist auf des Glaubens Fels gebaut,
Des Heiles Hoffnung schön dich schmückt,
Die Liebe Gottes dich beglückt.

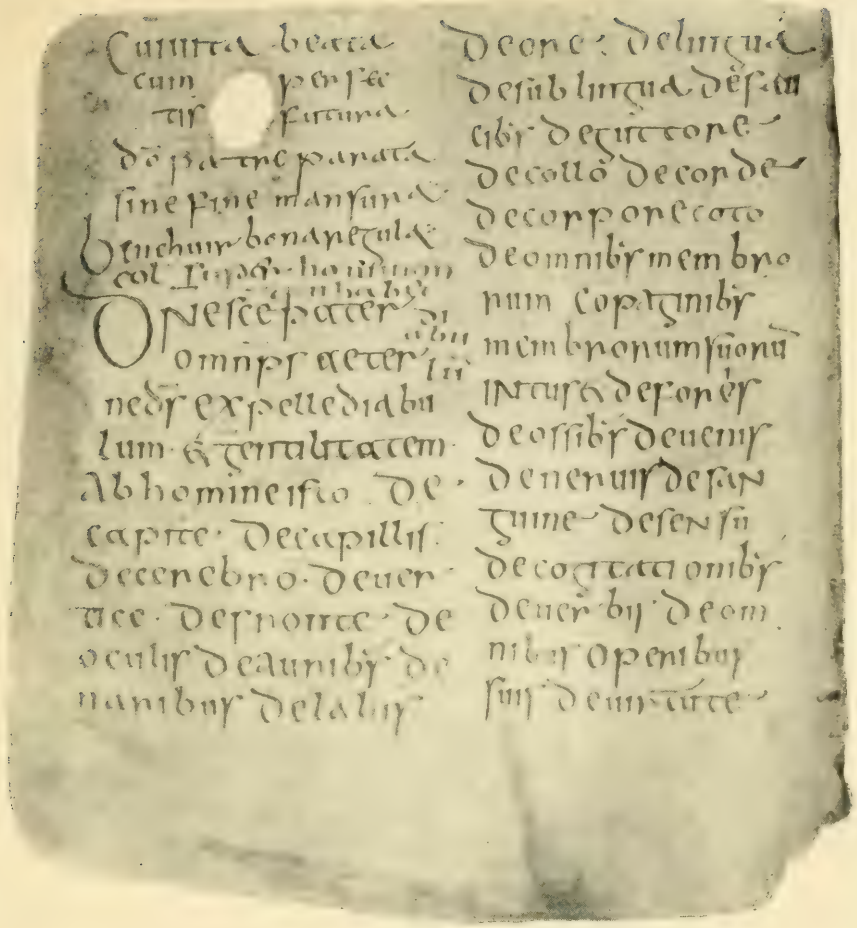
Beim Wogenschlag ein fester Kahn,
Vergebens fällt der Sturm dich an,
Du bist am Fest die schmucke Braut,
Nach der dein König gnädig schaut.

Ein Haus von Himmelswonne voll,
Bist du auf Fels gegründet wohl.

---

[1] Herausgegeben und übersetzt von J. Strachan in „Éri-u" I (1904) 191—208.

[2] Ed. Warren I 30. Über das berühmte, um das Jahr 680/91 vollendete Antiphonar vgl. Cabrol in Dict. d'arch. chrét. et de liturgie, Art. Bangor, Antiphonaire de.



Textseite aus dem Antiphonar von Bangor.
Handschrift von 680—691.

Erste Spalte (oben links) die letzte Strophe des Loblieds auf die Regel von Bangor:

Cui vita beata
Cum perfectis futura,
Deo Patre parata
Sine fine mansura,
Benchuir bona regula.

Es folgt eine Teufelsbeschwörungsformel (Exorcismus).

Gepflanzt ein Weinberg, wie bekannt,
Herüber aus Ägyptenland.

Wahrhaft die feste Stadt du bist,
Die stark und gut befestigt ist,
Die ruhmumstrahlet immer siegt
Und auf dem hohen Berge liegt.

O Arche ganz mit Gold belegt,
Der Cherub dich beschützend hegt,
Den Heiligtümern du ein Hort,
Vier Männer tragen froh dich fort.

Du Christo teure Königin rein,
Dein Kleid glänzt wie der Sonnenschein,
Die hohe Einfalt, tiefe Wissenschaft,
Hat allwärts dir den Sieg verschafft.

Du Königssaal, so schön bemalt,
Im Glanz der Edelsten er strahlt,
Du Hürd', wo Christi Herd' sich schart,
Dem höchsten Vater aufbewahrt[1].

In Bangor wie anderswo bildeten die evangelischen Räte der persönlichen Armut, der ehelosen Keuschheit und des Gehorsams die Grundlage des gesamten Ordenslebens.

Ohne die Erlaubnis seines Abtes, lautet eine kanonische Vorschrift, die in ganz Irland Geltung hatte, darf kein Mönch, weder während seines Lebens noch in der Todesstunde, über sein Vermögen verfügen. Von den irischen Mönchen auf der Insel Lindisfarne berichtet Beda[2]: „Außer ihren Herden hatten sie gar kein Vermögen. Erhielten sie von den Reichen einmal ein Geldgeschenk, so gaben sie es alsbald den Armen oder verwendeten es auf den Loskauf

[1] Greith, Gesch. der altirischen Kirche 249. [2] H. E. III, 4, 26.

derer, die frevelhaft als Sklaven verkauft worden. So sehr waren sie gestählt gegen die Pest des Geizes, daß niemand Ländereien oder Besitzungen annahm, um darauf Klöster zu erbauen, es sei denn, daß die Mächtigen dieser Welt sie geradezu genötigt hätten. Wie spärlich und enthaltsam sie gelebt, das bezeugt auch der Ort, der ihr eigen gewesen; denn bei ihrem Abzuge befanden sich daselbst außer der Kirche nur sehr wenige Gebäulichkeiten, und zwar nur so viele, als zum Lebensunterhalte der Mönche durchaus erforderlich waren."

Ein Vorfall, der in die Zeit gehören dürfte, da Kolumban sich in Bangor aufhielt, zeigt uns, wie überaus dürftig Comgalls Mönche lebten. Eines Tages traf der Abt Finnian von Maghbile ganz unerwartet zu Besuch ein. Ihm zu Ehren wurde ein gemeinsames Mahl zubereitet. Die Gerichte bestanden aber nur aus Brot und Wasser und einigen gebratenen Fischen, welche die Brüder in der nahen See gefangen hatten. Wegen seiner schwächlichen Gesundheit bat man den Gast, statt Wasser ein wenig Milch zu trinken. Er willigte ein, aber nur unter der Bedingung, daß auch den Mönchen, die mit zu Tische saßen, die gleiche Begünstigung zuteil werde; und erst von da an wurde der Gebrauch der Milch für die Kranken und die Greise in Bangor eingeführt.

Strenger Gehorsam wurde von allen Mönchen gefordert. Der Mönch, heißt es in einem Synodalbeschluß, muß seinem Abte ebenso unbedingt gehorchen wie ein Sklave seinem Herrn; er darf nicht einmal in bezug auf die Art und den Ort seiner Beisetzung einen Wunsch äußern[1]. Der

[1] Wasserschleben, Irische Kanonensammlung XLI 8.

wahre Mönch hat keinen eigenen Willen mehr; wie ein Kind soll er auf Geheiß seines Vorgesetzten kommen und gehen, tun und lassen.

Sünden gegen die Keuschheit wurden mit den schwersten Strafen geahndet. Eine Verordnung, die auf den hl. Patrick selbst zurückgeht, verbietet ausdrücklich jeder gottgeweihten Person, eine Ehe einzugehen, und droht allen, welche dieses Verbot übertreten, mit dem Kirchenbann. Mönche und Nonnen durften nicht in demselben Gasthof absteigen, in demselben Wagen fahren oder längere Gespräche miteinander führen[1]. Eingedenk der Verheißung: „Selig sind, die ein reines Herz haben, denn sie werden Gott anschauen", sollte der wahre Mönch rein sein in Gedanken, Worten und Werken und selbst den geringsten Schein der Sünde vermeiden. Der hl. Beda stellt den Nachfolgern des hl. Kolumba auf Jona das schöne Zeugnis aus, daß sie „feurige und genaue Beobachter der Frömmigkeit, der Keuschheit und Enthaltsamkeit" gewesen seien.

Trotz mehrfacher Versuche, das Gegenteil zu beweisen, unterliegt es keinem Zweifel, daß die irischen Mönche sich durch feierliche Gelübdeablegung zur Beobachtung der evangelischen Räte verpflichteten. Ausdrücken, wie: „Sich Gott durch das Mönchsgelübde weihen", „das Gelübde der Vollkommenheit ablegen", begegnen wir wiederholt bei Adamnan von Jona und andern Schriftstellern des 7. Jahrhunderts. Um einen gewissen Maglocunus, der seinem Klosterberuf untreu geworden war, zur Einkehr und Umkehr zu bestimmen, erinnert ihn der hl. Gildas an die Gelübde, die er „vor Gott dem Allmächtigen

[1] Ebd. XVIII, c. 3.

und im Angesichte der Engel und der Menschen" abgelegt habe[1].

Der hl. Comgall sorgte nicht nur für genaue Beobachtung der Regel, sein Leben selbst war für seine geistlichen Söhne die beste Regel; denn in allen Tugendübungen ging er ihnen als leuchtendes Beispiel voran. „Schon in der Blüte der Jugend im göttlichen Gesetze erfahren und in der Heiligen Schrift vortrefflich unterrichtet, war er reich an heiligen Schätzen; in seinen Sitten rein, lehrte er, wie ein zweiter Stephanus, mit unerschrockenem Starkmut durch sein Beispiel den andern göttliche Weisheit. Gleichwie die Sonne in der Mittagshöhe leuchtet, so strahlte er in jeglicher Tugend und schwang mit starker Hand das Schwert des Geistes, immer sicher, die Stolzen niederzuschlagen. Dabei demütig und milde, im Gesetze Gottes erprobt, liebenswürdig im Verkehr, war er Gott und den Menschen teuer. Von Gottesliebe erfüllt, trat er die tückische Welt mit Füßen, und ein Liebhaber keuscher Scham, bildete er sein Herz zu einem Gottestempel aus, der mit den herrlichsten Tugendblumen geschmückt war. In seiner Seele brannte die Lampe der Weisheit, genährt durch das Öl guter Werke. Darum war er ruhmvoll bekannt in der Rangordnung der Äbte, in der geordneten Kriegsschar der Mönche, in den Reihen der Einsiedler, in der Versammlung der Väter — in Wahrheit ein apostolischer Mann, würdig, den ihm bereiteten Sitz im Himmel unter den Heiligen einzunehmen."

So schildert uns den hl. Comgall einer seiner getreuen Jünger[2]. Kein Wunder, daß Bangor unter einem solchen

[1] Adamnan, Vita S. Columbae II 39. Gildas, De Excidio (Migne, P. lat. 69, 552).

[2] Antiphon. Benchor.

Vorstand fruchtbar an heiligen Männern wurde. Das Leben der Mönche war in der Tat so heiligmäßig, daß Bangor im Volksmunde nur „das Tal der Engel" hieß. Ein frommer Bischof dankte Gott, daß es ihm vergönnt worden sei, die Reinheit der Engel, den Feuereifer der Apostel und die todesmutige Liebe der Märtyrer hier vereinigt zu finden[1]. Die Übung der Frömmigkeit, „die zu allem nützlich ist", war mit der Erwerbung der wahren Wissenschaft, die nicht aufbläht, in schönster Harmonie verbunden. Als Comgall einst den jungen Luan ermahnte, auf der Hut zu sein gegen die Gefahren eines allzu leidenschaftlichen Studiums der freien Künste, antwortete dieser: „Wenn ich alle Erkenntnis und alle Weisheit Gottes hätte, so würde ich Gott nie beleidigen; denn nur wer ihn nicht kennt, ist ihm ungehorsam." Worauf der Abt ihn entließ mit den Worten: „Mein Sohn, du bist fest im Glauben, und die wahre Wissenschaft wird dir den Weg zum Himmel ebnen."

Um diese wahre Gottesgelehrtheit, diese Wissenschaft der Heiligen zu erlernen, war Kolumban nach Bangor geeilt. Und aus dem Schüler ward bald ein Meister. In der richtigen Erkenntnis, daß die erste Tugend, die der Mönchsberuf fordert, die Abtötung ist, „fing er an, sich ganz dem Beten und Fasten hinzugeben und das sanfte Joch Christi zu tragen, sich selbst zu verleugnen, sein Kreuz auf sich zu nehmen und Christo zu folgen"[2]. Er lebte allzeit in Erwartung des zukünftigen Lebens, als hätte er bereits die irdischen Bande abgestreift und wäre schon für diese Welt

[1] Bolland. Act. SS. Aug. III, 57.

[2] V. Col. I, 4, 158—159.

gestorben. Aus dieser Seelenstimmung, wie aus einer reichen, unversiegbaren Quelle, gingen all seine Handlungen hervor. Wie der hl. Antonius, so nahm auch er für seine Person nie Rücksicht auf die Zeit, die hinter ihm lag, sondern machte Tag für Tag, als wenn er seine frommen Übungen eben erst begonnen hätte, noch größere Anstrengungen, um weiterzukommen auf dem Wege der Tugend, sich beständig die Worte des Apostels zurufend: „Ich vergesse, was hinter mir liegt, und strebe nur nach dem, was vor mir ist."

Als Kolumban das kanonische Alter von dreißig Jahren erreicht hatte, wurde er zum Priester geweiht[1] — eine Ehre, die zu jener Zeit nur wenigen Mönchen zuteil wurde. Bald darauf übertrug ihm Comgall auch die Leitung der Klosterschule[2]. Der Ruf des neuen Meisters drang bald weit über die Grenzen Ulsters hinaus, und die Vornehmen des Landes schätzten sich glücklich, ihm ihre Söhne anzuvertrauen. Unter seinen Schülern befand sich auch ein junger Edelmann aus dem alten Geschlechte der Hy-Censealach, Caillech oder Gallus mit Namen, der ihn später nach dem Festlande begleitete, viele Jahre Freud' und Leid mit ihm teilte und dann der Begründer von St. Gallen und der Apostel der Alamannen wurde.

4. Auszug aus Bangor.

Eine Reihe von Jahren hatte Kolumban in Bangor verlebt, sich selbst heiligend und seinen Brüdern durch Wort und Beispiel den Weg zum Himmel weisend. Da

[1] S. Anhang II, 6.

[2] Vita S. Galli 1 (Boll. Oct. VII, 859).

kam ihm auf einmal das strenge Klosterleben allzu geistig süß, zu friedlich still vor. Er sehnte sich nach größeren Entbehrungen, härteren Bußübungen, vollständigerer Losschälung von Fleisch und Blut. Er fühlte, wie Jonas sich ausdrückt, in seiner Brust das Feuer, von welchem der Herr sagt, daß er gekommen sei, es auf Erden anzuzünden. Es regte sich wohl auch in ihm der unstäte Stammesgeist, das Streben in die Weite, der leidenschaftliche Drang zum Wallfahrten und Predigen, der auch heute noch ein so hervorstechender Charakterzug der Iren ist. Die Worte der Klausnerin: „Wenn nicht die Schwachheit meines Geschlechtes im Wege gestanden, so wäre ich übers Meer gegangen und hätte einen besseren Ort in der Fremde zu meinem Aufenthalt erwählt", tönten ihm unaufhörlich ins Ohr. War das nicht ein himmlischer Fingerzeig? Er dachte oft an seinen großen Landsmann und Namensvetter Kolumba[1], der sich vor vielen Jahren auf dem Westmeer eingeschifft hatte und weiter und immer weiter gefahren war, bis er endlich eine einsame Felseninsel erreicht hatte, von wo aus er die Gipfel seiner heimatlichen Berge nicht mehr sehen konnte. Mit jedem Tage ward ihm klarer, daß er Bangor verlassen müsse. Wie Abraham fühlte er sich berufen, aus seinem Vaterlande zu ziehen und aus seiner Verwandtschaft, in ein Land, das Gott ihm zeigen würde. In der Fremde angelangt, würde der Herr ihm schon kundtun, was er mit ihm vorhabe.

Sein heißes Verlangen, in fremden Ländern für die Ausbreitung des Reiches Gottes zu wirken, offenbarte er end-

[1] Der Gründer von Jona und Apostel von Schottland. S. sein Leben, von Adamnan geschrieben.

lich dem hl. Comgall, bei dem er aber anfangs kein Entgegenkommen fand. Der Plan seines Schülers entsprach zwar dem Gedankenkreis, in dem der Abt sich selbst bewegte; allein es fiel ihm überaus schwer, in seinem Alter die Unterstützung eines so vortrefflichen Mannes entbehren zu sollen. Im stillen hatte er vielleicht die Hoffnung gehegt, der in der Vollkraft der Jahre stehende Mann werde nicht nur der Trost seines Lebensabends sein, sondern ihm auch einst in der Abtswürde nachfolgen. Oder wollte er ihn durch seinen Widerstand nur auf die Probe stellen? Er selbst hatte in seiner Jugend eine ähnliche Krise durchgemacht. Von der nationalen Wanderlust ergriffen, hatte er schon den Entschluß gefaßt, Irland zu verlassen und um Christi willen über das Meer nach Britannien auszuwandern, um dort bleibend seinen Aufenthalt zu nehmen. Dann hatte ihm Gott seinen wahren Beruf geoffenbart, und er war ein Prophet in seinem eigenen Vaterlande geworden. Kolumban könnte es ebenso ergehen. Als er aber sah, daß er ihn durch keine Vorstellungen und keine Gegengründe von seinem Vorhaben abbringen konnte, berief er ihn zu sich und sagte, so schwer es ihm auch ankam: „So zieh denn hin in Frieden!“ Zugleich versprach er ihm Reisegefährten, die durch ihre Gottesfurcht bekannt seien, mitgeben zu wollen. Dann versammelte er die Brüder, ermahnte sie, gemeinschaftlich zu beten, um von Gottes Barmherzigkeit zu der bevorstehenden Reise Segen und Beistand zu erflehen, und wählte von denen, die sich dazu bereitwillig zeigten, zwölf Begleiter, darunter den jungen Priester Gallus, für Kolumban aus.

Sofort rüstete sich Kolumban zur Abreise. Als der lang ersehnte Tag endlich anbrach, begab sich die kleine Gesell-

schaft, begleitet von dem Segen des Abtes und den Gebeten und Glückwünschen der Brüder, an das nahe Meeresufer, wo ein Kauffahrteischiff eben die Anker nach dem Festlande lichtete.

Eine irische Pilgerschar jener Zeit bot ein ganz eigenartiges Bild. Alle trugen grobgewobene wollene Obergewänder und darunter einen weißen Hemdrock aus feinerem Stoff. Das Haupt war vorne von einem Ohr zum andern geschoren (von den Römern spöttisch die Tonsur des Simon Magus genannt), während hinten die Haare bis über die Schultern herabfielen; die Augenlider waren rot oder schwarz bemalt. Alle waren mit langen Stöcken, ledernen Zwerchsäcken und Wasserflaschen versehen. An ihrem Halse hing eine Reliquienkapsel und ein Gefäß zur Aufbewahrung der konsekrierten Hostien[1].

Bevor sie das Schiff bestiegen, fielen sie alle zum letztenmal auf der heimatlichen Erde auf die Knie nieder und empfahlen sich der barmherzigen Leitung Gottes. Kaum hatten sie die enge Bucht verlassen, da erhob sich ein günstiger Nordwestwind und trieb das Fahrzeug rasch vor sich hin. Mit tränenfeuchten Augen blickten die Pilger auf die verschwindenden Ufer ihres geliebten Erin, und auf jeder Lippe schwebte wohl die Frage: Wann werde ich seine grünen Hügel, seine lachenden Täler wiedersehen?

Da ist ein altgraues Aug',
Das zurück nach Erin blickt,
Und nie wird es sie wiedersehen,
Die Männer von Erin und ihre Frauen.

Melodisch singen seine Priester, melodisch die Vögel,
Freundlich sind dort die Jünglinge, die Alten weise,

[1] Vgl. Joyce, Smaller Social Hist. of Ireland 148.

Berühmt die Männer, erhebend zu schauen,
Berühmt auch durch ihren Liebreiz die Frauen.

In Fülle wächst im Westen die Apfelfrucht,
Zahlreich sind die Könige und Fürsten dort,
Fruchtbar ist Erin an wuchernder Schlehe,
Fruchtbar, wie Eichen voll Eicheln, sind seine Edlen.

Nach Erin ist mein Sinn gerichtet,
Nach dem See Levin, nach Line,
Nach dem Lande meiner Ultonier,
Nach den grünen Ebenen von Munster und nach Meath.

Ich werfe meinen Blick über die Salzflut hin
Vom breiten Eichenbrett des Kahnes aus,
Reich rinnt die Träne mir vom grauen Aug',
Wenn zurück ich nach Erin schaue [1].

Kolumban sollte in der Tat seine Heimat nie wiedersehen; aber bis zum Ende seines Lebens hing sein ganzes Herz an ihr. Denn mit dem Drang in die Ferne verbanden die Iren eine rührende Heimatliebe, die niemals erkaltete und nicht selten in gefühlvollen Liedern Ausdruck fand.

Bei ruhiger See und anhaltend günstigem Winde durchfuhren die Reisenden die gefährlichen Meerengen und erreichten in schneller Fahrt die Küste der Bretagne. Allein die Bretagne war keltischer Boden, gleichsam ein Stück ihres Heimatlandes, und Kolumban hatte gelobt, sein Leben fremden Völkern zu weihen. So zogen sie denn, nachdem sie neue Kraft geschöpft und ihre Reihen durch einige rüstige Bretonen verstärkt hatten, weiter, überschritten die Vilaine und betraten Galliens Gefilde. — Es war das Jahr 590; Kolumban stand im 49. Lebensjahre [2]. Hier wurde die

[1] Greith, Gesch. der altirischen Kirche 190. Das Lied wird dem hl. Kolumba zugeschrieben.

[2] S. Anhang II, 8.

Frage erwogen, ob sie sich im Frankenreiche niederlassen oder weiter zu den benachbarten Völkern gehen sollten. Die Entscheidung machten sie abhängig von der Aufnahme, die ihnen bei den Franken und Gallo-Römern zuteil werden würde [1].

Comgall starb hochbetagt am 25. November 601; sein Geist aber lebte fort in der großen Abtei, die er gegründet, und spricht auch jetzt noch zu uns aus den herrlichen Liedern des Antiphonars von Bangor, die seine Tugenden und seine Gelehrsamkeit feiern. So nahe am Meer gelegen, war Bangor den Überfällen der piktischen Seeräuber sehr ausgesetzt. Auch hatte es wiederholt von den Dänen zu leiden, welche im Jahre 823 sogar den Sarg des hl. Comgall erbrachen und den Klosterbischof verwundeten. Einige Jahre darauf wurde es von Freibeutern gänzlich zerstört, und erst im Jahre 1121 gelang es dem hl. Malachias, dieses „verlorene Paradies", wie es der hl. Bernhard nannte [2], wiederherzustellen. Aber kaum war das alte friedliche Leben von Gebet und Arbeit aufs neue eingekehrt, so wurde es auch schon jählings unterbrochen und das Kloster durch die Frevelhand eines ruchlosen irischen Häuptlings in eine Ruinenstätte verwandelt. Zum Teil wieder aufgebaut, fristete die Anstalt ein kümmerliches Dasein, bis sie Paul II. im Jahre 1469 den Franziskanern übertrug. In der Reformationszeit ging auch diese Pflanzstätte christlicher Kultur wie so viele andere unter und erwachte nie wieder zu neuem Leben.

Am Gestade der Bucht von Carrickfergus, wo Bangor einst gestanden, liegt jetzt eine kleine Hafen- und Industrie-

[1] V. Col. I, 4, 159–160.

[2] V. Malachiae (Op. omnia, Basler Ausg. S. 2572).

stadt, die denselben Namen trägt und sich rühmen kann, eine Hochburg des englischen Protestantismus und der Freimaurerei zu sein. Von dem Kloster selbst ist keine Ruine übriggeblieben, die dem Besucher seine erhabene Vergangenheit in Erinnerung bringen könnte. Doch bessere und dauerhaftere Denkmäler seiner Größe denn zerfallene Mauern und wankende Bogen sind die Taten seiner zwei größten Söhne: Kolumban und Gallus. In memoria aeterna erit iustus — „In ewigem Andenken wird sein der Gerechte" (Ps. 111, 7).

Zweiter Teil.

Im Frankenreich.

1. Gallien im 6. Jahrhundert: Licht und Schatten.

Es war keineswegs ein erhebendes Bild, das sich den irischen Mönchen bei ihrer Ankunft in Gallien darbot. „In den gallischen Ländern war damals, sei es wegen der zahlreichen äußeren Feinde, sei es durch Nachlässigkeit der Bischöfe, die Kraft der Religion beinahe vernichtet und nur das Bekenntnis des Glaubens übriggeblieben; das Heilmittel der Buße, die Liebe zur Abtötung war kaum an etlichen Orten zu finden." So urteilt Jonas[1] über die religiösen Zustände des fränkischen Reiches am Ausgang des 6. Jahrhunderts; ohne Zweifel gibt er die Eindrücke wieder, welche Kolumban und seine Gefährten empfingen. Besehen wir uns diese Zustände etwas näher und suchen wir Licht und Schatten gerecht zu verteilen, dann werden wir auch Kolumbans fernere Wirksamkeit richtig einschätzen können.

Mit der Taufe Chlodwigs und seiner dreitausend Krieger an jenem denkwürdigen Weihnachtsmorgen im Jahre 496 wurde das katholische Christentum zur Staatsreligion des Frankenreiches erhoben; gleichwohl verfloß noch nahezu ein Jahrhundert, bis das gesamte Frankenvolk sich bekehrt

[1] V. Col. I, 5, 161.

hatte. Das Heidentum lebte weiter, besonders in jenen Gegenden, aus denen die früheren keltischen oder römischen Bewohner hatten weichen müssen, so vor allem am Mittel- und Niederrhein, in Belgien und Holland. Gesetze wurden zwar erlassen zur Unterdrückung des Götzendienstes; die weltlichen und geistlichen Behörden wiesen das Volk an, die Götzenbilder zu zerstören und Feuer an die heiligen Haine zu legen; die Teilnahme an heidnischen Festen und Tänzen wurde den Christen unter schwerer Strafe verboten — niemand jedoch wurde gezwungen, sich taufen zu lassen, und so lebten Christen und Heiden noch manches Jahrzehnt ruhig nebeneinander. Die Kirche gewann stetig an Boden; aber ihre Anhänger waren oft nur dem Namen nach Christen und führten ein Leben, das in denkbar schroffstem Widerspruch mit dem Geiste des Christentums stand.

Eine Zeit, wo barbarische Wildheit und römische Sittenverderbnis sich begegneten und gegenseitig beeinflußten, mußte notwendigerweise sehr weit hinter dem hohen Ideal der christlichen Sittlichkeit zurückbleiben. „In der Roheit der Franken ging unter, was der Gallier an Bildung noch gewahrt, und in der Verdorbenheit des Galliers, was der Franke Gutartiges mitgebracht hatte, und ein Austausch von Lastern der Verfeinerung und der Wildheit wurde die Grundlage der Vereinigung.“ [1] Das Frankenvolk war nicht geprüft und geläutert worden im Feuer der Verfolgung. Es hatte weder Märtyrer noch Bekenner, zu denen es aufblicken konnte, und die neue Umgebung, in die es eintrat, war weit entfernt, es zu tugendhaftem Wandel anzuspornen. Dieser ganz eigenartige Charakter der Bekehrung der Franken

[1] Roth, Einfluß der Geistlichkeit unter den Merowingern 6.

und der sittliche Tiefstand des Volkes, mit dem sie in Berührung kamen, waren es, die das Werk ihrer geistigen und sittlichen Erneuerung so schwer machten. Nicht an einem Tage fassen Religion und Sittlichkeit bei einem Volke Wurzel, entfalten sich und tragen Früchte; sie entstehen vielmehr als Ergebnis unermüdlichen, ausdauernden Schaffens, fortgeführt von Geschlecht zu Geschlecht. Ziehen wir dies nicht in Erwägung, so können wir die Geschichte Europas während des frühen Mittelalters weder verstehen noch würdigen.

Die Verbrechen der Merowingerkönige sind schon so oft in all ihren unsaubern Einzelheiten geschildert worden, daß wir dieses dunkle Kapitel mittelalterlicher Geschichte nur leicht zu streifen brauchen. Fast jede Seite in Gregors „Geschichte der Franken" bietet uns Beispiele von skrupellosem Mißbrauch der Macht, von Verrat und Verletzung aller natürlichen Bande, von Undank der Kinder und Untreue der Ehegatten, von Vielweiberei, Gottesraub und Mord. Immer dunkler lagern sich die düstern Schatten auf diese Tragödie, bis sie ihren schaurigen Höhepunkt in dem langen blutigen Kampfe zwischen Fredegunde und Brunhilde erreichen.

Im Jahre 566 vermählte sich Sigibert von Austrasien mit Brunhilde, der schönen und hochbegabten Tochter des Westgotenkönigs Athanagild. Sein Bruder, Chilperich von Neustrien, den Gregor von Tours den Herodes und Nero seiner Zeit nennt, verstieß seine Gemahlin Audovera, um Brunhildens Schwester Galswinda zu heiraten. Innerhalb Jahresfrist hatte aber Fredegunde, die verführerische und hinterlistige Zofe Audoveras, ihre neue Nebenbuhlerin durch Erdrosselung aus dem Wege geräumt und war selbst Königin

geworden. Mit dieser Schandtat, die auf Brunhilde die Pflicht der Blutrache wälzte, setzte der schreckliche Bürgerkrieg ein, der ein halbes Jahrhundert hindurch das Frankenreich verheerte und an den Rand des Verderbens brachte. Um den Tod der Schwester zu rächen, drängte Brunhilde ihren Gemahl zum Kriege gegen Chilperich. Dieser wurde geschlagen, und seine Absetzung stand bevor, als ihm Fredegunde Rettung brachte: zwei von ihr gedungene Meuchelmörder stießen den sieggekrönten Sigibert in dem Augenblick nieder, als er von seinen Kriegern auf den Schild gehoben und zum König über Neustrien ausgerufen wurde (576). Audoveras Söhne fielen der Reihe nach dem Mordstahl zum Opfer; dasselbe Los traf Audovera selbst samt mehreren Söhnen Chilperichs, die zwar unehelich waren, bei der Thronfolge aber in Frage kommen konnten. So ebnete sie ihrem eigenen Sohne Chlotar die Wege zum Throne.

Guntram von Burgund nahm Sigiberts Sohn Childebert unter seinen Schutz, adoptierte ihn und ernannte ihn, da er selbst kinderlos war, zu seinem Nachfolger. „Ein Schild", so erklärte er, „soll uns decken, eine Lanze uns verteidigen." Doch selbst der „gute König Guntram", wie seine Untertanen ihn nannten, war nicht frei von den Lastern seines Hauses. Er mag unschuldig gewesen sein am Tode seines Feldherrn Mummolus; aber er verstieß seine Gemahlin Markotrudis und vermählte sich mit einer Hofdame Namens Austrachilde. Als diese erkrankte und starb, gab er Befehl, die Ärzte hinzurichten, weil sie nicht imstande gewesen waren, ihr das Leben zu retten.

Es wäre verfehlt, wollte man die Franken insgesamt nach den Verbrechen ihrer Könige beurteilen. Das Volk, wie das auch sonst in solchen Zeiten zu geschehen pflegt,

war besser als seine Herrscher. Aber auch hier hat das alte Sprichwort seine volle Berechtigung behalten: Qualis rex, talis grex — „Wie der Hirt, so die Herde". Die Schandtaten der Fürsten wurden im kleinen Maßstabe von allen Schichten der Bevölkerung nachgeahmt. Hoch und nieder schien nach den Grundsätzen zu handeln: „Macht geht vor Recht", und: „Erlaubt ist, was möglich." Wir lesen von Diebstahl, Raub und Mord an heiliger Stätte, von Gewalttaten und schreienden Ungerechtigkeiten jeder Art, von trotziger Auflehnung gegen die staatlichen und kirchlichen Gesetze, von Blutrache, die sich von Geschlecht zu Geschlecht forterbt. Das Laster der Trunksucht war nicht auf einen Stand beschränkt, und die Unverletzlichkeit des Ehebundes wurde nicht bloß von einem Chilperich und einem Charibert mit Füßen getreten. Der „verfluchte Hunger nach Gold" war kaum jemals stärker als in dieser Zeit und kein Mittel so verächtlich, das nicht zu seiner Befriedigung hätte dienen müssen. Eide wurden leichtfertig geschworen und ebenso leichtfertig wieder gebrochen. Ehrenstellen in Staat und Kirche wurden als das höchste Gut erstrebt und durch Hinterlist, Bestechung und Gewalttat erworben; ohne sie erschien das Leben den Vornehmen jener Zeit nicht mehr lebenswert.

Und doch, dem düstern Bilde fehlte es nicht an Lichtseiten. Auf unserer Wanderung durch die dunkelsten Abschnitte der Merowingergeschichte überrascht uns nie sternenlose, stockfinstere Nacht; nie zweifeln wir, daß Gott in seinem Himmel thront und daß die sittliche Ordnung in der Welt unerschüttert bleibt; nie entbehren wir ganz der geistigen Wärme, der lebenspendenden Hoffnung. An Chlodwigs Seite sehen wir die hl. Chlotilde; die hl. Radegunde teilt den

Thron mit Chlotar, und Charibert hat die hl. Berta zur Tochter und Ingoberga zur Gemahlin. Guntram sühnt seine Jugendverbrechen so gründlich, daß er nach seinem Tode vom Volke als Heiliger verehrt wird.

Scharf beleuchtet Gregor von Tours die Laster der Franken und Gallo-Römer; ihre Tugenden erachtete er als etwas Selbstverständliches, das keines Chronisten bedurfte. Agathias, sein griechischer Zeitgenosse, der die Franken aus der Ferne betrachtete, kargt nicht mit Worten lobender Anerkennung für die Gesamtheit des Volkes. Rühmend erwähnt er ihre Gesetze, ihre staatlichen Einrichtungen, ihre treue Anhänglichkeit an den wahren Glauben. In der Tat waren die Franken stolz auf ihre neue Religion und jederzeit bereit, zu ihrer Verteidigung das Schwert zu ziehen. Das bezeugt der Prolog zum Salischen Gesetze. „Es lebe Christus", heißt es am Schlusse desselben; „es lebe Christus, der die Franken liebt! Das ist das Volk, das tapfer, als es erstarkte, das harte Joch der Römer von seinem Nacken abschüttelte im Kampfe, und das nach Erkenntnis des Glaubens und nach Empfang der Taufe die Leiber der heiligen Märtyrer, welche die Römer verbrannten oder verstümmelten oder den wilden Tieren zum Zerreißen vorwarfen, mit Gold und kostbaren Steinen schmückte."

Eine andere Quelle zur Beurteilung des Frankenvolkes sind die zahlreichen Inschriften aus jener Zeit, welche fleißige Gelehrte mit unendlicher Mühe gesammelt und allen zugänglich gemacht haben[1]. Sie heben gerade jene Seite des Volkslebens hervor, die von der zeitgenössischen Geschichtschreibung kaum berührt wird. Der Besuch der hei-

[1] Vgl. Kraus, Kirchengesch. 282 f.

ligen Messe war allgemein. An Sonn- und Feiertagen, wenn die Glocken läuteten, strömte das Volk in großen Scharen zu den hellerleuchteten Gotteshäusern. Häufiger, ja selbst täglicher Empfang der heiligen Kommunion war vielerorts in Übung. Jedermann war durchdrungen von dem Bewußtsein seiner Ohnmacht vor Gott. Die Gedanken an den Tod, an die Ewigkeit, an Gottes gerechte Vergeltung waren allen vertraut, wenn auch oftmals durch den Sturmwind der Leidenschaften übertönt. Zweifelsucht und Unglauben waren unbekannt. Vielleicht in keiner andern Zeit ist der Glaube an Gottes Vorsehung und Eingreifen in die Geschicke der Menschen so lebendig und so allgemein gewesen; man betrachtete das Übernatürliche nicht als etwas Abstraktes, als einen bloßen Begriff, sondern als etwas greifbar Wirkliches — zwischen Diesseits und Jenseits erhob sich keine unübersteigbare Schranke.

Alle Laster der Zeit finden wir zwar auch beim Klerus, da die Kirchenämter von den weltlichen Machthabern so häufig an Unwürdige vergeben wurden und die Simonie im ganzen Lande wucherte; doch als Stand wirkte er ernstlich und erfolgreich an der religiösen und sittlichen Hebung des Volkes. Die liturgischen Zeremonien wurden mit Würde ausgeführt und, wo es die Mittel erlaubten, auch mit Prachtentfaltung. Noch im 5. Jahrhundert klagt Sidonius Apollinaris, man lasse die Kirchen in Verfall geraten, und niemand denke daran, neue zu errichten; nach der Bekehrung der Franken wurden so viele Kirchen in Gallien erbaut, daß Papst Pelagius II. in einem Schreiben an die gallischen Bischöfe von einem Überfluß an neuen Kirchen reden konnte; auch die alten Kirchen wurden sorgfältig instand gesetzt und prächtig ausgeschmückt.

Gab es Feiglinge und Mietlinge in den Reihen der Geistlichkeit, so fehlte es wahrlich auch nicht an treuen Hirten nach dem Herzen Gottes, an Männern wie Nicetius von Trier, Germanus von Paris, Desiderius von Vienne, die freimütig Zeugnis ablegten für Recht, Wahrheit und Sittenreinheit, die weder Verbannung noch Folter, noch den Tod selbst fürchteten, wenn es galt, für die Ehre Gottes einzutreten oder der rohen Gewalttätigkeit der Großen Schranken zu setzen; an Männern, die im vollsten Sinne des Wortes „das Gewissen des Volkes" genannt werden konnten.

Wenn sich allmählich nach den Stürmen der Völkerwanderung eine festere Ordnung im Staate und in der Gesellschaft vorbereitete, die gedeihlichen Schutz für Geistesbildung und Gesittung versprach, so war das eine der vornehmsten Wirkungen des Christentums und entsprang aus den Bemühungen der Geistlichkeit. Die Bischöfe waren die Beschützer des niederen Volkes, der Witwen und Waisen, der Armen, Gefangenen und Sklaven; die harte Leibeigenschaft ist vornehmlich durch die Bemühungen der Kirche aufgehoben worden. „Wo er einen Sklaven käuflich fand", erzählt der hl. Audoenus von seinem Freund Eligius, „eilte er mit Erbarmen hinzu und löste den Gefangenen aus. Bisweilen kaufte er zwanzig und dreißig, ja sogar fünfzig auf einmal los. Die Befreiten führte er sogleich vor den König, warf den Pfennig für sie und gab ihnen den Freiheitsbrief. Dann ließ er sie wählen, ob sie heimkehren wollten, wozu er sie auch unterstützte, oder bei ihm bleiben, wo er sie denn nicht wie Knechte, sondern wie Brüder hielt."[1] Kirchen, Abteien und Klöster standen den Be-

[1] Vita Eligii I, 10.

drängten jederzeit als Zufluchtsstätten offen. Wer einen Sklaven tötete, ohne ihm Gelegenheit zu geben, sich zu verteidigen, wurde mit dem Kirchenbann belegt. Die Freilassung der Sklaven wurde als verdienstliches Werk bezeichnet, und der sterbende Sklavenhalter wurde bei seinem Seelenheil beschworen, seinen Brüdern, für welche Christus gestorben sei, die Freiheit zu geben. Der Sklave wurde nicht mehr als untauglich für das Priesteramt angesehen; das 5. Konzil von Orleans gestattete sogar die Weihe eines Sklaven auch ohne die Einwilligung seines Herrn.

Auch was für die Jugenderziehung und die Pflege der Wissenschaft geschah, ist das Verdienst der Kirche. Der literarische Ertrag war nicht sehr bedeutend, und nur selten zeichnete sich eine Arbeit durch künstlerische Anlage oder Reinheit des Stils aus. Aber danach strebten auch die Schriftsteller jener Zeit nicht. Sie wollten dem Volke, unter dem sie lebten, nützen; und um ihm zu nützen, mußten sie sich ihm verständlich machen. An die Stelle der hohlen Schulweisheit der Rhetoren der späteren Kaiserzeit trat eine schlichte volkstümliche Literatur, die hebend und veredelnd wirkte: die religiösen Gedichte eines Venantius, das Geschichtswerk eines Gregor von Tours und vor allem die zahlreichen Heiligenlegenden. „Dem ungelehrten Volke widme ich meine Schriften", schreibt Gregor; „was ein Gelehrter für unwürdig seines Standes hält, will ich tun; denn einen Schriftsteller von gelehrter Bildung verstehen nur wenige, des schlichten Mannes Rede aber viele."

Im Lichte der angeführten Tatsachen müssen wir also günstiger als Jonas über die sozialen und religiös-sittlichen Zustände Galliens im 6. Jahrhundert urteilen: die Religion lag nicht vollständig danieder, sie zeigte vielmehr überall

trotz andauernder Kriege und Unruhen Lebenskraft und Lebenssaft, die herrliche Früchte verhießen; der Glaube erhielt sich nicht bloß, sondern sank täglich tiefer in Herz und Gemüt des Volkes ein; die zersetzenden und zerstörenden Kräfte wurden erfolgreich bekämpft durch die erhaltenden und aufbauenden Gotteskräfte des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe. Die dunklen Schatten, „von den Strahlen des Aufgangs durchbohrt", wichen allmählich vor dem aufsteigenden Lichte zurück.

Der keltische Pilger, der soeben seinen Fuß auf gallischen Boden gesetzt, war von der Vorsehung bestimmt, nun auch das Mönchtum, dem er auf dem Festlande neues Leben und frische Kraft einhauchen sollte, zum wertvollsten Bundesgenossen der Kirche in dem Riesenwerke der Christianisierung und Zivilisierung der germanischen Völker zu machen.

2. Wanderprediger und Klostergründer.

Weit entfernt, sich durch die geschilderten Zustände im Frankenreiche entmutigen zu lassen, sah Kolumban darin nur einen Ansporn zu sofortigem, herzhaftem Eingreifen. Er gedachte der vorwurfsvollen Worte, die Gott einst zu Jeremias (8, 6) gesprochen: „Ich habe aufgemerkt und gelauscht; niemand redet, was gut ist, keiner tut Buße über seine Sünde, daß er spräche: Was habe ich getan? Alle wenden sich ihrem Laufe zu, einem Rosse gleich, das ungestüm in den Kampf stürzt." War es nicht seine Pflicht, dem Volke, zu dem er gekommen war, ein Arzt zu sein, den Balsam des göttlichen Wortes in seine klaffenden

Wunden zu träufeln und sie zu heilen? Wie durfte er auch zu andern Völkern ziehen, solange es hier noch so viel zu tun gab?

Das Land nach allen Richtungen hin durchwandernd, predigte er, wie ein zweiter Johannes, überall das alte und ewig neue Evangelium der Buße zur Vergebung der Sünden. Seine Worte verfehlten bei dem Volke ihren Eindruck nicht. Scharenweise strömten Männer und Frauen, Jünglinge und Jungfrauen herbei, um ihn zu hören. Ganz besonders gefiel ihnen, „daß die Predigt des fremden Mönches, die des Schmuckes der Beredsamkeit nicht entbehrte, zugleich in den Tugenden des Predigers und seiner Gefährten die schönste Bekräftigung fand". Der ganze Wandel der Fremdlinge war in der Tat ein lebendiges Evangelium. „Die Demut des heiligen Mannes und seiner Genossen war so groß", sagt Jonas, „daß, so wie die Kinder dieser Welt nach Ehre und Ansehen trachten, sie umgekehrt in der Übung der Demut einander zu übertreffen strebten, eingedenk jenes Spruches: ‚Wer sich selbst erniedrigt, der wird erhöht werden' (Luk. 14, 11), und des Wortes bei Isaias (66, 2): ‚Auf wen sehe ich, als auf den Armen, der zerschlagenen Geistes ist und meine Worte mit Zittern hört?' Solche Frömmigkeit und solche Liebe wohnten in ihnen allen, daß es für sie nur ein Wollen und Nichtwollen gab; Bescheidenheit und Mäßigkeit, Sanftmut und Milde schmückten sie alle in gleichem Maße. Das Laster der Trägheit und der Zwietracht war verbannt; Stolz und Hochmut wurden durch harte Zucht abgebüßt, Zorn und Neid mit sorgsamem Fleiß ausgetrieben. So groß war die Kraft ihrer Geduld, ihrer Liebe und ihrer Milde, daß man nicht zweifeln konnte, der Gott der Sanftmut wohne unter ihnen.

Fanden sie, daß einer von ihnen einen Fehltritt beging, so bestrebten sie sich allesamt mit gleichem Rechte, den Unachtsamen durch Vorwürfe zu züchtigen. Gemeinsam hatten sie alles; wollte einer für sich eigenes in Anspruch nehmen, so wurde er von der Gemeinschaft der übrigen ausgeschlossen und durch Buße gestraft. Keiner wagte es, dem Nächsten Böses mit Bösem zu vergelten, keiner ein hartes Wort fallen zu lassen, so daß man glauben mußte, in menschlicher Gesellschaft werde ein Leben von Engeln geführt." [1]

Wahrhaftig, in diesem Falle war es nicht nötig, das Volk zu warnen: „Alles, was sie euch sagen, das haltet und tuet; doch nach ihren Werken tuet nicht." Sie hatten die tiefe Weisheit des alten Spruches wohl erkannt und beherzigt: „Wer gut lebt, predigt gut." Weil Kolumban in seinem eigenen Leben, soweit das der hinfällige Mensch vermag, die erhabenen Ideale des Evangeliums verwirklichte, darum fand seine Bußpredigt überall offene Herzen und Ohren. Die Reichen und Vornehmen baten ihn dringend, bei ihnen einzukehren, und wo er auch nur auf kurze Zeit verweilte, entschlossen sich alle Herzen zu strenger Übung des Glaubens.

Die Kunde von der Ankunft der keltischen Glaubensboten und ihrer segensreichen Missionstätigkeit ging rasch von Mund zu Mund. Mit den Pilgern und Kaufleuten eilte sie von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt. So kam sie denn auch bald zu den Ohren des Königs Guntram von Burgund. Beseelt von dem Verlangen, die fremden Mönche, deren Lob in aller Mund war, zu sehen und zu hören, berief er sie an seinen Hof in Orleans. Als sie vor ihm

[1] V. Col. I, 5, 161—162. Vgl. auch Columbani Poenitentiale (ed. Seebass) c. 5 und Regula Coenobialis c. 1 2 5.

erschienen, war er so entzückt über Kolumbans Beredsamkeit, daß er ihn bat, in seinem Reiche zu bleiben; alles, was nur immer sein Herz begehre, wolle er ihm geben. Kolumban aber entgegnete, er habe sein Vaterland nicht verlassen, um an fremden Schätzen reich zu werden, sondern um nach dem Gebote des Evangeliums sich selbst zu verleugnen und Christi Kreuz zu tragen. Da drang der König noch lebhafter in ihn und sagte, in seinem Reiche gebe es wilde und einsame Gegenden genug, wo er das Kreuz finden und dem Herrn nachfolgen könne; auf keinen Fall aber solle er Gallien wieder verlassen, bevor er sich um das Seelenheil seiner Völker bemüht habe.

Kolumban nahm das Anerbieten des Königs mit Dank an und brach sofort mit seinen Gefährten auf, um in der Wildnis der Vogesen einen geeigneten Ort zu seinem Aufenthalt zu suchen. Man hatte ihn besonders auf den Südwestabhang des Gebirges aufmerksam gemacht, wo Burgund und Austrasien aneinanderstießen. „Eine weite Einöde" nennt Jonas[1] diesen Länderstrich, der sich längs der Abhänge der Vogesen und des Jura ausdehnte und später unter dem Namen der Freigrafschaft so berühmt und gesegnet gewesen ist. Damals bot er „auf eine Strecke von sechzig Stunden Länge und eine mittlere Breite von zehn bis fünfzehn Stunden nichts als parallellaufende, unzugängliche Talschluchten, dicht mit ungeheuern Tannenwäldern bedeckt, die von den Gipfeln der höchsten Berge bis zur Talsohle herabreichten und den Lauf der rasch dahinfließenden klaren Gewässer des Doubs, des Dessoubre und der Loue umschatteten. Die Barbareneinfälle, insbesondere derjenige

[1] V. Col. I, 6, 163.

Attilas, hatten die römischen Städte, die hier gestanden, eingeäschert und alle Kultur und die ganze Bevölkerung spurlos vertilgt. Wilder Wald und reißende Tiere hatten aufs neue von diesen Einöden Besitz genommen, welche erst von den Jüngern Kolumbans und Benedikts in Fruchtfelder und Weideland verwandelt werden sollten." [1]

Fast anderthalb Jahrhunderte waren verflossen, seitdem die Burgunder der römischen Herrschaft in den Tälern der Loire, der Rhone und der Saône ein Ende gemacht; sie hatten aber selber schon längst aufgehört, Herren des schönen Landes zu sein, dem sie ihren Namen gegeben. Im Jahre 534 wurde Godomar, der letzte Burgunderkönig, von den Söhnen Chlodwigs besiegt und gefangen genommen. Sein Reich wurde dem fränkischen einverleibt, in dem es bald als Teilreich für sich bestand, bald mit Austrasien oder mit dem Gesamtreich vereinigt war. Unter den Merowingern behielt Burgund seinen alten Namen und seine alten Grenzen, und das Volk lebte auch fortan nach eigenem Recht, nach den Gesetzen König Gundobads.

In der äußersten Nordostecke des Burgunderlandes angekommen [2], folgte Kolumban dem Laufe des Breuchin, eines Nebenflusses der Lanterne, bis er auf die Ruinen einer längst zerstörten Burg stieß, die den Namen Anagrates [3] im Volksmunde führte. In weitem Umkreise war die Gegend öde, wüst und leer; man erblickte fast nichts als dichte Wälder und schroffe Felsenhügel. Kolumban gefiel der Ort gerade wegen seiner rauhen Einsamkeit. Er

---

[1] Montalembert, Mönche des Abendlandes II 456.

[2] S. Anhang II, 8.

[3] Heute Annegray, Comm. Faucogney, Dept. Haute-Saône.

hatte ja sein Heimatland nicht verlassen, um ein bequemes Leben in der Fremde zu führen. Ein wahrer Streiter Christi mußte bereit sein, auch die größten Entbehrungen zu ertragen, wenn anders er seinem Wahlspruch: „Ihm nach!" treu bleiben wollte.

Unter Psalmengesang und Gebet pflanzten die Pilger die Kreuzesfahne auf den zerfallenen Mauern auf und trafen alle Vorkehrungen, um eine dauernde Niederlassung zu gründen. Aus Baumästen und Waldruten wurden schnell einige Hütten im Bereiche der schützenden Trümmer hergestellt. Bald erhob sich auch eine bescheidene Kapelle und daneben ein Türmchen mit einer irischen Glocke, die den Brüdern die Tagesordnung und dem Lande die Gottesnähe und den Gottesfrieden verkündigte.

Trotz ihrer außerordentlichen Genügsamkeit liefen Kolumban und seine Gefährten dennoch öfters Gefahr, aus Mangel an Lebensmitteln umzukommen. Sie hatten nur einen geringen Vorrat mitgebracht, und geraume Zeit mußte natürlicherweise vergehen, bis sie durch die Arbeit ihrer Hände dem rauhen Boden den notwendigen Lebensunterhalt abgewinnen konnten. Wochenlang waren Waldkräuter, Baumrinden und wilde Äpfel, „gewürzt", wie Jonas bemerkt, „mit Tugend und Gottvertrauen", ihre einzige Nahrung. Aber die allwaltende Vorsehung sorgte stets für ihre Erhaltung. Einst wurde einer der Brüder schwer krank, und es betrübte die übrigen sehr, ihm keine stärkende Speise reichen zu können. Wie in allen Zeiten der Not, so nahmen sie auch jetzt ihre Zuflucht zum Gebet, und um ihren Bitten Nachdruck zu verleihen, enthielten sie sich zwei Tage lang aller Nahrung. Und siehe da: am dritten Tage hörten sie draußen Hufschläge; ein fremder Mann mit zwei schwer-

bepackten Pferden nahte sich dem Kloster. Er erzählte, er habe plötzlich einen mächtigen Antrieb empfunden, den frommen Mönchen in der Wildnis, die um der Liebe Jesu Christi willen so große Armut litten, mit einigen Nahrungsmitteln zu Hilfe zu kommen. Hocherfreut über diesen sichtbaren Beweis göttlicher Huld, pries Kolumban Gott, der seinen Dienern auch in der Wüste einen Tisch zu decken weiß, und sprach dem Fremden seinen wärmsten Dank aus. Dieser aber lehnte jeden Dank und jede Belohnung ab; die Mönche möchten nur für seine kranke Frau beten, die bereits ein Jahr am Fieber daniederliege und wenig Hoffnung mehr habe, wieder aufzukommen. Kolumban, der mit dem wohltätigen Manne großes Mitleid hatte und ihm diesen Trost nicht versagen wollte, begab sich sofort mit den Brüdern in die Kirche, um Gottes Barmherzigkeit für die Kranke anzuflehen. Hierauf gab er dem Manne noch seinen Segen und sprach ihm gute Hoffnung zu. Als dieser nach Hause kam, fand er seine Frau am Tische sitzend und vollkommen gesund [1].

Nach einiger Zeit stellte sich die Not in Annegray wieder ein; da sandte Gott von anderer Seite Hilfe. Dem Abte des kleinen Klosters Salix, das etwa fünf Stunden von Annegray lag, wurde in einem nächtlichen Traumgesichte befohlen, Kolumbans darbende Mönche mit Lebensmitteln zu versorgen. Gleich am folgenden Tage schickte er seinen Kellermeister Markulf mit einem reichen Vorrat an Brot und Hülsenfrüchten ab. Des Weges unkundig, irrte dieser eine Zeitlang planlos im dichten Walde umher; schließlich überließ er die Pferde sich selbst die denn auch glücklich an

[1] V. Col. I, 7, 164.

Ort und Stelle ankamen. Was er in Annegray sah und hörte, machte einen tiefen Eindruck auf Markulf, und nach seiner Rückkehr nach Salix verkündete er weit und breit das Lob der irischen Einsiedler und ihres Führers. Kolumbans Name wurde bald in der ganzen Umgegend bekannt. Von allen Seiten eilten Männer und Frauen zu ihm, um Hilfe in leiblichen Krankheiten zu suchen, aber auch um von den Gebresten der Seele geheilt zu werden und das Wort des Lebens aus seinem Munde zu hören. Viele edle Jünglinge wurden durch sein heiliges Beispiel und seine herzergreifenden Lehren und Ermahnungen so sehr für das Ewige begeistert, daß sie demütig um das Glück baten, in die Zahl seiner Jünger aufgenommen zu werden.

Mancher Leser wird sich vielleicht fragen, wie die keltischen Mönche, die anfangs außer ihrer Muttersprache nur das Lateinische beherrschten, sich den germanischen Einwohnern verständlich machten. Zunächst fehlte es gewiß nicht an Leuten, besonders aus den höheren Ständen, die, beider Sprachen mächtig, gerne bereit waren, als Dolmetscher zu dienen. Waren die Mönche sich selbst überlassen, so griffen sie zu ihren lateinisch-deutschen Sprachführern und Wörterbüchern. In einem solchen Sprachführer aus dem 8. Jahrhundert, der von dem gelehrten Bischof Karl Johann Greith von St. Gallen entdeckt und veröffentlicht wurde, finden sich eine Reihe von recht nützlichen Fragen und Antworten über Herkunft, Reiseziel, Aufenthaltsort, Familienverhältnisse, Gottesdienst usw.

Noch merkwürdiger als dieser uralte Sprachführer ist ein lateinisch-deutsches Wörterverzeichnis in der Stiftsbibliothek zu St. Gallen. Die älteste Überlieferung schreibt es dem hl. Gallus selbst zu. Jedenfalls ist es das Werk eines

irischen Mönches aus dem 7. Jahrhundert; das beweist nicht allein die irische Schrift und Lautbildung, sondern auch die Tatsache, daß der Osterstreit, welcher erst im Jahre 718 endgültig ausgeglichen wurde, als noch bestehend dargestellt wird. In dem Büchlein werden die hauptsächlichsten Wörter verzeichnet, die bei dem Bau einer Kirche oder eines Hauses, einer Zelle oder eines Klosters vorkommen, ferner die Bezeichnungen für alle Teile und Glieder des menschlichen Körpers, für alle Himmelserscheinungen, für die Jahreszeiten und Wochentage, für die Tier- und Pflanzenwelt. Ein anderes Wörterbuch etwas jüngeren Datums handelt von den verschiedenen Holzarten, von Ackerbau und Viehzucht, von Eisenwerkzeugen, Gefäßen, Kleidungsstücken, Paramenten und Kirchenzierat aller Art[1].

Kolumban und seine Gefährten werden sich ohne Zweifel ähnlicher Mittel bedient haben, um sich den fränkischen und alamannischen Nachbarn verständlich zu machen, bis sie nach und nach der Landessprache mächtig wurden. Wegen seines vorgerückten Alters und seiner angestrengten Tätigkeit auf sonstigen Gebieten konnte sich Kolumban selbst keine gründlichen Kenntnisse der deutschen Dialekte erwerben und war infolgedessen im Verkehr mit dem nichtromanischen Volke immer auf einen Dolmetscher angewiesen. Einige seiner Schüler aber, vor allem der hl. Gallus, beherrschten die Volkssprache wie ihre Muttersprache, was ihnen die Missionsarbeit, besonders auf austrasischem Gebiete, wesentlich erleichterte.

Bald reichten Annegray und das enge Felsental umher für die täglich wachsende Zahl der Brüder nicht mehr aus.

---

[1] Greith, Gesch. der altirischen Kirche 276 ff.

Kolumban beschloß, ein größeres Kloster in der Nähe zu gründen[1]. Durch Vermittlung des einflußreichen königlichen Ministers Agnoald[2] erhielt er zu diesem Zweck von Childebert II., der seinem Onkel Guntram Ende März 592 auf dem burgundischen Throne nachgefolgt war, den Ort, wo einst das Römerkastell Luxovium — Luxeuil — gestanden hatte. Die Trümmer der alten, wegen ihrer Heilquellen berühmten Stadt lagen auf einer Anhöhe, die sanft aus dem Tal des Breuchin aufsteigt. Umgestürzte Säulen und Vasen, die im Schutt der Bäder- und Tempelanlagen begraben lagen, und verstümmelte Götzenbilder, die Zeit und Wetter zum Trotze im nahen Walde noch aufrechtstanden, legten ein stummes aber beredtes Zeugnis ab nicht allein von der Religion und Kultur des römischen Gallien, sondern auch von der unwiderstehlichen Wucht des germanischen Anpralls, der die eine wie die andere hinweggefegt hatte. Seit Menschengedenken waren beutesuchende Suevenbanden aus dem Elsaß und wilde Tiere, Bären, Büffel und Wölfe, aus dem Wasgenwalde die einzigen Besucher der Bäder gewesen.

Luxeuil eignete sich weit besser als Annegray für eine klösterliche Niederlassung. Der Boden war ungleich fruchtbarer und versprach den Fleiß und Schweiß der Brüder hundertfältig zu lohnen. Gartenbau und Viehzucht, mit Geschick betrieben, mußten reichlichen Ertrag liefern; und die heilenden Wasser der warmen Quellen waren ein nicht zu unterschätzender Segen in einer Zeit, wo Ärzte selten und Heilmittel schwer zu beschaffen waren.

---

[1] V. Col. I, 10, 169.

[2] V. S. Agili c. 1 (Mabillon, Act. SS. II).

Hier auf den Trümmern der alten Römerherrlichkeit ließ Kolumban für sich und die Seinigen ähnliche Wohnungen wie in Annegray bereiten und eine Kirche errichten. Das neue Kloster stellte er unter den Schutz des heiligen Apostelfürsten Petrus, für den er zeitlebens eine ganz besondere Verehrung bekundete. Er hat gewiß nicht geahnt, daß sich aus diesen bescheidenen Anfängen die klösterliche Metropole von Austrasien und Burgund, ein zweites Lerin und Monte Cassino entwickeln würde.

Luxeuil blühte rasch empor. Scharen von Jünglingen aus dem Adel und dem Volke fanden sich ein, „um sich ganz der Übung der Religion zu weihen und sich den Besitz des Himmels zu sichern". Der Zudrang war so groß, daß Kolumban zur Gründung einer dritten Siedelung schreiten mußte. Er wählte dafür eine Anhöhe etwa zwei Wegstunden nördlich von Luxeuil und nannte das neue Kloster Fontanä (Fontaine) wegen der vielen Quellen und Bächlein, die das Land bewässerten [1].

Nach irischer Sitte blieb Kolumban der Leiter der drei Niederlassungen, setzte aber über jede einen Vorsteher von bewährter Klugheit und Gottesfurcht. Er selbst nahm seinen Sitz in Luxeuil, von wo aus er Fontaine und Annegray häufig besuchte, um in persönlicher Fühlung mit all seinen geistlichen Söhnen zu bleiben und sie durch Wort und Beispiel zur Vollkommenheit zu erziehen.

Nachdem die Gründungssorgen glücklich überwunden waren, fand Kolumban Muße, seine berühmte Regel zu schreiben [2], die eine so wichtige Rolle in der Klostergeschichte des 7. Jahrhunderts spielen sollte.

[1] V. Col. I, 10, 170. [2] Ebd.

3. Die Regel des hl. Kolumban.

Von den zahlreichen Regeln des Morgenlandes wurden die des Makarius, Pachomius und Basilius durch die Übersetzungen des hl. Hieronymus und des Rufinus von Aquileja frühzeitig in Gallien bekannt. Die Begründer des gallischen Mönchtums entnahmen diesen Regeln, was sie für ihre Klöster passend fanden, und fügten wohl auch mit Rücksicht auf die gallische Natur und Eigenart verschiedenes selbständig bei. Von einer einheitlichen Entwicklung des Ordenslebens, wie etwa in Ägypten oder Kleinasien, konnte daher keine Rede sein, und es ist nicht zu verwundern, daß es im 6. Jahrhundert in Gallien fast ebenso viele Regeln wie Ordensvorsteher gab [1].

Die Mönche übernahmen keine ausdrückliche Verpflichtung, immer in dem Kloster zu bleiben, dem sie sich angeschlossen hatten. Viele zogen von einem Orte zum andern, um eine ihren Idealen entsprechende Regel oder vielmehr einen ihnen zusagenden Obern zu suchen. Der hl. Cäsarius von Arles war der erste, der diesem Übelstande abzuhelfen suchte. Allein seine Regel fand nur in verhältnismäßig wenig Klöstern Eingang, und auch in diesen wurde sie nicht in ihrer ganzen Strenge befolgt.

Die Regel des hl. Benedikt wäre gewiß geeignet gewesen, dem Mönchtum im Frankenreiche feste Normen und dadurch Lebensfähigkeit und Fruchtbarkeit zu geben; bis zum Ausgang des 6. Jahrhunderts aber war sie noch nicht über

[1] Die Zahl der gallischen Klöster im 5. und zu Anfang des 7. Jahrhunderts war nicht sehr groß. Vgl. besonders Vita Eligii I, 21; Vita Desiderii Cadurc. 23; Vita Sadalbergae 7.

die Alpen gedrungen. Nicht aus Italien, sondern aus dem fernen Irland sollte vorerst die so notwendige Erneuerung des Klosterlebens kommen. Sie ging von Kolumban aus. Durch ihn wurde das gallische Mönchtum gewissermaßen wiedergeboren. Er verstand es, dem siechen Ordenswesen etwas von dem mächtigen Lebensodem einzuhauchen, der das klösterliche Irland so überaus fruchtbar gemacht hatte. Seine Erfolge, wie Montalembert treffend bemerkt, gingen aus seiner überragenden Persönlichkeit, seiner unabhängigen Geistesrichtung, seiner augenfälligen Gabe, begeisternd auf andere einzuwirken und fast leidenschaftliche Anhänglichkeit einzuflößen, vor allem aber aus seiner Regel hervor, die sein ganzes Wesen, seine ganze Eigenart verkörpert.

Kolumbans Regel zerfällt in zwei Teile; im ersten werden die allgemeinen Grundsätze des Mönchslebens niedergelegt, im zweiten die Strafen für die Verletzung der im Kloster geltenden Vorschriften bestimmt. Obgleich beide Teile getrennt und unter verschiedenen Titeln auf uns gekommen sind, so unterliegt es doch keinem Zweifel, daß sie nicht zwei Regeln, sondern eine zweiteilige Regel bildeten[1]. Der Übersichtlichkeit wegen soll die überlieferte Einteilung auch hier beibehalten werden.

a) Die Mönchsregel.

Von den zehn Kapiteln, aus denen die Mönchsregel besteht, ist das zehnte ein Auszug aus dem Briefe des hl. Hieronymus an Rustikus. Da es nicht in allen Handschriften enthalten ist, dürfte es wohl ein späterer Zusatz

[1] S. Anhang II, 9.

sein, ob aber von Kolumbans eigener Hand, läßt sich nicht mit Sicherheit entscheiden. Auch das siebte Kapitel, welches vom Chorgebet handelt, mag erst später eingeschoben sein. Auf jeden Fall ist es nicht an seinem Platze, wo es jetzt steht, zwischen den Kapiteln über die Keuschheit und die Klugheit. Da es einen ausgesprochen apologetischen Charakter trägt, wird man wohl mit Recht annehmen können, daß es von Kolumban selbst der Regel beigefügt wurde, um seine Einrichtungen, die in manchen Stücken von den landesüblichen abwichen, gegen die Angriffe der burgundischen Bischöfe zu rechtfertigen.

Kolumbans Regel schafft nichts unbedingt Neues; sie bietet keine neuen Gesichtspunkte über das Ordensleben und die Pflichten der Mönche; die Gedanken, die er entwickelt, kommen in den Schriften der Väter und in allen früheren und späteren Regeln vor. Den engen Anschluß an die Klostertraditionen des Morgen- und Abendlandes bekunden nicht nur die wiederholten Berufungen auf die irischen Klostergründer, sondern auch die Zitate und Entlehnungen aus der Regel des hl. Basilius und den Werken des Hieronymus und Kassian. Dennoch unterscheidet sich Kolumbans Regel von allen ihren Vorgängerinnen, und zwar durch die Energie, mit der sie auftritt; sie fordert nichts Neues, aber jede Forderung wird auf die Spitze getrieben. „Gerade in dieser Energie dürfte ein Hauptgrund ihres Erfolges zu suchen sein; denn wer weiß nicht, daß die Energie des Gebotes die Menschen anzieht?“ [1]

Wir setzen nachstehende freie Übertragung der Mönchsregel hierher in der Überzeugung, daß der Leser dadurch

[1] Hauck, Kirchengeschichte Deutschlands I[4] 270.

eine bessere Vorstellung von Kolumbans Vollkommenheitsideal gewinnen wird als durch eine noch so eingehende Besprechung ihres Inhaltes.

Die Mönchsregel des hl. Kolumban.

Vor allem müssen wir Gott aus ganzem Herzen und aus ganzer Seele und aus allen Kräften lieben, den Nächsten aber wie uns selbst; alle unsere Werke müssen von dieser Liebe beseelt sein.

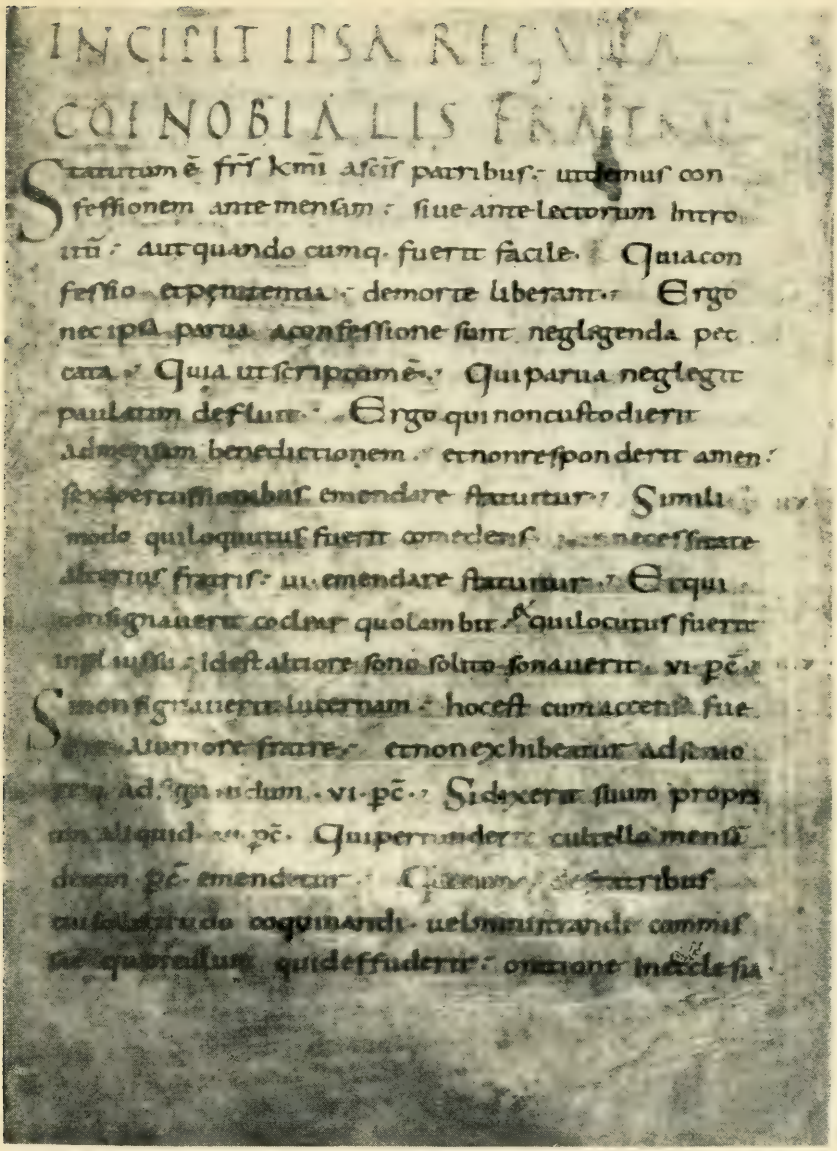
1) Vom Gehorsam.

Auf das erste Wort des Vorgesetzten muß der Mönch aufstehen, denn sein Gehorsam gilt Gott selbst; sagt doch unser Herr und Heiland Jesus Christus: „Wer euch hört, der hört mich" (Luk. 10, 16). Wer also auf das erste Wort nicht aufsteht, ist schon ungehorsam. Wer widerspricht, begeht ein Verbrechen: er macht sich nicht bloß des Ungehorsams schuldig, sondern trägt auch die Verantwortung, wenn andere, durch sein Beispiel zur Widersetzlichkeit aufgereizt, verlorengehen. Auch wer nur mit Murren gehorcht, ist als ungehorsam anzusehen, denn sein Gehorsam kommt nicht von Herzen; bis er guten Willen zeigt, sind seine Werke zu verwerfen[1].

Was ist aber das Maß des Gehorsams? Gehorsam bis zum Tode ist uns ganz gewiß befohlen; denn Christus war seinem Vater gehorsam für uns bis zum Tode[2]. „So sollt ihr gesinnt sein", lehrt er uns durch den Mund des Apostels, „wie auch Christus Jesus gesinnt war, der, da er in

[1] Vgl. die Regel des hl. Basilius (übers. von Rufinus) bei Migne, P. lat. 103, 487.

[2] Ebd.



Anfang der Regula Coenobialis S. Columbani.
Handschrift des 9./10. Jahrhunderts.

Gottesgestalt war, es nicht für einen Raub hielt, Gott gleich zu sein, sondern sich selbst entäußerte, indem er Knechtsgestalt annahm, den Menschen gleich geworden und im Äußern als ein Mensch erfunden ward. Er erniedrigte sich selbst, indem er seinem Vater gehorsam ward bis zum Tode, ja bis zum Tode am Kreuze" (Phil. 2, 5—8). Wenn ein Befehl auch noch so hart und schwierig ist, die wahren Jünger Christi müssen ihn mit Freuden annehmen, denn nur ein solcher Gehorsam ist dem Herrn angenehm, der da sagt: „Wer sein Kreuz nicht auf sich nimmt und mir nachfolgt, ist meiner nicht wert" (Luk. 14, 27). Darum sagt er auch von dem Schüler, der seiner wert ist: „Wo ich bin, da wird auch mein Diener sein" (Joh. 7, 34; 12, 26).

2) Von der Pflicht des Schweigens.

Die Regel des Stillschweigens muß sorgfältig beobachtet werden; denn es steht geschrieben: „Der Gerechtigkeit Frucht ist Ruhe und Friede" (Is. 32, 17). Damit er nicht der Schwatzhaftigkeit bezichtigt werde, muß der Mönch alle überflüssigen Worte meiden; nur was notwendig oder förderlich ist, soll er reden; denn „viel Reden geht" — nach der Heiligen Schrift — „nicht ohne Sünde ab" (Spr. 10, 19). Darum sagt auch der Heiland: „Aus deinen Reden wirst du gerechtfertigt, und aus deinen Reden wirst du verurteilt werden" (Matth. 12, 37). Mit Recht werden also jene verurteilt werden, die, obgleich sie es vermochten, Schickliches nicht reden wollten, sondern in ihrer Geschwätzigkeit lieber schlechte, ungerechte, gottlose, eitle, verletzende, zweideutige, falsche, zänkische, ehrenrührige, schändliche, alberne, gotteslästerliche, harte und verdrehte Reden im Munde führten. Derlei Reden sollen nie aus dem Munde eines Mönches

hervorgehen, dessen Zunge stets von der Vernunft und Vorsicht regiert werden muß, damit er nicht durch seine lasterhafte Redseligkeit zu Verleumdung und zu stolzem Widerspruch verleitet werde.

3) Von der Enthaltsamkeit im Essen und Trinken.

Die Kost der Mönche soll einfach sein und erst am Abend gereicht werden; sie soll ebensowenig zur vollen Sättigung als der Trank[1] zur Berauschung führen und das Leben erhalten, ohne ihm zu schaden. Sie soll aus Kohl, Hülsenfrüchten, Mehl in Wasser gekocht und einem kleinen Brote[2] bestehen, damit der Leib nicht überladen und der Geist nicht erstickt werde. Die, welche sehnsüchtig nach dem ewigen Lohn verlangen, dürfen nur für den wirklichen Notbedarf des Lebens besorgt sein. Wie bei der Nahrung, so soll man auch bei der Arbeit das rechte Maß einhalten. Die Klugheit gebietet, durch Enthaltsamkeit in Befriedigung der sinnlichen Begierden den geistlichen Fortschritt zu befördern; wenn aber die Enthaltsamkeit das rechte Maß überschreitet, so wird sie zur Untugend und Sünde. Darum muß man täglich fasten, aber auch sich täglich mit Speise erquicken; da man seinen Leib täglich erfrischen muß, so beschränke man die Nahrung auf ein geringstes Maß; und wie man

[1] Das gewöhnliche Getränk der Mönche war Bier. „Sie brauten sich das Bier aus dem Getreide oder dem Safte der Gerste zum Getränke, welches damals nicht nur bei den skordischen und dardanischen Völkern, sondern auch in Gallien, Britannien, Irland und Germanien und bei verwandten Völkern im Gebrauche war" (Ionas, V. Col. I 16).

[2] Paximacium. Ein kleines paximacium wog kaum ein halbes Pfund.

täglich essen muß, so soll man auch täglich im geistlichen Leben zunehmen, täglich beten, täglich arbeiten, täglich lesen.

4) Von der Armut und der Unterdrückung der Habsucht.

Da den Mönchen um Christi willen die Welt gekreuzigt ist und sie der Welt, so sollen sie sich vor der Habgier hüten; nicht nur etwas Überflüssiges haben, sondern es auch nur begehren ist schon verdammungswürdig. Nicht über ihre Schätze, sondern über ihren Willen wird Rechenschaft von ihnen verlangt. Sie, die Tag für Tag dem Herrn Christus mit dem Kreuze der Furcht nachfolgen, haben ihre Schätze im Himmel; auf Erden müssen sie sich mit dem Allernotwendigsten begnügen, eingedenk, daß für sie die Lust am Besitz Aussatz ist wie für Giezi, den Prophetenschüler; Verrat und Verderben wie für Judas, den Jünger Christi; und Tod wie für Ananias und Saphira, die zweifelhaften Apostelschüler.

Die Entäußerung, die Verachtung des Besitzes, ist die erste Stufe der Vollkommenheit; die zweite ist die Säuberung des Herzens von jeglichem Laster; die dritte und höchste aber die andauernde Liebe Gottes und göttlicher Dinge, die erklommen wird durch gänzliche Losschälung von allem Irdischen. Wenig in der Tat ist unbedingt notwendig, um das Leben zu erhalten, vielmehr, nach dem Wortlaut des Textes, nur eines[1], nämlich das Brot. Wir bedürfen aber der Sinnenreinigung durch die Gnade Gottes, um jene wenigen Dinge der Liebe, von denen der Herr zu Martha spricht, geistig auffassen zu können.

---

[1] Lk. 10, 42 (griech. Text).

5) Von der Niederkämpfung der Eitelkeit.

Welche Gefahr die Luft am eigenen Selbst in sich birgt, geht aus den Worten hervor, die der Heiland an seine Jünger richtete, deren Freude, daß ihnen auch die bösen Geister untertan, mit Gedanken der Eitelkeit vermischt war: „Ich sah den Satan einem Blitze gleich vom Himmel fallen" (Luk. 10, 18), und an die Juden, die sich vor den Menschen rechtschaffen stellten: „Was hoch ist vor den Menschen, ist vor Gott ein Greuel" (Luk. 16, 15). Aus diesen Worten und aus dem bekannten Beispiel des Pharisäers, der sich selbst für gerecht hielt, ersehen wir, daß Eitelkeit und Selbsterhebung jedem guten Werke den Todesstoß gibt: das Gute des Pharisäers zerging, da es prahlerisch gelobt wurde, wie die Sünden des Zöllners verschwanden, indem er sich anklagte. Damit also seine großen Anstrengungen nicht dem Tode verfallen, darf der Mönch niemals seinen Mund zu einem großsprecherischen Worte öffnen.

6) Von der Keuschheit.

Die Keuschheit eines Mönches wird schon nach seinen Gedanken beurteilt. Ihm sowohl als den Jüngern, an die sie gerichtet waren, gelten die Worte des Herrn: „Ein jeder, der ein Weib ansieht, um sie zu begehren, der hat mit ihr in seinem Herzen bereits die Ehe gebrochen" (Matth. 5, 28). Im Aufblick zu demjenigen, dem er durch das Gelübde geweiht ist, soll er sich wohl vorsehen, daß der Herr in seinem Herzen nichts vorfinde, was abscheulich ist, und daß seine Augen — nach den Worten des hl. Petrus (2 Petri 2, 14 18) — nicht „voller Fleischeslust und Ehebruch" befunden werden. Denn was ist die Jungfräulichkeit im Leibe wert, wenn sie nicht im Geiste vorhanden ist? Gott ist ein Geist

und wohnt in unserem Geiste, wenn er ihn unbefleckt findet und frei von jedem ehebrecherischen Gedanken und jeglichem Sündenmakel.

7) Von der Klugheit.

Wie notwendig die Klugheit für den Mönch ist, geht aus den Fehltritten vieler und dem Falle nicht weniger hervor, die ihren Wandel ohne die Klugheit begonnen und ohne sie fortgesetzt haben und darum in der Tugendübung nicht bis zum Ende ihres Lebens zu verharren vermochten. Denn gleichwie diejenigen notwendigerweise irregehen, die den rechten Weg nicht einhalten, so wird auch ein jeder, der die Klugheit nicht besitzt, der Übertreibung anheimfallen, die jeglicher Tugend feind ist; denn die Tugend liegt in der Mitte. Rechts und links vom Pfade der Klugheit hat nämlich der Feind mancherlei Hindernisse und Steine des Anstoßes gelegt. Wir müssen daher zu Gott flehen, daß er uns das Licht der wahren Klugheit gebe, unsern Lebensweg zu beleuchten, der von allen Seiten von blinder Nacht und schwarzer Finsternis umgeben ist.

Die Klugheit (discretio) ist die Fähigkeit, zwischen gut und bös, zwischen dem Mittelmäßigen und dem Vollkommenen zu unterscheiden. Wie im Anfange Licht und Dunkelheit voneinander getrennt wurden, so wurden auch gut und bös geschieden, nachdem das Böse durch den Teufel in die Welt gekommen war. Gott aber hatte vorher den Menschen erleuchtet, damit er zwischen beiden unterscheiden könne. So wählte Abel, der Gottesfürchtige, das Gute; Kain, der Gottlose, das Böse. Alles, was Gott gemacht hatte, war gut; allein der Teufel säte mit verführerischer Arglist das Unkraut des Bösen in das Gute.

Was ist nun aber gut? Gut ist alles, was ganz und unverdorben geblieben ist, wie es erschaffen ward, — die guten Werke, zu denen wir geschaffen sind in Christus Jesus, die Gott vorbereitet hat, daß wir in ihnen wandeln sollen (vgl. Eph. 2, 10), die da sind: Güte, Lauterkeit, Frömmigkeit, Gerechtigkeit, Treue, Barmherzigkeit, Nächstenliebe, heilbringender Friede, geistige Freude, mit der Frucht des Geistes: alles dies mit seinen Früchten ist gut. Was ihnen entgegensteht, ist Übel: Bosheit, Verführerei, Gottlosigkeit, Ungerechtigkeit, Lüge, Habsucht, Haß, Zwietracht, Bitterkeit, mit den verschiedensten Früchten, die aus ihnen hervorgehen. Denn unzählig sind die Früchte des Guten wie des Bösen. Was aber an erster Stelle von der erschaffenen Güte und Unversehrtheit abweicht, das ist das erste Übel: der Stolz nämlich der ersten Bosheit; ihm gegenüber steht die Demut, die den Schöpfer anerkennt und verherrlicht — das ist das erste Gut des vernünftigen Geschöpfes. Aus diesen zwei Wurzeln ist ein unermeßlicher Wald von Gegensätzen emporgewachsen.

Da dem so ist, müssen wir, die wir Gottes Beistand haben, das Gute tapfer festhalten. In Glück und Unglück müssen wir Gott um seine Hilfe angehen, damit wir nicht übermütig werden, wenn es uns gut geht, und nicht niedergeschlagen, wenn es uns schlecht geht. Von dieser doppelten Gefahr müssen wir uns fernhalten, indem wir mit Hilfe der glorreichen Tugend der wahren Mäßigung und Klugheit, welche die unzertrennliche Begleiterin der christlichen Demut ist und den wahren Streitern Christi den Weg der Vollkommenheit öffnet, jede Übertreibung vermeiden. . . .

Wenn wir alle unsere Handlungen auf der Wagschale der wahren Klugheit genau abwägen, werden wir niemals dem

Irrtum verfallen; wenn wir im göttlichen Lichte der Klugheit wandeln, werden wir „weder zur Rechten noch zur Linken weichen" (5 Mos. 5, 32), sondern stets auf dem königlichen Wege einherschreiten und mit dem sieggekrönten Psalmisten singen: „Du, mein Gott, erleuchte meine Finsternis; denn durch dich werde ich entrissen der Versuchung" (Ps. 17, 29 f.). Denn „eine Versuchung ist des Menschen Leben auf Erden" (Job 7, 1. Nach LXX).

8) Von der Abtötung des Willens.

Das Hauptstück der Regel für Mönche ist die Abtötung. „Tue nichts ohne Rat", sagt die Heilige Schrift (Sir. 32, 24). Wenn also nichts ohne Rat geschehen soll, so muß alles mit Rat geschehen. Darum befahl auch Moses: „Frage deinen Vater, er wird dir's verkünden, deine Ahnen, sie werden dir's sagen" (5 Mos. 32, 7). In allem vom Befehl eines andern abhängig sein, mag wohl denen, die ein hartes Herz haben, eine harte Zucht erscheinen; denen aber, die Gott fürchten, ist eine solche Zucht süß und wohltuend, wenn sie ganz und nicht bloß stückweise durchgeführt wird; denn nichts ist süßer, nichts gewährt dem Geiste größere Ruhe und Sicherheit als ein gutes Gewissen; nichts aber ist geeigneter, uns diese Ruhe des Gewissens zu verschaffen, als die Preisgabe unseres eigenen Urteils. „Es liegt größere Gefahr im Richten", hat einer gesagt, „als im Gerichtetwerden." Wer sich also immer Rats erholt und danach handelt, geht niemals irre; denn ist auch der Rat, der ihm erteilt wird, falsch, so sind doch sein Glaube und sein Gehorsam recht und werden der Belohnung nicht ledig sein.

Wenn aber ein Mönch, dessen Pflicht es ist zu fragen, sich selbst in einer Sache zu Rate zieht, so irrt er schon

dadurch, daß er sich unterfteht, selbst zu urteilen. Tut er das Gute nach eigenem Ermessen, so frommt es ihm wenig, denn schon während er es tut, ist er vom rechten Wege abgewichen; wer die Pflicht hat zu gehorchen, darf nicht wagen, selbst zu urteilen.

Der Mönch muß daher vor allem die stolze Freiheit meiden und die wahre Demut lernen, die ohne Murren und ohne Zögern Folge leistet; nur dann wird ihm Christi Joch süß werden und seine Bürde leicht. Bis er die Demut Christi gelernt, wird er die Süße des Joches Christi und die Leichtigkeit seiner Bürde nicht empfinden. Denn die Seele, abgehetzt durch Sünde und Sorge, findet Ruhe nur in der Demut. Inmitten so vieler Übel ist die Demut ihre einzige Erquickung. Je mehr sie sich von der Eitelkeit und Unbeständigkeit der Außenwelt zurückzieht, desto größere innere Ruhe und Erfrischung wird sie finden. Was ihr früher bitter hart und schmerzvoll schien, wird dann sanft und angenehm sein. Die Selbstabtötung ist zwar den Stolzen und Unbeugsamen unerträglich, den Sanftmütigen aber voller Trost. Die Glückseligkeit dieses Martyriums kann aber niemand vollständig erlangen, es sei denn, daß sein ganzes Sehnen und Trachten danach gerichtet ist.

Die Abtötung des Mönches ist eine dreifache; er darf niemals denken, was ihm beliebt, niemals reden, was ihm beliebt, niemals gehen, wohin es ihm beliebt. Mag, was der Abt gebietet, ihm noch so zuwider sein, danach hat er nicht zu fragen; ihm geziemt immer das Wort: „Nicht wie ich will, sondern wie du willst“ (Matth. 26, 39); nach dem Beispiel des Herrn, der an einer andern Stelle sagt: „Ich bin vom Himmel herabgestiegen, nicht damit ich meinen

Willen tue, sondern den Willen des Vaters, der mich gesandt hat" (Joh. 6, 38).

9) Von der Vollkommenheit eines Mönches[1].

Der Mönch soll im Kloster unter dem Gehorsam eines Vaters und in Gesellschaft vieler leben, um von dem einen die Demut, von dem andern die Geduld zu lernen, sich von diesem eine Lehre über das Stillschweigen, von jenem über die Sanftmut geben zu lassen. In nichts soll er seinem eigenen Willen folgen; er soll essen, was ihm vorgesetzt wird, anziehen, was er bekommt, die Arbeit verrichten, die ihm aufgegeben wird, sich auch einem unbeliebten Vorgesetzten unterwerfen. Er soll müde zur Ruhe gehen, im Gehen schon vor Mattigkeit einschlafen und, ohne recht ausgeschlafen zu haben, sofort aufzustehen gezwungen sein. Bei Unrecht soll er schweigen, den Vorsteher des Klosters als seinen Herrn fürchten, aber auch als seinen Vater lieben, und stets glauben, daß alles, was er ihm befiehlt, zu seinem Heil gereiche. Er urteile nie über die Anordnungen der Vorgesetzten, da es seine Pflicht ist, zu gehorchen und das Befohlene zu erfüllen, wie Moses sagt: „Höre, Israel, und schweige" (5 Mos. 27, 9. Nach LXX).

b) Das Chorgebet.

Kolumbans Mönchsregel ist, wie der Leser bemerkt haben mag, kein klösterliches Statut im eigentlichen Sinne des Wortes, sondern vielmehr eine aszetische Abhandlung, ein Spiegel der Vollkommenheit, ein geistiger Führer für Mönche. An der Hand einer solchen Regel allein wäre es

[1] Vgl. Hieronymi Epist. ad Rusticum c. 15 (Vallarsi I 942).

unmöglich gewesen, selbst für einen Mann von Kolumbans wunderbarer Energie, ein Kloster zu regieren. Sie enthält keine Silbe über die Verfassung und Verwaltung des Klosters, über die Bestallung des Abtes und die Besetzung der übrigen Ämter, über das Verhältnis des Abtes zu seinen Mönchen, über die Beziehungen der Tochterklöster zum Mutterkloster und zueinander. Bestimmungen über die Verpflichtungen, welche den neueintretenden Mitgliedern aufzulegen sind, sowie über die täglichen Beschäftigungen der Mönche fehlen gänzlich. Weder die Zeit zum Aufstehen noch zum Schlafengehen ist geregelt, und die einzige Mahlzeit ist auf eine nicht näher bezeichnete Abendstunde festgesetzt. Nur hinsichtlich des Chorgebetes erachtete es Kolumban für notwendig, genaue Anordnungen zu treffen, die, wie wir bereits gesehen, später in die Regel aufgenommen wurden[1].

„Ich habe mich veranlaßt gesehen", sagt er, „einige Anweisungen hinsichtlich des täglichen Psalmengebetes vorzuschreiben, weil hierüber an verschiedenen Orten verschiedene Regeln bestehen. Einige teilen die Nacht in vier Nachtwachen ein, nämlich: Einbruch der Nacht, Mitternacht, Hahnenschrei und Morgendämmerung, und beten oder singen bei jeder das ganze Jahr hindurch zwölf Psalmen." Für die langen Winternächte, meint Kolumban, sei dieses Offizium zu kurz, während die häufigen Gänge von den Zellen zur Kirche in den kurzen Sommernächten zu mühevoll und aufreibend seien. Ferner glaubt er, daß die Länge des Chorgebetes nicht nur der Länge der Nächte, sondern auch ihrer Würde entsprechen solle; denn mit den irischen Vätern macht er einen Unterschied zwischen den gewöhn-

[1] Regula Monach. 7. S. Anhang II, 10.

lichen Nächten und den „hochheiligen und ehrwürdigen Samstags- und Sonntagsvigilien".

Kolumban schreibt drei Nachtoffizien vor, die gemeinschaftlich in der Kirche gesungen wurden. Für die Vesper und den Mitternachtsgottesdienst waren 12 Psalmen die Regel das ganze Jahr hindurch; für die Metten dagegen war die Psalmenordnung recht umständlich. In den gewöhnlichen oder Ferialnächten vom 25. März bis 25. September wurden 24 Psalmen gesungen, 16 von allen Anwesenden gemeinschaftlich und einstimmig, 8 abwechselnd von zwei Chören. Vom 25. September an stieg die Zahl der Psalmen allmählich, bis am 1. November der Winterkurs von 36 Psalmen erreicht wurde. Sobald die Nächte kürzer wurden, also vom 1. Februar an, nahm auch die Zahl der Psalmen allmählich ab, bis sie zur Zeit der Frühlings-Tag- und -Nachtgleiche (den 25. März nach keltischer Berechnung) wieder auf 24 zurückgegangen war. Für die Samstags- und Sonntagsmetten vom 1. Mai bis zur Sommersonnenwende waren 36 Psalmen vorgeschrieben; dann stieg die Zahl allmählich bis zum 1. November. Vom 1. November bis zum 1. Februar wurden 75 Psalmen gesungen, 25 wechselweise von zwei Chören und 50 von den beiden Chorseiten zusammen; in solcher Weise, daß auf je zwei gemeinsam gesungene Psalmen ein Wechselgesang folgte [1]. Vom 1. Februar bis zum 1. Mai wurde die Psalmenzahl wöchentlich um drei vermindert.

Für die Laudes ist nicht deutlich gesagt, was ständige Regel war; vielleicht war sie als allgemein bekannt vor-

[1] Über diese schwierige Stelle der Kolumbanregel vgl. G. Morin in Revue Bénédictine XI! 200: Explication d'un passage de la règle de saint Colomban relatif à l'office des moines celtiques.

ausgesetzt. Für jede der kleinen Tagzeiten waren drei Psalmen bestimmt. Am Schlusse des Gottesdienstes wurde nach uraltem kirchlichen Brauch für die Nachlassung der Sünden, für das gesamte christliche Volk, für die Priester und übrigen Diener der Kirche, für die Wohltäter, für den Frieden der Könige und für die Feinde gebetet[1].

Aus dem Antiphonar von Bangor lernen wir, daß bei den Sonn- und Festtagsmetten eine Lesung aus der Heiligen Schrift vorgetragen und ein passender Hymnus gesungen wurde. Als Mitternachtshymnus ist der herrliche ambrosianische bezeichnet: Mediae noctis tempus est, prophetica vox admonet.

Von einigen Vätern der Wüste wird erzählt, daß sie jeden Tag den ganzen Psalter beteten; auch der hl. Patrick, der Apostel der Iren, soll diese Gewohnheit gehabt haben; aber keine Mönchsregel, von der wir Kunde haben, schreibt ein Psalmengebet vor, das sich an Länge auch nur annähernd mit dem kolumbanischen vergleichen ließe. Der hl. Benedikt stellte den Grundsatz auf, daß beim Nachtoffizium „die geheiligte Zwölfzahl der Psalmen nicht zu überschreiten noch auch zu verringern sei", und betonte die Notwendigkeit, „daß allwöchentlich das ganze Psalterium mit seinen 150 Psalmen abgebetet werde"[2]. Die Regel des hl. Kolumban geht weit über dieses Maß hinaus; denn für die Winterszeit wurden jede Woche für die Metten allein 330 Psalmen bestimmt und 252 für die übrigen Gebetsstunden, was ein Durch-

[1] Über diese Gebete vgl. Bäumer, Gesch. des Breviers 165.

[2] P. Pius Bihlmeyer O. S. B., Die Regel des hl. Benedikt, aus dem Lateinischen übersetzt, in Bibliothek der Kirchenväter XX (Kempten 1914) 46.

schnitt von nicht weniger als 83 Psalmen für jeden Tag bedeutet.

Nicht aus eigenem Antrieb hatte Kolumban eine so übermäßig große Zahl von Psalmen für den Gebetsdienst angeordnet; in dieser Sache folgte er nur den Überlieferungen der irischen Altväter. „Weit entfernt, des vielen Psalmensingens überdrüssig zu werden", sagt er, „bereitete diese Übung den keltischen Mönchen den süßesten Trost." Aus andern Quellen wissen wir, daß die altirischen Heiligen Musik und Gesang leidenschaftlich liebten. Als die Barden von Patrick bekehrt wurden, hängten sie ihre Harfen am Kreuze auf und sangen so schön, sagt ein alter Chronist, daß die Engel Gottes sich über den Himmelsrand neigten, um ihnen zuzuhören. Ossian, der Sängerkönig, beklagte sich beim hl. Patrick, die Psalmen der Mönche hätten die Harfen der Barden zum Schweigen gebracht. Die Volkssänger verkehrten freundschaftlich mit den Mönchen, und jedes Kloster unterhielt einen Barden. Auch das schon erwähnte Antiphonar von Bangor bezeugt die Vorliebe der irischen Mönche für den kirchlichen Gesang. Dort werden die irischen Väter ganz besonders wegen ihrer Sorge für den geistlichen Gesang gepriesen. „Patrick", so heißt es, „sang Hymnen und Psalmen zu Gott"; „Comgall brachte Gott Opfer dar mit Hymnen und geistlichen Liedern" und „Cronan sang Lieder zu Gott". Bei dieser bevorzugten Stellung des Kirchengesanges unter den Iren ist es kein Wunder, daß Kolumban der Psalmodie so große Aufmerksamkeit schenkte und ihre Pflege seinen Mönchen als eine Hauptpflicht auferlegte. Damit sie aber nicht glauben möchten, lange Gebete allein seien Gott angenehm, schärfte er ihnen ein, nicht das viele Singen und das lange Stehen, sondern

Lauterkeit des Herzens und der Gesinnung sichere ihnen Erhörung. Auch sollten sie sich nicht mit den öffentlichen Gebeten begnügen; jede Bewegung, jede Handlung sollte ein Gebet sein; „denn von dem Urheber unseres Heiles wird uns befohlen, beständig zu wachen und zu beten", und der hl. Paulus ruft uns zu: „Betet ohne Unterlaß!" (1 Thess. 5, 17.)

c) Die klösterlichen Bußsatzungen (Zönobialregel).

In der Mönchsregel schreibt Kolumban seinen Schülern die Tugenden vor, welche sie üben müssen, und zwar im höchsten Grade, um zur Vollkommenheit zu gelangen: Gehorsam bis zum Tode, vollständige Armut, engelgleiche Keuschheit, Verzichtleistung auf jede freie Willensäußerung, tägliches Fasten, ununterbrochenes Gebet. Doch begnügte er sich nicht mit der Energie des Gebotes; „in dem zweiten Teil seiner Regel beweist er eine nirgends übertroffene Energie der Strafe". Das hohe aszetische Ideal, welches er seinen Mönchen vorgezeichnet hatte, sollte kein toter Buchstabe bleiben, sondern unter allen Umständen verwirklicht werden. Um dieses Ziel zu erreichen, schreckte er nicht vor der ausgiebigsten Anwendung körperlicher Züchtigung zurück.

Wenigstens einmal am Tage, entweder vor dem Essen oder vor dem Schlafengehen oder zu einer andern gelegenen Zeit, mußten die Mönche ihr Gewissen erforschen und ihre Vergehen gegen die Regel, auch die unbedeutendsten, dem Abte oder einem der älteren Brüder offenbaren[1]. Nach

[1] Es handelt sich hier wohl nicht um die sakramentale Beicht, sondern um eine in den meisten Klöstern übliche Sitte. Vgl. Basilius, Sermo asceticus 5.

der Anklage wurde dem Sünder eine strenge Buße auferlegt. Die gewöhnlichste, fast bei allen kleineren und größeren Verfehlungen angewandte Strafe bestand in Geißelhieben: sechs für leichte Fehler, zehn und darüber für größere Vergehen, so daß in gewissen Fällen der Strafbare bis zu zweihundert Hieben verurteilt werden konnte. Jedoch durften diese nicht alle an einem Tage, sondern an mehreren Tagen nacheinander und nie mehr als fünfundzwanzig auf einmal erteilt werden. Auch konnte der Vorsteher die Hälfte der vorgeschriebenen Strafen erlassen. „Es ist übrigens anzunehmen", bemerkt Montalembert[1], „daß diese Strafe in damaliger Zeit viel weniger hart und demütigend erschien (selbst auch den Söhnen vornehmer Herren, die sich unter den Schülern Kolumbans in großer Zahl befanden), als sie gegenwärtig in den Augen des geringsten Mannes in unsern christlichen Ländern erscheinen würde. Man sieht nämlich, daß hundert Streiche für gleichwertig mit einem dreitägigen Fasten bei Brot und Wasser galten."

Wer sich gegen die Armut versündigt hatte, indem er etwas sein eigen genannt, wurde mit sechs Schlägen gezüchtigt; hatte er sich etwas aus Habgier angeeignet, so wurde er mit zweihundert Schlägen bestraft und der betreffende Gegenstand beschlagnahmt. Wer Bier oder Speisen auf den Tisch oder Boden ausgeschüttet oder die Brosamen nicht fleißig eingesammelt hatte, mußte während des ganzen Nachtoffiziums aufrechtstehen, ohne Hände oder Füße zu bewegen. Überstieg das verschüttete Bier eine Maß, so mußte der Schuldige sich eine Zeitlang bei Tisch mit Wasser begnügen.

[1] Mönche des Abendlandes II 507.

Wer auf das Gebet vor oder nach dem Essen nicht Amen gesagt, den Löffel ergriffen, ohne das Kreuzzeichen darüber zu machen, mit dem Messer in den Tisch geschnitten oder beim Essen unnötigerweise das Stillschweigen gebrochen hatte, erhielt sechs oder gar zehn Geißelhiebe.

Bevor die Mönche das Kloster verließen, um sich zur Feldarbeit oder auf Reisen zu begeben, mußten sie den Segen des Abtes oder seines Stellvertreters begehren und vor dem Kreuz an der Klosterpforte das Haupt verneigen — wer dies unterlassen hatte, wurde mit zwölf Hieben bestraft. Die gleiche Strafe traf auch jene, die vor oder nach der Arbeit nicht gebetet hatten.

Es war den Brüdern strengstens untersagt, andere ohne Erlaubnis in ihren Zellen zu besuchen, nach der neunten Stunde die Küche zu betreten oder sich außerhalb des Klosterwalles zu begeben; Übertretungen dieses Verbotes wurden mit einer Verlängerung oder Verschärfung des gewöhnlichen Fastens geahndet[1].

Wer beim Beginn des Chorgebets gehustet, am Schlusse der Psalmen das Haupt nicht geneigt, schlecht gesungen oder über das schlechte Singen eines andern gelächelt hatte, wurde mit einer Fastenstrafe belegt.

Der Priester, der bei der Darbringung des heiligen Meßopfers die vorschriftsmäßige Ordnung nicht beachtet oder seine Fingernägel vor der heiligen Handlung nicht beschnitten hatte, und der Diakon, der mit ungeschorenem Barte bei der heiligen Messe assistiert oder durch Ausspeien den Altar oder die Wände der Kirche verunreinigt hatte, wurden mit sechs Geißelhieben bestraft. Traten die Brüder zum Tische des

[1] Superimpositio genannt.

Herrn, so mußten sie sich dreimal vor dem heiligsten Sakramente tief verbeugen und empfingen es unter beiden Gestalten, durften aber den Kelch nicht mit den Zähnen berühren; doch wurde den jüngeren Mönchen wegen ihrer Unerfahrenheit nur der Leib des Herrn, nicht aber der Kelch dargereicht. Bei der heiligen Messe mußten alle im besseren Ordenskleid erscheinen. Vor der Messe legten alle ein Stückchen Brot als Opfergabe auf den Altar, das ihnen später mit dem Segen des Priesters versehen wieder gereicht wurde (eulogia). Wer sich nicht genau an diese Vorschriften gehalten hatte, wurde mit zwölf Schlägen bestraft.

Verschiedene schwere Strafen wurden denen auferlegt, die das Chrismale, d. h. das Gefäß mit der konsekrierten Hostie[1], nicht mitgenommen, wenn sie sich weit vom Kloster entfernten, es auf der Reise verloren, ins Wasser oder auf die Erde hatten fallen lassen.

Wer sich einem Vorwurf gegenüber entschuldigt und nicht sofort gesagt hatte: „Es ist meine Schuld, es reut mich", wurde zu längerem Stillschweigen oder zu fünfzig Hieben verurteilt. Derselben Strafe verfiel ein jüngerer Bruder, der zu einem älteren gesagt hatte: „Was du behauptest, ist nicht wahr." Wer sich des Stolzes oder der Widerspenstigkeit schuldig gemacht hatte, wurde so lange in seine Zelle eingeschlossen, bis er sein Vergehen eingestand und demütig um Wiederaufnahme unter die Brüder bat. Es war nicht erlaubt, von dem Vorsteher an den Abt oder die Klostergemeinde zu appellieren; wer es dennoch zu tun

[1] Vgl. Poenitentiale Bedae-Egberti c. 39: Oportet eos, qui possunt fideles, monachos maxime, et scientiam habere baptizandi, et si longius alicubi exierint, Eucharistiam semper secum habere.

wagte und nicht sofort auf die Knie fiel und um Verzeihung bat, wurde zu einem fünfzigtägigen Fasten bei Wasser und Brot verurteilt. Unter schwerer Strafe durfte sich keiner absprechend über die Leistungen anderer äußern, sich in die Angelegenheiten anderer einmischen, den Bruder Pförtner oder einen andern Klosterbeamten mit lauter Stimme zurechtweisen. Die Brüder sollten einander lieben, einer den andern höher schätzen als sich selbst und allen Widerspruch und Streit vermeiden; wo aber solche auftauchten, sollten sie es dem Abte oder seinen Stellvertretern sogleich melden.

Wer eine Frau ohne Zeugen angeredet oder auf einer Reise unter einem Dach mit einer Person des andern Geschlechts übernachtet hatte, wurde mit hundert Streichen bestraft oder mußte drei Tage bei Wasser und Brot fasten. Auf wirkliche fleischliche Vergehen war keine Strafe gesetzt; Kolumban dachte gewiß davon wie Solon, der athenische Gesetzgeber, vom Elternmord. Als man diesen fragte, warum er gegen denjenigen keine Strafe angeordnet habe, der seinen Eltern ans Leben gehe, gab er zur Antwort: „Weil niemand imstande ist, ein solches Verbrechen zu begehen."

Das ist in kurzen Umrissen der Inhalt der Zönobialregel. Man hat sie einen „entsetzlichen Strafkodex", die „kleinlichste aller jemals erdachten Regeln" genannt; ja man hat sie so verschieden von der Mönchsregel gefunden, daß sie unmöglich von demselben Verfasser herrühren könne. In den Strafverordnungen scheint in der Tat ein ganz anderer Geist zu herrschen als in den Anleitungen zum vollkommenen Klosterleben. Und doch bringen die beiden Teile der Kolumbanregel nur die zwei Seiten, die im Wesen ihres Urhebers überall hervortreten, zum Ausdruck: „Ein hoher sittlicher Idealismus und rücksichtsloseste Strenge,

welche das Gute meint erzwingen, das Unrechte zermalmen zu können; Verleugnung des eigenen Selbst bis zur Vernichtung desselben und eine ungebrochene Kraft des Ich, die bei jedem Widerspruch emporflammt; ein Ernst der sittlichen Forderung, der Eindruck machen, begeistern mußte, und eine herbe, harte Art aufzutreten, die nur verletzen, zum Widerspruch reizen konnte."[1]

Vergleicht man die Regel des hl. Kolumban mit der des hl. Benedikt, so muß man dieser den Vorrang zuerkennen. Zunächst besitzt die Benediktinerregel den Vorteil größerer Mäßigung. Körperliche Züchtigung wird auch vorgeschrieben, aber nur bei Knaben bis zum fünfzehnten Lebensjahre und zwar bei denen, die trotz öfterer Zurechtweisung und Bestrafung sich nicht bessern wollen. Jede Alters- und Bildungsstufe, meint der hl. Benedikt, erheische besondere Behandlung; Kolumbans Regel weiß nichts von diesem wichtigen pädagogischen Grundsatz. Benedikt läßt gegen die Kranken und Altersschwachen liebevolle Rücksicht walten, erlaubt ihnen den Genuß von Fleischspeisen und mildert ihnen gegenüber auch sonst die Strenge der Regel; in Kolumbans Regel ist nirgends die Rede von einer Lockerung der Disziplin.

Die Benediktinerregel erweist sich ferner als das Werk eines hervorragenden organisatorischen Talentes, als ein Gesetzbuch, das sich den verschiedensten Verhältnissen anpassen läßt und überall gleich segensreich wirken kann. Nirgends läßt sie das Ziel des Ordenslebens, die Erreichung der christlichen Vollkommenheit, aus dem Auge, überall aber wird nur das Erreichbare angestrebt. Sie umfaßt und nimmt alles wahr, was zu einem gemeinschaftlich

[1] Hauck a. a. O. 270.

geordneten Leben gehört. Über die Verwaltung des Klosters, über die Rechte und Pflichten der Mönche gibt sie genaue Vorschriften; die Tagesordnung ist bis ins einzelne bestimmt. Kolumban dagegen war ein Mann, der nicht durch geschriebene Satzungen eingeengt sein wollte; in seinen Klöstern war er Alleinherrscher; seine Persönlichkeit, seine unermüdliche Schaffenskraft, sein Unternehmungsgeist ersetzte eine bestimmte Verfassung. Deshalb ist auch die Verwaltung seiner Klöster in der Entwicklungsstufe stecken geblieben und seine Regel durch die des hl. Benedikt verhältnismäßig rasch verdrängt worden.

4. Die Schule von Luxeuil: Studium und Arbeit.

Trotz einer so ungewöhnlich strengen Zucht wuchs Kolumbans Jüngerschar von Tag zu Tag. Der Ruf des Gottesmannes, sagt Jonas[1], war durch alle Teile Galliens und Deutschlands gedrungen, und alles war voll seines Lobes. Nicht nur das gewöhnliche Volk, sondern auch die fränkischen und burgundischen Großen blickten in ehrfürchtiger Scheu zu ihm auf. Der Ruhm, der heute sich an die Namen der Reichen und Gelehrten, der großen Eroberer und Entdecker knüpft, wurde in jener glaubensfrohen Zeit den Heiligen vorbehalten. Wer sich durch die Heiligkeit seines Lebenswandels auszeichnete, zog die bewundernden Blicke seiner Zeitgenossen auf sich. Kolumbans fast übermenschliche Selbstverleugnung, seine unleugbare Sehergabe, die Wunder, die man allgemein seiner Fürbitte

[1] V. Col. I, 18, 186.

zuschrieb, die wohlgeordnete Lebensführung seiner Mönche — alles dies war dazu angetan, in der Jugend des Landes das Verlangen wachzurufen, ihn mit eigenen Augen zu sehen, seinen Lehren zu lauschen und sich unter seiner Führung dem Heerbann Christi anzuschließen. Diejenigen, welche den ersehnten Seelenfrieden gefunden, beeilten sich, ihren Verwandten und Freunden von ihrem Glücke zu erzählen und sie einzuladen, es mit ihnen zu teilen. Und so kam es, daß in Luxeuil allein in kurzer Zeit mehr als zweihundert Schüler sich um Kolumban versammelt hatten[1].

Die Vollkommenheitssucher waren aber nicht die einzigen, die nach Luxeuil eilten; Kranke, Siechе, Geplagte kamen von nah und fern, und keiner ging weg, ohne Linderung und Trost gefunden zu haben; denn unter dem rauhen Äußern des keltischen Pilgers schlug ein Herz voll des zärtlichsten Mitgefühls für jegliches Menschenleid. Es lebte zu dieser Zeit in Burgund ein Herzog namens Waldelen, der über das Volk zwischen den Alpen und dem Jura herrschte. Mit seiner Gattin Flavia kam er einst zu Kolumban, und vereint baten sie ihn, er möge für sie den Herrn anrufen, denn sie hätten zwar viele Schätze, aber keinen Sohn, dem sie diese nach ihrem Tode hinterlassen könnten. „Wenn ihr gelobt, euern Erstgebornen Gott zu weihen", antwortete der Abt, „und mir das Kind übergebet, daß ich es aus der Taufe hebe, so will ich die Barmherzigkeit des Herrn anflehen, euch nicht bloß den einen Sohn zu schenken, sondern noch mehr Kinder, soviel ihr wünscht." Freudig leisteten sie das Versprechen, und kaum waren sie nach Hause zurückgekehrt, so fühlte Flavia

[1] V. Walarici 5.

im Herzen die zarten Freuden der ersten Mutterschaft. Und als sie einen Sohn geboren hatte, brachte sie ihn selbst nach Luxeuil, wo Kolumban ihn taufte und ihm den Namen Donatus gab, zum Zeugnis, daß seine Eltern ihn Gott dargebracht hatten. Der Herr aber, der sich nicht an Großmut übertreffen läßt, erfüllte das Versprechen seines Knechtes und schenkte Waldelen und Flavia einen zweiten Sohn, Chramnelen, und dann zwei Töchter. Alle zeichneten sich durch Klugheit und Gottesfurcht aus und lohnten ihren Wohltäter durch treue Anhänglichkeit während seines Lebens und durch eifrige Förderung seiner Stiftungen nach seinem Tode [1].

Noch im zartesten Knabenalter wurde Donatus den Mönchen von Luxeuil anvertraut, um unter dem wachsamen Auge seines Paten erzogen und zur Frömmigkeit angeleitet zu werden. Im Frühmittelalter wurden nicht selten unmündige Kinder von ihren Eltern dem Klosterberufe geweiht. Des Kindes Erziehung, Bildung, Frömmigkeit, ja seine ewige Seligkeit schien dadurch gewährleistet. Schon Pachomius und Basilius ließen in ihren Klöstern Kinder zur Erziehung aufnehmen.

Wie verbrachten nun Donatus und seine Mitschüler ihre Tage in Luxeuil? Sie beobachteten die Regel, so gut es eben ging, saßen im Chor mit den älteren Brüdern und ließen ihre hellen Kinderstimmen zu Gottes Lob erschallen, taten ihre Schuldigkeit im Refektorium und erheiterten die Erholungsstunden durch ihr munteres Spiel und Geplauder. Zur festgesetzten Zeit erhielten sie Unterricht in den üblichen Elementarfächern. Hatten sie „der Römerrunen fremden

[1] V. Col. I, 14, 174 ff.

Zauber" ergründet, so lernten sie das Lesen und dann das Schreiben, nicht umgekehrt oder beides gleichzeitig wie heute. Auf Schön- und Rechtschreiben legte man großen Wert, weil das Abschreiben von Büchern eine Hauptaufgabe der damaligen Klöster war. Um sich an den gemeinsamen Gebeten und am Gottesdienst so bald wie möglich beteiligen zu können, mußten sie die Psalmen und Hymnen der Tagesstunden auswendig lernen. Auch die Musik bildete einen Bestandteil des Elementarunterrichts. Sie sollte die Knaben in das Leben und Fühlen der Kirche einführen. Das größte Gewicht wurde auf würdevolle Haltung und fehlerfreies Singen beim gemeinschaftlichen Gottesdienst gelegt[1]. Ohne Schläge ging es bei dem Unterricht nicht ab. „Wieviel Hiebe und Schmerzen", heißt es in einer Predigt, die früher dem hl. Kolumban zugeschrieben wurde, „müssen diejenigen ertragen, die die Musik lernen." Etwas Rechnen, das mit Steinchen oder Rechenpfennigen geübt wurde, brachte die Unterstufe des Lehrganges zum Abschluß.

Die begabteren Schüler betraten sodann das Reich der freien Künste auf dem „dornenvollen Weg des grammatischen Studiums". Hatten sie die Schwierigkeiten der Formenlehre und des Satzbaues einigermaßen überwunden, so gingen sie zur Rhetorik und Dialektik über, lasen klassische Autoren, machten Stilübungen, lernten Briefe, Urkunden und Testamente abfassen und schulten ihren Verstand durch Übung des freien Disputierens.

Wie Kolumban sich zur Lektüre der heidnischen Autoren stellte, können wir aus seinen Gedichten ersehen. In einem Versbrief, der von einer erstaunlichen Belesenheit

[1] Reg. Coenob. 4.

in Virgil, Horaz und Ovid zeugt, ermahnt er seinen Freund Sethus, die vergänglichen Freuden des Lebens zu verachten und sich Schätze zu erwerben, die weder veralten noch verrosten: „die Lehren des göttlichen Gesetzes, den keuschen Wandel der heiligen Väter, und was immer die gelehrten Meister der Vorzeit geschrieben oder die beredten Dichter gesungen".

Dispice, quae pereunt, fugitivae gaudia vitae.
Non fragiles secteris opes et inania lucra,
Nec te sollicitet circumflua copia rerum.
Sint tibi divitiae divinae dogmata legis
Sanctorumque patrum castae moderamina vitae.
Omnia, quae dociles scripserunt ante magistri,
Vel quae doctiloqui cecinerunt carmina vates.
Has cape, divitias semper contemne caducas [1].

Neben dem Studium der Heiligen Schrift und der Väter wollte Kolumban also die Philosophen und Dichter nicht vernachlässigt wissen.

Die Verse „An Fidolius" zeigen eine Vertrautheit mit der klassischen Poesie und Götterlehre, wie man sie im 7. Jahrhundert nur noch in den Schriften des hl. Aldhelm von Malmesbury findet. Am Schlusse des Gedichtes ladet er seinen Freund ein, etwas in demselben Versmaß zu schreiben, und gibt ihm zugleich genaue Anweisung, wie er dabei verfahren soll. „Willst du Verse schreiben wie Sappho, die berühmte griechische Dichterin, sie schrieb, so folge ein Trochäus immer auf einen Daktylus; doch ist es erlaubt, den Vers mit einer langen statt einer kurzen Silbe zu schließen."

[1] Ep. ad Sethum v. 8—15 (MG. Ep. III, 183).

Si tibi cura
Forte volenti
Carmina tali
Condere versu,
Semper ut unus
Ordine certo
Dactilus istic
Incipiat pes;
Inde sequenti
Parte trocheus
Proximus illi
Rite locetur;
Saepe duabus
Claudere longis
Ultima versus
Iure licebit[1].

Daß die lateinischen Studien in Luxeuil unter Kolumbans Leitung mit Eifer und Erfolg betrieben wurden, beweist unter anderem der Prolog zur Regel des hl. Donatus, der in einem Latein geschrieben ist, das seinen Lehrern alle Ehre macht. Und wenn auch nicht alle Mönche Kolumbans Begeisterung für die Alten teilten, so hatten sie doch von ihm gelernt, sie zu achten und ihre Werke der Nachwelt zu erhalten.

Über dem Studium der freien Künste wurde in Luxeuil die Erziehung zur Arbeit keineswegs vernachlässigt. „Wenn ein Bruder sich den Wissenschaften nicht widmen kann", hatte schon Cassiodor seinen Mönchen gesagt, „so soll er bedenken, daß es keine niedrige oder unedle Beschäftigung ist, das Feld zu bebauen, den Garten zu bestellen, die schönen Früchte der Bäume einzusammeln." Kolumban ging einen Schritt weiter als der ehemalige Staatsminister der Gotenkönige: er machte körperliche Arbeit allen seinen Mönchen, den alten wie den jungen, den Bauernsöhnen wie den Fürstensprößlingen, zur heiligen Pflicht. Täglicher Gottesdienst, tägliches Studium, tägliche körperliche Arbeit — das war sein Erziehungsprogramm. Niemand sollte seinen Schülern den Vorwurf machen, daß sie ihr Brot müßig verzehrten.

[1] MG. Ep. III, 188.

Wie in andern Punkten der Regel, so ging Kolumban auch bei der Arbeit mit gutem Beispiel voran. Trotz seines hohen Amtes und seines vorgerückten Alters zog er an der Spitze seiner Mönche hinaus, um die Wälder zu reuten, die Felder zu bestellen und die Feldfrüchte einzuheimsen. Ein neugebrochenes Feld, das dem Kloster Fontaine gehörte, stand zur Erntezeit voll der herrlichsten Ähren. Allein schon lange hatte es unaufhörlich geregnet, und noch immer bedeckten schwere Wolken den Himmel. Ein Regenguß folgte auf den andern, so daß alle fürchteten, das überreife Getreide werde zugrunde gehen. Des Wartens auf günstige Witterung endlich müde, nahm Kolumban glaubensvoll die Sichel zur Hand und befahl der ganzen Klostergemeinde, ihm zu folgen. Den Brüdern gefiel das Unternehmen nicht, denn der Acker gewährte keineswegs einen erfreulichen Anblick; doch sie schwiegen und gehorchten, wie es die Regel verlangte. Kolumban stellte nun drei Iren: Cominin, Eunoc und Equonan, und einen Bretonen, Gurgan, an die vier Ecken des Feldes, während er selbst mit den übrigen in der Mitte ans Werk ging. Zum freudigen Staunen der Brüder ließ der Regen im Umkreise des Feldes nach; die Sonne brach aus den Wolken hervor und trocknete schnell die triefenden Garben[1].

Von den umliegenden Weilern und Gehöften kamen die Leute häufig nach Luxeuil, um den berühmten Abt mit seiner Schar weißgekleideter Mönche bei der Arbeit zu sehen. Einer dieser Neugierigen, der Pfarrer Winioc, nahm ein dauerndes Andenken an seinen ersten Besuch mit nach Hause. Kolumban war mit den Brüdern eben im Walde und fällte

[1] V. Col. I, 13, 173—174.

Holz für den Winter. Winioc ging dahin und sah verwundert zu, wie sie mit großer Mühe einen ungeheuern Eichklotz mit eisernen Keilen und schweren Schlegeln spalteten und dann mit der Axt in kleine Stücke zerschlugen. Da sprang ein Eisen ab und traf ihn mit solcher Wucht an die Stirne, daß ein Strom von Blut aus der Wunde hervorschoß und das nackte Stirnbein zum Vorschein kam. Wie Kolumban die klaffende Wunde und das strömende Blut sah, fiel er auf die Knie und rief Gott um Hilfe an; dann trocknete er das Blut ab, bestrich die Wunde mit Speichel und verband sie so geschickt, daß sie rasch heilte und kaum eine Narbe zurückließ [1].

Wie die Mönche bei nur einer magern Tagesmahlzeit die schwersten körperlichen Anstrengungen, welche das Roden der unwirtlichen Gebirgsgegend erforderte, ertragen konnten, ist uns verweichlichten und verwöhnten Menschen von heute ein Rätsel — eines der vielen, die das alte Mönchtum bietet. Kolumban traf einst bei Fontaine sechzig Brüder beisammen auf dem Felde, die mit Hacken den Boden bearbeiteten. Da er nun sah, wie sie mit harter Mühe im Schweiße ihres Angesichtes die großen Schollen zerbrachen, um einen Acker zur Aussaat herzurichten, ging ihm das zu Herzen, und er hieß sie eine Erfrischung zu sich nehmen. Sie hatten aber vom mitgebrachten Vorrat schon alles bis auf zwei Brote und ein wenig Bier aufgezehrt; Kolumban segnete das wenige, und es reichte noch für alle [2].

Daß Arbeit auch dem kranken Körper zuweilen eher nützen als schaden kann, beweist folgender Vorfall. Einst hatte sich Kolumban in die Einsamkeit zurückgezogen. Da erhielt er

[1] Ebd. 15, 178. [2] Ebd. 17, 183.

die Nachricht, fast alle Brüder zu Luxeuil seien fieberkrank, und die ganze Gemeinde bestehe nur noch aus Kranken und Krankenwärtern. Er kehrte unverzüglich zum Kloster zurück und befahl den Kranken, sofort aufzustehen und auf der Tenne das Getreide mit Ruten auszudreschen. Die meisten, denen der Gehorsam über alles ging, taten es und kamen in einen so heilsamen Schweiß, daß sie ganz wohl und munter heimkehrten. Die andern, die geglaubt hatten, ihr Zustand gestatte ihnen nicht, dem Befehl des Obern nachzukommen, blieben noch lange krank, ja einige kamen nur mit genauer Not mit dem Leben davon[1].

Auch sonst wurde der bereitwillige Gehorsam von Gott belohnt. Beim Getreideschneiden auf einem Felde in der Nähe des Weilers Baniaritia führte der junge Theudegisil seine Sichel so ungeschickt, daß er sich den Zeigefinger der linken Hand fast abhieb. Auf seinen Hilferuf eilte Kolumban herbei, verband ihm den Finger und befahl ihm, weiterzuarbeiten. Das tat er auch und bemerkte zu seiner Freude, daß ihn die Wunde nicht im geringsten belästige. „Theudegisil hat mir diesen Vorfall selbst erzählt", sagt Jonas[2], „und mir den betreffenden Finger selbst gezeigt."

Von den Knaben wurden selbstverständlich nur die älteren und rüstigeren zu den schweren Feldarbeiten herangezogen; die jüngeren beschäftigte man verschiedentlich, je nach ihren Fähigkeiten. Geweckte Schüler, wie Donatus, waren als Schreiber im Kloster tätig; andere trugen den Mönchen das Essen ins Feld und bedienten sie bei Tisch; andere wiederum, wie Domoal und Sonichar, wurden für den per-

[1] V. Col. I, 12, 172—173. [2] Ebd. 15, 177.

Miniatur aus dem Missale Gothicum.
Arbeit der Schule von Luxeuil. Um 700.

sönlichen Dienst des Abtes und der älteren Mönche bestimmt[1]. In Luxeuil durfte eben niemand müßig sein, am allerwenigsten die Knaben; denn in Kolumbans Augen war die Arbeit nicht bloß eine nützliche und unter den Zeitumständen notwendige Betätigung, sondern vor allem eine Bußübung und ein hervorragendes Erziehungsmittel; sagte doch schon ein heidnischer Dichter: „Vor die Tugend haben den Schweiß die unsterblichen Götter weise gesetzt."

Höher als der Unterricht in den Wissenschaften galt Kolumban die sittliche Erziehung. Nicht nur der Kopf, sondern vor allem das Herz sollte gebildet werden. Neben der beständigen Überwachung, um jede Gefahr einer schädlichen Einwirkung von den Schülern fernzuhalten, fiel dabei der Rute eine wichtige Rolle zu. „Eine Rute", sagt der große Athanasius, „ist die Kraft der Zucht." Kolumban hat mit diesem altbewährten Erziehungsmittel nicht gespart, wie ein Blick in seine Zönobialregel uns belehrt. Er suchte seinen Zöglingen das Bewußtsein ihrer Würde als Gotteskinder tief ins Herz einzuprägen — einer Würde, die Demut, Nächstenliebe, Höflichkeit, bescheidene Zurückhaltung von ihnen heischte. „Tuet nichts aus Streitsucht", ermahnt er sie, die Worte des Völkerapostels anführend, „noch aus eitler Ehrsucht, sondern in Demut achte einer den andern höher als sich selbst"; und er fügte hinzu: „Wer sich stets zu entschuldigen sucht und auf seiner Meinung beharrt, ist nicht ein geistiger Sohn Gottes, sondern ein fleischlicher Sohn Adams." Auf lügenhafte Reden, Trägheit, Neugierde, leichtfertiges Schwätzen, anmaßendes Benehmen legte er schwere körperliche Strafe. Wurde einem Knaben von einem älteren

[1] Ebd. 9 11 17 19 26.

Mönche zugemutet, zu tun, was die Regel nicht erlaubte, so sollte er antworten: „Du weißt, daß ich das nicht tun darf.“ Bestand der andere dennoch auf seiner Forderung, so sollte der Knabe, um nicht ungehorsam zu sein, sagen: „Ich werde tun, was du befiehlst“; der schlechte Ratgeber aber wurde zu drei Fasttagen und zu strengem Stillschweigen während drei Erholungsstunden verurteilt[1].

Nur zwei Vergehen zogen Entlassung aus dem Kloster nach sich: verächtliches Benehmen dem Obern gegenüber und Lästerung der Ordensregel[2]. Und mit Recht hat unser Heiliger so nachdrücklich Ehrfurcht vor dem Vorgesetzten und treue Befolgung der Regel verlangt; denn für den Mönch ist der Abt der unmittelbare Stellvertreter Gottes und die Klosterregel Gottes geschriebener, allzeit klar erkennbarer Wille.

Von dem wahrhaft christlichen Geiste, der unter Kolumbans Schülern herrschte, zeugt die Art und Weise, wie sie dem Tod entgegengingen. Auf seinem Krankenlager seufzte der junge Kolumban[3] inbrünstig zu Gott, daß er ihn doch recht bald von den Banden der Sterblichkeit befreien möge. Da erschien ihm ein Mann, umgeben von hellem Lichtglanze, der zu ihm sprach: „Ich kann deine Seele nicht aus dem Kerker des Leibes erlösen, weil Vater Kolumban mit seinem Gebete und seinen Tränen mich daran hindert.“ Der Kranke bat darauf den Heiligen zu sich, erzählte ihm von dem Gesicht und beklagte sich, daß seine Liebe ihm diesmal nicht von Nutzen sei. Tief ergriffen, rief der Abt die Brüder zusammen, reichte dem Scheidenden den Leib Christi als

---

[1] Reg. Coenob. 5 u. 8. [2] Ebd. 15.

[3] Ein naher Verwandter und Stammesgenosse des hl. Kolumban.

Wegzehrung dar, gab ihm den letzten Friedenskuß und ließ die Totengesänge für ihn singen [1].

5. Die Schule von Luxeuil: Erziehung zur christlichen Vollkommenheit.

Verschmähte Kolumban keineswegs die derbern pädagogischen Hilfsmittel seiner Zeit, so wandte er doch auch wirksamere Mittel als die Rute an, um seine Schüler zum Licht der Welt und Salz der Erde zu machen. In seiner Regel schärfte er ihnen ein, häufig zu beichten; auch über die leichteren Vergehen und die ungeordneten Gemütsbewegungen sollen sie sich anklagen, bevor sie zur Messe gehen, damit keiner ohne die erforderliche Reinheit des Herzens zum Altare trete. Besser sei es zu warten, bis das Herz wieder heil geworden und rein von Ärgernis und Neid, als frechen Sinnes sich dem Richterstuhle zu nahen; „denn der Altar ist ein Richterstuhl Christi, welcher alle seines Leibes und Blutes schuldig richtet, die unwürdig hinzutreten. Wie man sich daher von allen Haupt- und Fleischessünden hüten soll, bevor man die Kommunion empfängt, so muß man sich auch der übrigen, selbst zweifelhafter Fehler und Übel enthalten oder sich davon reinwaschen, ehe man die wahre Friedensvereinigung und ewige Heilsverbindung eingeht“ [2].

An Sonn- und Festtagen mußten alle Brüder, jung und alt, der Predigt beiwohnen und sich dabei in Reihen aufstellen; selbst der Koch und der Pförtner sollten ihre Ge-

[1] V. Col. I, 17, 184. [2] Col. Poenitentiale 42.

schäfte so einzurichten suchen, daß sie gleich den übrigen erscheinen könnten[1]. Kolumban ergriff häufig selbst das Wort[2], um seine geistlichen Söhne in ihren Standespflichten zu unterrichten und sie zu innerer Vollkommenheit zu führen. Seine Predigtweise war ganz dem schlichten Charakter seiner Zuhörer angepaßt. Die Eitelkeit der Welt, die Nichtigkeit des irdischen Lebens mit all seinen Gütern und die Rechenschaft, die am Ende droht; das Elend des irdischgesinnten Menschen, der nicht nur in der Welt lebt, sondern die Welt sozusagen mit sich herumträgt; die Sündenschuld, die auf jedem Adamssohne lastet, und die Notwendigkeit, sich von dieser Last zu befreien; die Frage nach dem Besten in der Welt, dem Wohlgefallen Gottes, und wie dies erlangt wird; die Liebe zu Gott und zum Nächsten, das Hauptgebot für den Christen wie für den Mönch — das sind die Grundgedanken der wenigen geistlichen Reden oder Ansprachen, die uns von Kolumban erhalten sind[3]. Ihr Zweck ist nicht dogmatisch, sondern „die Hörer zur Selbsterkenntnis und damit zum Bruch mit ihren Sünden zu bringen; nichts wird entwickelt oder bewiesen; in den kürzesten Sätzen, in Fragen und Ausrufen stürmt Kolumban auf seine Hörer ein, um sie zu nötigen, das zu erwägen, was er ihnen vorhält“[4]. Sie bilden die Kehrseite der Zönobialregel, zeigen das innere Leben des heiligen Stifters und der Seinen in seiner ganzen Fülle und liefern so den Beweis, daß er sich recht wohl bewußt war, alle Abtötung des Körpers sei eitel, aller auf den äußerlichen Menschen verwendete Fleiß

[1] Col. Poenitentiale 41.

[2] Vita Walarici 8 (MG., SS. Merov. IV 163).

[3] S. Anhang II, 11. [4] Hauck a. a. O. I 320.

vergeblich, wenn nicht zugleich die Seele an innerer Harmonie gewinnt.

In der ersten Rede[1] vergleicht Kolumban die rasche Vergänglichkeit dieser Welt mit den ewig währenden Gütern des Jenseits, um zu zeigen, daß das Erdenleben nicht das wahre Leben sei, sondern bloß ein flüchtiger Augenblick, der uns gegeben ist, um durch Verkauf unser selbst das Leben über den Sternen zu erwerben.

„Bedenke nicht, was du bist, armer Mensch, sondern was du sein wirst: was du bist, ist ein Augenblick; was du sein wirst, ist immer. Sei daher nicht untätig für dich selbst. Erwirb in kurzer Zeit, was du in Ewigkeit besitzen wirst. Die Unlust zeitlicher Mühe werde bezwungen durch die Sehnsucht nach der ewigen Belohnung. Lockt dich die Welt, dann sieh zu, was du fliehen, wem du nachtrachten willst. Warum trachtest du nicht nach dem, was niemals vor dir flieht? Was fruchtet es, ein schönes Schattenbild im Wasser anzuschauen? Was frommt dir Freude und Frohlocken, im Traume gekostet? Träume, auch die längsten, sind für den Träumer kurz; und was sind die Freuden des Lebens anders als Träume? Erwache aus der dunklen Nacht, mein Sohn, und suche das Licht; zünde deine Lampe an und lies. Hüte dich vor dem geistlichen Schlafe, damit du nicht, von Träumen irregeführt und durch trügerische Einbildung getäuscht, für wahr hältst, was falsch ist, und nachher, wenn du erwachest, traurig bist, weil du dich getäuscht siehst.

Dein Leben ist ein Rad, das immer weiterläuft und nimmer auf dich wartet. Halte also gleichen Schritt mit

[1] Instructio XVI bei Migne, P. lat. 80, 259.

ihm. . . . Du bearbeitest einen fremden Acker: sorge dafür, daß du das Nötige für die Reise daraus gewonnen hast, wenn du ihn verlassen mußt. Hier auf der Erde, aus der du nackt geboren, in deren Staub du wieder aufgelöst werden wirst, verschachere den Himmel nicht — er ist dein ewiges Erbteil. Hast du aber deine Erbschaft schon verschachert, so verkaufe dich selbst, um sie wieder zu erlangen. Was sage ich: Verkaufe dich selbst? Deine Laster verkaufe, und kaufe das Leben. Du fragst, welche diese Laster seien. Vor allem verkaufe den Stolz, das Urlaster, und erwirb dir die Demut, durch die du Christus ähnlich sein wirst, der da sagt: ‚Lernet von mir, denn ich bin sanftmütig und demütig von Herzen.‘"

In der zweiten Ansprache[1] beantwortet Kolumban die Frage: Worin besteht die Vollkommenheit des Christen und des Mönches?

„Was ist das Beste in der Welt? Dem Schöpfer gefallen, seinem Willen gemäß leben und gottselig das Ewige anstreben. Zur Frömmigkeit und Gerechtigkeit mahnt uns schon die Vernunft; denn wenn sie alles in der Welt prüft und nichts Festes findet, auf das sie sich stützen könnte, wird sie von dem Irdischen zu dem hingeleitet, was ewig dauert. Die Welt wird vergehen, vergeht täglich vor unsern Augen und wälzt sich unaufhaltsam ihrem Ende entgegen. Was hat sie, das nicht dem Untergange verschrieben wäre? Sie wird gewissermaßen von den Säulen des Scheins getragen. Im Tod, im Verderben enden alle Dinge hienieden; nichts ist von Bestand. Was soll also der Weise lieben? Etwa das tote Bild, das zum Teil stumm, zum Teil wohltönend

[1] Instructio III bei Migne.

ist, das er sieht und doch nicht erkennt? Denn auch darin verwundet die Welt, daß sie sich nicht darstellt, wie sie ist. Oder wer vermöchte sich selber oder einen andern zu erkennen? Eine Blume der Erde ist unser Leib, und ohne die Kraft der Seele könnte er nicht bestehen; der Mensch aber ist ein Himmelsbürger geworden durch Jesus Christus. . . .

Wer durch Erleuchtung von oben erfassen will, wie er leben soll, um aus einem Sterblichen ein Unsterblicher, aus einem Toren ein Weiser, aus einem irdischen Menschen ein himmlischer zu werden, der muß vor allen Dingen einen reinen Verstand haben und ihn verwenden, um gut zu leben, und nicht das beachten, was er jetzt ist, sondern was er einst sein wird. Denn einst wird er sein, was er jetzt nicht ist. Durch das, was er jetzt sieht, soll er an das denken, was er nicht sieht, und das zu sein trachten, wozu er erschaffen ist. Um dies zu können, muß er Gottes Gnade zu Hilfe rufen; denn niemand kann durch sich selbst wiedererwerben, was er einst in Adam verloren hat. Was nützt es aber, guten Verstand zu besitzen, wenn man ihn nicht gut verwendet? Der aber gebraucht ihn gut, der allzeit so lebt, daß er entweder niemals zu bereuen braucht oder immer bereut. Nachträgliche Reue deutet auf einen Mißbrauch des Verstandes, während ein gutes Gewissen die schönste Lobrede auf das Leben ist. Was lehrt uns nun dieser reine Verstand lieben? Sicher dasjenige, das die Liebe und alles andere schuf und das ewig währt und nie altert. Somit ist es vernünftig, nichts anderes zu lieben als das Ewige, und das ist Gottes ewiger Wille, der alles durchdringt, belebt und leitet. Darum soll der Weise nichts hienieden lieben, weil nichts hienieden von Dauer ist; hier

sind nämlich die hinfälligen Dinge mit dem Sterblichen verbunden, dort aber die ewigen Dinge mit dem Ewigen.

Daher ist es gefahrvoll für dich unter den trügerischen Erscheinungen zu wohnen, wo du das Wahre nicht siehst, das du lieben sollst, sondern nur das vor Augen hast, was dich zur Sünde lockt und wieder schnell entflieht, dich wie in einem Traume betrügt und dir das wahrhaft Liebenswerte verhüllt, als wäre es nicht. Wie können wir aber die Welt fliehen, die wir nicht lieben dürfen, obgleich wir in ihr sind; der wir absterben sollen, obgleich wir sie mit der bösen Begierlichkeit in unserem Innern tragen? Derjenige tritt die Welt mit Füßen, der sich selbst besiegt, der den Sünden früher als der Natur, dem eigenen Geiste früher als dem Leibe stirbt. Denn niemand, der sich selbst schont, kann die Welt hassen, weil er in sich selbst die Welt lieben oder hassen muß. Leider leben aber nur wenige so, als wären sie täglich gestorben; und doch soll jeder, da er nicht immer in der Welt gewesen ist, noch immer in der Welt sein kann, so leben, als stürbe er täglich, damit er nur das, was ewig und himmlisch ist, und worin er selbst einst ewig und himmlisch sein wird, sich immerdar vor Augen halte. O traurige Lage des Menschen! Wir sollen das lieben, was uns noch fernliegt, uns unbekannt und verborgen ist, was wir, solange wir im Kerker dieses Leibes wohnen, niemals erschauen, hören, denken können. Da es uns aber nicht auf ewig fern, unbekannt und verborgen bleiben wird, sollen wir es auch jetzt schon lieben und anstreben; denn wahrlich, umsonst wäre der geboren, dem das Ewige niemals zur Erkenntnis käme!

So schätze denn das Fremde nicht höher, als was dein eigen ist — deine Seele. Verliere deine Seele nicht für

ein Nichts! Nackt einst geboren, wirst du auch nackt begraben: der Tod macht aller Erdenlust ein Ende; der Gute geht der ewigen Freude, der Böse dem ewigen Feuer entgegen. Weit besser eine Stunde der Geduld jetzt als dereinst eine Ewigkeit verspäteter Reue." [1]

Am Schlusse der ersten Unterweisung zählt Kolumban die Laster auf, die wir verkaufen müssen „zum Verderben des Fleisches, damit der Geist gerettet werde an dem Tage unseres Herrn Jesus Christus" (1 Kor. 5, 5): Völlerei, Unzucht, Geiz, Zorn, Traurigkeit, Trägheit, Eitelkeit und Stolz, „die zu verlieren ein wahrer Gewinn wäre, auch wenn wir nichts dafür bekämen". In der dritten Ansprache [2] kommt er nun auf diese acht Haupt- oder Wurzelsünden [3] zurück, begnügt sich aber mit einer bloßen Aufzählung der Schriftstellen, die darauf Bezug nehmen, und einem kurzen Hinweis auf die besten Mittel, sie zu bekämpfen.

„Nach der Heiligen Schrift", sagt er, „sind diese Laster die Quelle und Ursache aller Übel und müssen durch die Übung der entgegengesetzten Tugenden geheilt werden. Die Völlerei wird überwunden durch Fasten von der neunten bis zur neunten Stunde und durch den mäßigen Genuß der allereinfachsten Speisen [4]. ‚Unzucht aber und jede Art von Unlauterkeit werde nicht einmal genannt unter euch, wie es Heiligen geziemt' (Eph. 5, 3): wappnet euch dagegen durch ängstliche und gewissenhafte Reinheit und Enthaltsamkeit. Der Geiz wird besiegt durch Losschälung von

[1] Die Übersetzung dieser Rede ist mit einigen bedeutenden Änderungen aus Greith (Gesch. der altirischen Kirche 287 f.) übernommen.

[2] Die XVII. bei Migne. [3] Vgl. Cassian, Collat. V.

[4] Vgl. Reg. Mon. 3.

allem Besitze. Den Zorn hält man im Zaum durch Sanftmut und Geduld. Der Traurigkeit begegnet man mit Erfolg durch geistliche Freude und die feste Hoffnung auf die zukünftige Glückseligkeit. Die Unbeständigkeit, die ein Sprößling der Trägheit ist, überwindet man dadurch, daß man an einem Orte ausharrt, wie es in der Heiligen Schrift heißt: ‚Wenn der Geist eines Gewaltigen über dich herfährt, so verlasse deinen Ort nicht' (Pred. 10, 4). Eitelkeit endlich, Selbstüberhebung und Hochmut werden durch Demut, Zerknirschung des Herzens und Gottesfurcht niedergerungen."

In der vierten Rede[1] begründet und erläutert Kolumban die Vorschriften der Regel über die Nächstenliebe. Die Pflicht der Gottes- und Menschenliebe stützt er auf die Tatsache, daß wir alle nach Gottes Ebenbild geschaffen sind.

„Moses schrieb im Gesetze: ‚Gott schuf den Menschen nach seinem Bilde und Gleichnis' (1 Mos. 1, 26). Betrachtet, ich bitte euch, die Erhabenheit dieses Ausspruchs: Gott, der Allmächtige, der Unsichtbare, der Unbegreifliche, der Unaussprechliche, der Unvergleichbare, bildete den Menschen aus Erdenstaub und adelte ihn mit der Würde seines Ebenbildes. Was hat der Mensch mit Gott gemein? was der Staub mit dem Geiste? ‚Denn Gott ist ein Geist' (Joh. 4, 24). Groß ist die Würde des Menschen, wenn er das Bild Gottes in seiner Seele bewahrt; groß aber auch seine Schuld, wenn er es schändet. Mißbraucht er die Kräfte, die Gott ihm eingehaucht, dann verdirbt und zerstört er seine Gottähnlichkeit; gebraucht er sie dagegen in rechter Weise, dann wird er Gott immer ähnlicher. Was Gott uns gegeben, als er uns schuf, das müssen wir ihm

[1] Die XI. bei Migne.

zurückgeben. Was das ist, hat er uns selbst gesagt: Gott den Herrn von ganzem Herzen lieben, ‚denn er hat uns zuerst geliebt, von Anbeginn und noch ehe wir waren'. Die Liebe Gottes ist die Erneuerung seines Bildes in uns. Derjenige aber liebt Gott, der seine Gebote hält: ‚Wenn ihr mich liebet', sagt er, ‚so haltet meine Gebote' (Joh. 14, 15). Sein Gebot aber ist die gegenseitige Liebe: ‚Liebet einander, wie ich euch geliebt habe' (Joh. 15, 12). Doch die wahre Liebe ist nicht Zungenliebe, sondern Liebe in ‚Tat und Wahrheit'.

Geben wir also unserem Gott, unserem Vater sein Ebenbild unversehrt wieder; geben wir es ihm wieder in Heiligkeit, weil er heilig ist; in Milde und Liebe, weil er die Liebe ist; in Gerechtigkeit und Wahrheit, weil er gerecht und wahr ist. Seien wir doch nicht Maler eines Bildes, das nicht sein Bild ist! Wer ungezügelt ist, wer dem Zorn ergeben ist, wer hochfahrend ist, der malt das Bild eines Tyrannen. Damit nicht Tyrannenbilder in uns erstehen, lassen wir Christus selbst sein Bild in uns malen, das Bild, das er mit den Worten zeichnete: ‚Meinen Frieden gebe ich euch, meinen Frieden hinterlasse ich euch' (Joh. 14, 27).

Doch was nützt es, zu wissen, daß der Friede gut ist, wenn er nicht gut bewahrt wird? Das Beste pflegt nämlich auch das Zerbrechlichste zu sein, und je kostbarer eine Sache ist, desto vorsichtiger muß man damit umgehen. Eine solch kostbare und zerbrechliche Sache aber ist die Nächstenliebe. Schon ein einziges kleines Wörtchen verletzt sie. Sag: ‚Du Narr!' zu deinem Bruder, und du hast den Frieden gebrochen und bist dem Feuer der Hölle verfallen (Matth. 5, 22). Wer die Nächstenliebe bewahren will, hüte

sich daher, unüberlegt zu sprechen oder jeder Gemütsbewegung sofort Ausdruck zu geben; nicht bloß von jedem verletzenden, sondern auch von jedem unnützen Worte müssen wir Rechenschaft geben. Wir dürfen uns also nicht in vielen Reden gefallen, sondern nur das Notwendige sprechen. Die Menschen lieben nichts so sehr, als über ihre Mitmenschen zu reden, sich in fremde Angelegenheiten einzumischen, unnütze Gespräche zu führen und die Abwesenden zu verleumden. Wer nicht mit dem Propheten sagen kann: ‚Der Herr gab mir eine beredte Zunge, daß ich den Müden mit Worten zu stärken wüßte' (Is. 50, 4), der schweige, oder falls er etwas sagt, so sage er es friedlich; denn auch der weiseste Mensch versündigt sich durch wenig Worte weniger als durch viele. Der Lügner, der Lästerer, der Verleumder tötet sich selbst mit seinem eigenen Schwerte. ‚Verleumde nicht', heißt es in der Heiligen Schrift, ‚damit du nicht ausgerottet werdest.'[1] Es sehe daher ein jeder zu, daß er nicht der Verleumdung wegen aus dem Lande der Lebendigen vertilgt werde. Niemand verleumdet, wenn er liebt, denn die Verleumdung ist der Erstgeborne des Hasses; darum wird auch der Sohn eines solchen Vaters mit Recht ausgerottet werden.

Ein Haus, von dem die Sünden gegen die Nächstenliebe nicht ferngehalten werden, ist von vielen Gefahren bedroht. Wenn ihr einander beneidet, einander beißet und einander verleumdet, dann sage ich mit dem Apostel: ‚Sehet zu, daß ihr euch nicht gegenseitig aufzehret' (Gal. 5, 15). Wenn der im Tode ist, der nicht liebt, wo wird der Ver-

[1] Spr. 20, 13 nach der Septuaginta. Der Passus steht nicht in der Vulgata.

leumder sein? Was hat das göttliche Gesetz eindringlicher und häufiger befohlen als die Liebe? Und doch, wie selten sind die, welche danach handeln! Können wir zu unserer Entschuldigung etwa sagen: ‚Es ist ein mühsames, ein hartes Gesetz?' Aber die Liebe ist doch nicht mühsam; sie ist vielmehr über alles süß; sie ist eine heilsame, beruhigende Arznei der Seele. Nichts ist Gott teurer als die geistliche Liebe, die das größte und erste Gebot im Gesetze ist, nach jenem Worte des Apostels: ‚Brüder, wir wissen, daß wir aus dem Tode in das Leben übergegangen sind, weil wir die Brüder lieben; wer nicht liebt, bleibt im Tode. Jeder, der seinen Bruder hasset, ist ein Mörder; und ihr wisset, daß kein Mörder ewiges Leben bleibend in sich hat' (1 Joh. 3, 14 15). Wir müssen also entweder nichts als Liebe tun oder nichts als Strafe hoffen: ‚die Liebe ist die Erfüllung des Gesetzes' (Röm. 13, 10). Mit dieser Liebe möge der uns mehr und mehr durchdringen, der da ist der Geber des Friedens und der Gott der Liebe, unser Herr und Heiland Jesus Christus, dem Ehre und Ruhm sei in alle Ewigkeit. Amen."

Auch nachdem er Luxeuil verlassen hatte, setzte Kolumban seine liebevolle Sorge für das geistliche Wohl seiner Schüler fort. Mit mehreren von ihnen unterhielt er einen regen brieflichen Verkehr. Er erinnerte sie immer wieder an die Eitelkeit der Welt, mahnte sie zur Verachtung der sinnlichen Freuden, insbesondere des Reichtums und der Fleischeslust, ermunterte sie, in der Übung der christlichen Tugenden bis zum Ende auszuharren, und zeichnete ihnen die Grundlagen eines vollkommenen Lebenswandels. Nur fünf solcher Briefe sind uns erhalten, drei in Versen, an Hunald, Sethus und Fidolius gerichtet, und zwei in Prosa an zwei un-

genannte Jünglinge[1]. Auf die poetischen Briefe haben wir bereits hingewiesen und werden noch später Gelegenheit haben, darauf zurückzukommen; die andern zwei mögen hier einen Platz finden, weil sie uns so recht anschaulich den Geist offenbaren, der unter Kolumbans Leitung in der Schule von Luxeuil waltete.

„Obwohl ich Dich schon des öftern", schreibt er an einen jungen Freund, „über die Grundlagen der Sittlichkeit und der Charakterbildung unterwiesen habe, verlangst Du von neuem Belehrung hierüber. Du kennst den Spruch: ‚Wer nicht mit wenigem zufrieden ist, wird auch nicht aus vielem Nutzen ziehen.' Über die Nüchternheit und Keuschheit — sogar das Gefahrlose fürchte in diesen Dingen, wie der Dichter sagt[2] — habe ich Dir bereits geschrieben; weil aber die Ermahnung für einige ein Schutzmittel, für andere ein Trost und für die, welche sie zu Herzen nehmen und danach handeln, ein Mittel zur Vollkommenheit ist, so bedürfen unsere Jünglinge häufiger Belehrung, damit sie durch das Vergnügen des brieflichen Gedankenaustausches um so leichter den bittern Kampf, der in ihrem Innern tobt, bestehen können.

Bleibe Sieger in diesem Kampfe, bezwinge die wilde Bestie in Dir — ich meine die Begierlichkeit und den Hochmut. Sei stark in der Demut, einfältig im Geiste des Glaubens, gesittet in deinem Betragen, unerbittlich gegen dich selbst, gütig gegen andere; sei rein in der Freundschaft, klug in Versuchungen, hart gegen jede Weichlichkeit, bereit, jede Härte zu ertragen; fröhlich im Unglück, ernst

[1] Wilh. Gundlach, S. Columbani Epistolae et Carmina (Mon. Germ. Hist. Ep. III 180 ff.).

[2] Ovid: Quin tuta times.

im Glück, unerschüttert in der Trübsal; langsam zum Zürnen, schnell zum Lernen, ‚langsam auch zum Reden' und, wie der hl. Jakobus sagt, ‚schnell zum Hören'; sei abgestorben gegen jedes Rachegefühl und stets bereit, Rücksicht zu nehmen; sei vorsichtig im Wort, bereit zur Tat; liebenswürdig gegen die Guten, unnachsichtig gegen die Bösen, milde gegen die Schwachen, streng gegen die Toren. Bleibe allzeit mäßig, allzeit keusch, schamhaft, geduldig, eifrig; sei niemals begehrlich, stets freigebig, wenn nicht in der Tat, so doch dem Willen nach. Faste zur rechten Zeit, wache zur rechten Zeit; sei pünktlich in der Erfüllung Deiner Pflicht, ausharrend beim Studium, standhaft in Sturmgebraus, heiter in Sorgen, tapfer, wenn es gilt für die Wahrheit einzutreten, scheu, wenn Zwistigkeiten drohen. Sei sanft beim Gabenspenden, unermüdlich in der Nächstenliebe, barmherzig gegen die Armen, gerecht gegen alle. Vergiß die zugefügte Unbill, sei stets eingedenk der empfangenen Wohltat. Gehorche den Alten, zeige Dich gefällig gegen die Jüngeren, sei nicht hochfahrend gegen Deine Altersgenossen. Wetteifere mit den Vollkommenen, beneide niemals die, welche Dir überlegen sind, zürne denen nicht, die Dir den Vorrang abgerungen haben; rede nicht geringschätzend von solchen, die auf dem Wege zurückbleiben, schenke denen Gehör, die Dich zu noch größeren Anstrengungen antreiben. Wenn Du müde und niedergeschlagen bist, verzage nicht. Beweine Deine Fehler, freue Dich aber der Hoffnung, die in Dir ist. Bist Du auch auf der Tugendbahn vorgeschritten, so hege doch stets eine heilsame Furcht vor dem ungewissen Ende.

Siehe, mein teurer junger Freund und Diener, so sollst Du leben. Tust Du es, dann wirst Du überaus glücklich

sein, weil Du in Glück und Unglück Dir immer gleich bleibst, für alles bereit, allem offenen Auges entgegentretend, die Begierden bezähmend, das Gute pflegend, das Schlechte bekämpfend, immer nach dem Höheren strebend, immer nach der Siegespalme ringend, immer nach dem Göttlichen dürstend. Befolge diese Lehre nach Kräften, und Du wirst glücklich sein. Fliehe die leidenschaftlichen Begierden des jugendlichen Alters, bringe Deinen Körper unter die Gewalt des Geistes, erlahme nie im Kampfe wider die Sünde, und nach kurzem Kriegsdienst wirst Du den ewigen Sold erhalten!“ [1]

Im zweiten Briefe [2] behandelt Kolumban sein Lieblingsthema von der Nichtigkeit der Welt und sucht in seinem Freunde eine innige Sehnsucht nach den himmlischen Freuden zu wecken.

„Diese Welt vergeht und nimmt täglich ab. Keiner wird am Leben bleiben, keiner ist immer lebendig geblieben. Wie das ganze menschliche Geschlecht auf gleiche Weise in die Welt eintritt, so nimmt es auch den gleichen Ausgang aus diesem Leben: alles Zufällige, alles Unsichere wird durch den Tod entrissen; alle Stolzen, alle Flüchtigen holt der traurige Tod ein. Was sie nicht hingeben wollten für Christus, das verlieren die Geizigen alle zu ungelegener Zeit. Andere sammeln nach ihnen. Im Leben wagen sie kaum, Gott etwas Geringes zu schenken; im Tode lassen sie alles zurück, und es bleibt ihnen nichts davon. Das gegenwärtige Leben, an dem sie hängen, nimmt

[1] Die Übersetzung benützt die von Greith, Gesch. der altirischen Kirche 290.

[2] Bei Migne ist dieser Brief auffallenderweise zweimal abgedruckt; unter den Instructiones (15, 283) und unter den Carmina (5, 294).

täglich ab; der Strafe aber, die sie sich zuziehen, können sie nicht ausweichen. Die Freuden der flüchtigen Stunde versuchen sie zu sammeln, und dem Verführer schenken sie williges Gehör. ‚Sie lieben die dunkle Finsternis mehr als das Licht' und kümmern sich nicht darum, den Herrn des Lebens zum Führer zu nehmen. Ihre Herrschaft ist ein Traum, ihre Freude dauert eine Stunde; aber ewige Qualen harren ihrer. Als Blinde sehen sie nicht, was nach dem Tode den Sünder erwartet, was die Bosheit den Bösen einträgt.

An dieses alles sollst Du denken, mein Freund. Liebe den Schein dieser Welt nicht. ‚Denn alles Fleisch ist Gras', mag es auch duften und blühen, ‚und alle seine Herrlichkeit ist wie Heu. Wenn die Sonne aufgeht, verwelkt das Gras, und die Blüte vergeht.' So ist es mit der Jugendzeit, wenn sie keine Tugend besitzt. Die Schönheit des Menschen altert und schwindet. Das strahlende Antlitz Christi ist lieblich über alles und verdient mehr Liebe als die Blüte des gebrechlichen Fleisches. Hüte Dich, mein Sohn, vor der Schönheit des Weibes, durch die der Tod in die Welt gekommen ist. Viele sind ein Opfer der strafenden Flammen geworden, weil sie ihren frevelhaften Gelüsten nicht entsagen wollten. Verkoste nie den Trank der Bosheit. Zwar kannst Du viele sehen, die davon betäubt heiter lachen; doch die jetzt eitel sich freuen, wisse, sie werden am Ende bitter darüber weinen.

Erwäge, mein Treuer, daß die Wollust zu vergleichen ist mit einem tödlichen Bisse, der aller Süßigkeit ein Ende macht. Betritt nicht kopfüber die Wege der Sterblichen; bedenke, wie viele Schiffbruch gelitten haben. Du wandelst zwischen Fallstricken, in denen schon viele Unvorsichtige ge-

fangen worden sind; sieh Dich vor, wohin Deine Füße treten. Von der Erde hebe die Augen deines Herzens empor; liebe die trauten Scharen der Engel. Selig die Familie, welche dort oben wohnt, wo der Greis nicht seufzt, das Kind nicht wimmert, wo im Lobe des Herrn keine Stimme schweigt, wo weder Hunger noch Durst ist, wo mit überirdischer Speise die Himmelsbewohner genährt werden; wo niemand stirbt, weil niemand geboren wird, wo ein königliches Gastmahl bereitet ist, wo kein Mißton je vernommen wird, wo das Leben frisch und dauerhaft ist und von keiner Todesfurcht, von keinem Kummer verzehrt wird. Fröhlich werden sie nach überstandenem Ungemach den fröhlichen König sehen, mit dem Herrschenden herrschen, sich freuen mit dem Freudigen. Dann werden der Schmerz, die Pein und die Mühe verschwinden. Dann wird der König der Könige, der reine König von den Reinen geschaut werden." [1]

So bemühte sich Kolumban unablässig durch Wort und Schrift, noch mehr aber durch die Macht seines Beispiels, aus den rauhen Germanenjünglingen, die sich um ihn scharten, das zu machen, was jenen verwilderten Zeiten am meisten not tat: Pioniere der Kultur, Lehrer des Volkes in den Künsten des Friedens, Prediger und lebendige Muster der Selbstverleugnung, Sittenreinheit und Frömmigkeit.

---

[1] Die Übersetzung ist mit einigen Änderungen aus dem dritten Bande der Bibliothek der kathol. Pädagogik übernommen.

6. Kolumban und die kirchliche Bußdisziplin.

Ein Mann von solcher Schaffenslust und Schaffenskraft wie Kolumban konnte seine Tätigkeit nicht auf die Leitung von einigen hundert Mönchen beschränken. So fand er denn auch Zeit, trotz der Obliegenheiten seines Amtes, das Werk der Sittenreform, dem er sich bei seiner Ankunft in Gallien so eifrig gewidmet hatte, erfolgreich fortzusetzen.

Wie die Pharisäer und Sadduzäer, die Soldaten und Zöllner zu Johannes in die Wüste hinauszogen und ihn fragten: „Meister, was sollen wir tun?" so kamen auch viele zum Abt von Luxeuil, um ihm die Wunden ihrer Seele aufzudecken und ihn zu fragen, was sie tun sollten, um dem zukünftigen Zorngerichte zu entgehen. Männer jeglichen Standes und Ranges zogen ihn zu Rate; Bischöfe und Priester, Mönche und Kleriker, ja selbst Mörder, Ehebrecher und Meineidige machten ihn zu ihrem Gewissensrat. Was konnte er tun, um diesen sündenbeladenen Seelen den heißersehnten Frieden wiederzugeben? Sollte er sie auffordern, sich der öffentlichen Bußdisziplin, die ja noch in Gallien in Kraft war, zu unterwerfen? Aber er wußte recht wohl — es war das erste, was ihm aufgefallen war, als er den gallischen Boden betreten hatte —, daß die kirchlichen Bußvorschriften im Reiche der Merowinger nur noch ein toter Buchstabe waren, daß nur selten jemand bereit war, sich dem demütigenden und langwierigen öffentlichen Bußverfahren zu unterwerfen. Er hatte gesehen, wie infolgedessen einerseits der Empfang der heiligen Kommunion vielfach nachgelassen, anderseits aber die Zahl der unwürdigen

Kommunionen zugenommen hatte; beides zum größten Schaden des religiös-sittlichen Lebens.

Er gedachte der Zustände in seiner Heimat. Wie wundervoll blühten Glaube und Frömmigkeit unter dem Volke, und zwar nicht an letzter Stelle dank der Bußvorschriften, die sich dort eingebürgert hatten. In Großbritannien und Irland, bei den Kelten wie bei den Angelsachsen, war nämlich eine öffentliche Buße mit öffentlicher Aussöhnung unbekannt[1]; wahrscheinlich deshalb, weil in diesen Ländern das Evangelium fast ausschließlich von Mönchen gepredigt worden war. In Irland, wie wir bereits gesehen haben, war der Einfluß des Mönchtums ganz besonders groß. Die Äbte übten dort bischöfliche Jurisdiktion aus und behandelten die Zugehörigen ihrer Sprengel gewissermaßen wie ihre Untertanen. So fand denn auch die klösterliche Bußübung beim Volke Eingang. Die Laienwelt nahm allmählich die Gewohnheit an, wie die Mönche häufig zu beichten, und zwar nicht bloß die schweren Sünden, sondern auch die gewöhnlichen läßlichen Sünden und Fehler, namentlich aber die bösen Gedanken und Begierden, und sich einem geheimen Bußverfahren zu unterwerfen[2]. Da die Beichte in der Regel bei demselben Priester abgelegt wurde, so wurde dieser der anerkannte Seelenführer des Beichtenden. Bei den Kelten führte der Beichtvater den schönen Namen Anmchara, d. h. Freund der Seele. „Ein Mann ohne

[1] Poenitentiale Theodori I, 13, 4 (Schmitz, Die Bußbücher und die Bußdisziplin der Kirche 535).

[2] Über das Beichtwesen in den Klöstern der alten Zeit vgl. Rauschen, Eucharistie und Bußsakrament 235 ff. Daß die Privatbuße (und folglich die geheime Beichte) auch außerhalb der Klöster von alters her in Übung war, gibt auch Hauck (KGD. I 273) zu.

einen Anmchara", pflegte Kolumbans Lehrer, der hl. Comgall, zu sagen, „ist ein Körper ohne Kopf." [1]

Das häufige Beichten vor einfachen Priestern machte eine Regelung der Bußdisziplin notwendig. Es gab damals noch keine Handbücher der Moral, und doch mußten die Beichtväter gewisse Normen haben, an die sie sich bei der Ausübung ihres Amtes halten konnten; Mißbräuche mußten verhütet und ein möglichst einheitliches Verfahren, besonders bei der Auferlegung der Bußwerke herbeigeführt werden. Aus diesem Bedürfnis heraus entstanden die sog. Beicht- oder Bußbücher, die genaue Anweisungen zur Bestimmung der Bußfristen in den verschiedensten Fällen enthielten.

Das älteste irische Bußbuch wird dem hl. Finnian von Magh-Bile in Ulster (gest. 588/89) zugeschrieben. Es beginnt mit den Worten: „Wenn einer in seinem Herzen durch einen Gedanken sündigt und ihn sofort bereut, so schlage er an seine Brust, bitte Gott um Verzeihung und leiste Genugtuung, damit er gesund werde. Wenn aber der Sünder mit dem Gedanken den Willen verband, das Böse auszuführen, wenn er z. B. die Absicht hatte, einen Mord oder eine Unzuchtssünde zu begehen, seine Absicht aber nicht ausführen konnte, dann hat er bereits in seinem Herzen gesündigt; er kann aber durch unverzügliche Buße gerettet werden. Er soll ein halbes Jahr fasten und sich ein ganzes Jahr von Wein und Fleisch enthalten." Im weiteren werden dann für die verschiedensten Sünden in Gedanken, Worten und Werken Bußübungen bestimmt, die alle im Verhältnis zu der Größe der Sünde stehen, doch mit dem Unterschied,

[1] Gougaud, Les Chrétientés Celtiques 278. S. auch die Schilderung von einem irischen Beichtvater bei Beda, H. E. IV 25.

daß die Sünden der Priester und Kleriker viel schärfer bestraft werden als die der Laien.

Unter diesem Bußsystem war Kolumban aufgewachsen. Finnians Bußbuch war ihm bekannt, und da Finnian mit Comgall befreundet war und Bangor wiederholt besuchte, wird Kolumban ihm auch persönlich nähergetreten sein[1]. Unter diesen Umständen wäre es in der Tat auffallend gewesen, wenn Kolumban in seiner neuen Heimat nicht den Versuch gemacht hätte, ein Bußverfahren einzuführen, das von den größten Gelehrten seines Vaterlandes gutgeheißen und angewandt wurde und unter dem Volke die herrlichsten Früchte zeitigte. Ein so eifriger Verfechter der keltischen Überlieferungen in bezug auf die Osterfeier, die Tonsur und das Chorgebet war gewiß nicht geneigt, diese Überlieferungen in der ungleich wichtigeren Angelegenheit der Bußdisziplin beiseite zu schieben.

Aber Kolumban war ein Reformator im wahren Sinne des Wortes, nicht ein Neuerer. Es war nicht seine Absicht, das in Gallien herrschende Bußwesen zu beseitigen; er wollte es nur ergänzen. Nicht die Autorität der Bischöfe zu untergraben, war sein Ziel, sondern Hand in Hand mit ihnen zu arbeiten. Zunächst begnügte er sich damit, dem Volke die Heilswahrheiten zu predigen und es durch das Beispiel seines abgetöteten Lebens zur Buße und Sinnesänderung zu bewegen. Machte er Bekehrungen, so forderte er die Reuigen auf, ihren Bischöfen oder Priestern ihre Sünden zu bekennen und sich von ihnen ein Bußwerk dafür auflegen zu lassen[2]. Als Bischöfe und Mönche

[1] Col. Ep. I (MG. Ep III 159).

[2] V. Col. I, 19, 191—192.

ihm ihre Gewissenszweifel unterbreiteten, getraute er sich nicht, eine endgültige Entscheidung zu treffen, bevor er den Vater der Christenheit um Rat gefragt hatte. Er hatte sich vorgenommen, nach Rom zu pilgern, um diese und andere Fragen persönlich mit Gregor I., der damals auf dem Stuhle Petri saß, zu besprechen; da aber Amtssorgen und Gesundheitsrücksichten die lange und gefährliche Reise unmöglich machten, setzte er seine Schwierigkeiten dem Heiligen Vater in einem Briefe auseinander, der uns glücklicherweise erhalten ist. Der Abschnitt, in welchem Bußfragen berührt werden, lautet wie folgt:

„Was hältst Du von Bischöfen, die ihre Weihe auf unkanonische Weise erhalten, d. h. durch Bestechung erlangt haben? — Gildas[1] nennt sie eine simonistische Pest. Darf man mit ihnen Gemeinschaft haben? Ich stelle diese Frage, weil es leider viele solche Bischöfe in diesen Gegenden gibt. Was ist sodann von denen zu halten, welche in ihrem Diakonatsstande durch Unzucht sich entehrt, nachher dennoch zur bischöflichen Würde gewählt wurden? Einige von diesen, sowie auch einige Bischöfe, die für simonistischen Gewinn die Weihen erteilten, haben uns darüber ihr Gewissen eröffnet und wollen bestimmt wissen, ob sie trotzdem ohne Gefahr für ihr Seelenheil Bischöfe bleiben dürfen. Endlich bitte ich um Aufschluß, was mit jenen Mönchen zu tun sei, die um der Beschaulichkeit und Liebe zum vollkommenen Leben willen ihren Gelübden zuwider die Orte ihres ersten Aufenthaltes verlassen und ohne Einwilligung ihrer Äbte, bloß ihrem Eifer folgend, fortgehen und in der Einsamkeit leben? Finnianus stellte dieselbe Frage an Gildas, und

[1] Increpatio in Sacerdotes (der zweite Teil der Epistola Gildae).

erhielt von ihm eine in zierlicher Sprache abgefaßte Antwort, die mich jedoch nicht ganz befriedigt."

Kolumbans Schreiben scheint den Heiligen Vater nicht erreicht zu haben. Auf jeden Fall blieb Gregors Antwort aus. Mittlerweile war die Zahl der Bekümmerten und Gewissensbedrängten, die in Luxeuil seelsorglichen Rat suchten, immer größer geworden und die Unzulänglichkeit des herrschenden Bußverfahrens immer klarer zutage getreten. Um Abhilfe zu schaffen, beschloß Kolumban, selbständig vorzugehen und die Bußvorschriften seines Heimatlandes nach Gallien zu verpflanzen. Da aber die kirchlichen und sozialen Verhältnisse im Frankenlande vielfach von den irischen verschieden waren, ging es nicht an, irgendein keltisches Bußbuch dem Klerus ohne weiteres in die Hand zu drücken. Wollte er Erfolg haben, so mußte er ein eigenes Bußbuch verfassen, das den festländischen Verhältnissen angepaßt war. Auf diese Weise kam das kolumbanische Bußbuch zustande, das in der Folgezeit einen so nachhaltigen Einfluß ausübte.

Leider ist das merkwürdige Schriftchen nur in verstümmelter Form auf uns gekommen. Neben sinnstörenden Schreibfehlern weist der Text, wie er uns jetzt vorliegt, mehrere Wiederholungen auf, die nicht nur ganz unnütz sind, sondern sich auch zum Teil widersprechen. Es haben sich auch Stellen aus Kolumbans Klosterregel und aus einer andern uns unbekannten Regel eingeschlichen, die gar nicht in ein Bußbuch passen. In seiner jetzigen Gestalt kann das Werk daher auf eine einheitliche Urheberschaft keinen Anspruch erheben; aber es unterliegt kaum einem Zweifel, daß es in seinen Hauptbestandteilen auf Kolumban zurückzuführen ist[1]. Besehen wir es uns etwas näher.

[1] S. Anhang II, 12.

Die Sünden, gegen die der Abt von Luxeuil seine Bußsatzungen richtet, werden zwar zu allen Zeiten und in allen Ländern begangen, scheinen aber doch im 6. und 7. Jahrhundert in gewissen Kreisen besonders häufig gewesen zu sein: Totschlag, Mord, Blutvergießen, Meineid, Diebstahl, Zauberei, Unzucht, Fraß und Völlerei: mit einem Worte, all „die Werke des Fleisches", von denen der hl. Paulus sagt, „daß die, welche solches tun, das Reich Gottes nicht erlangen werden" (Gal. 5, 21).

Nach unsern Begriffen sind die auferlegten Bußwerke äußerst streng; wir müssen aber bedenken, daß Kolumban es mit rohen, fleischlich gesinnten Menschen zu tun hatte, Menschen mit heftigen Leidenschaften, die bei der geringsten Beleidigung das Schwert zogen und den Gegner niedermachten; deren Gewissen, wo es sich um Mein und Dein handelte, keineswegs zart war und deren höchste Freuden in Trinkgelagen bestanden. Die Strafen mußten daher so beschaffen sein, daß sie nicht nur abschreckend, sondern auch heilend wirkten: sie sollten die Sünden an der Wurzel fassen. Dies war der Zweck des langen Fastens bei Wasser und Brot, der Enthaltung von Fleisch und Wein, des Gebotes, Haus und Hof zu verlassen und in die Verbannung oder in ein Kloster zu gehen.

Um den kriegerischen Franken Achtung vor dem Leben ihrer Mitmenschen einzuflößen, wurde ein Mörder drei Jahre lang ohne Waffen in die Verbannung geschickt[1]. Nach seiner Rückkehr mußte er für die Eltern seines Opfers arbeiten und in ihrem Haushalt die Stelle eines Sohnes

[1] Vgl. Adamnan, Vita S. Columbae I, 22 und II, 39, wo auch Verbannung als Strafe für Mord verhängt ist.

vertreten. Wer einen andern verletzt oder zum Krüppel gemacht hatte, wurde verpflichtet, für ihn zu sorgen, ihm die nötigen Arzneimittel zu verschaffen und bis zu seiner vollständigen Genesung für seinen Lebensunterhalt aufzukommen: ein vierzigtägiges Fasten bei Wasser und Brot brachte diese heilsame Buße zu einem würdigen Abschluß.

Da die Bußen zu gleicher Zeit auch Strafen sein sollten, so mußten sie der Schwere der Sünden entsprechen. Deshalb wurde ein sündhafter Gedanke oder eine böse Begierde leichter bestraft als eine sündhafte Handlung, eine einzige Sünde leichter als wiederholte Vergehen. Auch den Beweggründen der Sünde wurde Rechnung getragen. Wer aus Gewinnsucht einen Meineid geschworen hatte, mußte all sein Hab und Gut verkaufen und den Rest seines Lebens in einem Kloster verbringen; wenn er aber aus Furcht vor dem Tode falsch geschworen hatte, mußte er drei Jahre in die Verbannung gehen, sich sodann längere Zeit des Fleischgenusses und des Weines enthalten und einem Leibeigenen oder Sklaven die Freiheit verschaffen.

Die Bußwerke wechselten auch je nach Rang und Stand des Sünders. Wegen Zauberei mußte ein Priester drei Jahre bei Wasser und Brot fasten, ein Diakon zwei Jahre, ein einfacher Kleriker ein Jahr und ein Laie sechs Monate. Für Trunkenheit wurden einem Kleriker vierzig Tage Fasten vorgeschrieben, einem Laien nur sieben Tage. Hatte ein Kleriker einen Ochsen, ein Pferd oder ein Schaf gestohlen, so wurde er zu einem Jahre strengen Fastens verurteilt, ein Laie zu dreimal vierzig Tagen; wenn der Frevel sich wiederholte und Zurückerstattung unmöglich war, so wurde die Strafe im Falle des Klerikers auf drei Jahre, im Falle des Laien auf ein Jahr und dreimal vierzig Tage erhöht.

Zwei Vorschriften des Bußbuches wurden durch Zustände, die in der Umgegend von Luxeuil herrschten, hervorgerufen. Zu Anfang des 7. Jahrhunderts waren die Warasken, ein halbgermanischer Volksstamm, der an den Ufern des Doubs im alten Sequanerlande sich niedergelassen hatte, zum Teil noch dem Heidentum zugetan, zum Teil der Irrlehre des Photinus und Bonosus verfallen[1]. Für die Katholiken dieser Gegenden bildeten sie eine ständige Gelegenheit zur Sünde.

Die heidnischen Opfermahlzeiten insbesondere lockten viele laue Christen herbei, für die dann der Schritt vom begierigen Zuschauen zur tätigen Teilnahme nur ein kleiner war. Einige trieben sogar förmliche Abgötterei. Da nun offenbar übermäßige Liebe zu Speise und Trank die Hauptquelle dieser Sünden war, glaubte Kolumban mit Recht, daß Fasten und Abstinenz die wirksamsten Gegenmittel sein dürften. Deshalb verordnete er auch: „Wer in der Nähe der Götzentempel gegessen oder getrunken hat, bloß um seinen Gaumen zu befriedigen, soll versprechen, es nicht mehr zu tun, und vierzig Tage bei Wasser und Brot fasten. Wenn er aber seine Eßlust nicht bezwungen hat, nachdem er schon einmal wegen seines frevelhaften Treibens von seinem Pfarrer gewarnt worden ist, dann soll er dreimal vierzig Tage bei Wasser und Brot fasten. Hat er sich förmlicher Teufels- oder Götzendienerei hingegeben, so soll er drei Jahre lang fasten."

Die bonosianische oder photinische Irrlehre — in Südgallien und in Burgund hatten sich die Anhänger des Bonosus mit den Photinianern vereint[2] — war für die Ka-

[1] V. Col. II, 8, 121. V. Sadalbergae 7.

[2] S. V. Col. II, 8, 244. Die Sektierer erschienen in Gallien wohl um das Jahr 515 (vgl. MG. SS. R. Merov. III 441). Noch die

tholiken in mancher Beziehung noch gefährlicher als das Heidentum; denn die späteren Bonosianer leugneten nicht nur — nach dem Vorgang ihres Gründers — die immerwährende Jungfräulichkeit Marias, sondern auch ihre Gottesmutterschaft, und folglich auch die Gottheit Christi. Um der Verbreitung dieser gefährlichen Häresie nach Kräften vorzubeugen, bestrafte Kolumban jeden Verkehr mit den Bonosianern aufs strengste: „Wer mit den Bonosianern oder andern Häretikern verkehrt hat, soll vierzig Tage lang unter den Katechumenen stehen und weitere vierzig Tage unter den öffentlichen Büßern. Wenn er aber fortfährt, mit ihnen zu verkehren, nachdem ihn der Priester gewarnt hat, soll er ein Jahr und dreimal vierzig Tage fasten und sich zwei Jahre lang von Fleisch und Wein enthalten; dann erst soll er wieder durch Handauflegung des katholischen Bischofs in die Kirche aufgenommen werden."

Da alle diese Bußsatzungen auf tiefer Seelenkenntnis beruhten und, mit Klugheit angewandt, nur Gutes stiften konnten, so fanden sie auch bald den Beifall der kirchlichen Obrigkeit. Die Bischöfe, welche Kolumban zu ihrem Seelenführer gewählt hatten, waren natürlich die ersten, die seinem Bußbuch in ihren Sprengeln Eingang verschafften. Später dann, als viele Bischofssitze von Männern besetzt wurden, die ihre Ausbildung in Luxeuil erhalten hatten, breitete sich das neue Bußverfahren immer weiter aus. In Luxeuil traten Kolumbans Nachfolger in die Fußstapfen ihres Meisters. Eustasius hat nicht nur selbst als Bußprediger in der Umgegend gewirkt und viele zur Übung der Buße

---

Synoden von Clichy (626) und Toledo (675) beschäftigten sich mit den Irrlehren der Bonosianer.

gebracht, er sandte auch seine eifrigsten und begabtesten Schüler in die Städte und Dörfer Austriens, um zu predigen und Beicht zu hören. Unter Waldebert, dem zweiten Nachfolger des hl. Kolumban, drangen Brüder aus Luxeuil bis in die Königsburg zu Metz, wo ihre ernsten Mahnreden sogar auf die leichtlebigen Höflinge Chlothars III. tiefen Eindruck machten. Zu dieser Zeit tritt auch der Name Beichtvater zum erstenmal auf, und es ist bezeichnend, daß ein Schüler von Luxeuil ihn zuerst getragen hat[1].

Als die fränkischen Bischöfe die guten Früchte sahen, welche das neue Bußsystem überall hervorbrachte, wurde es öffentlich von ihnen gebilligt. Die Synode von Chalon an der Saône[2] (etwa 650) erklärte die Buße „für ein Heilmittel der Seele und nützlich für jedermann; der gesamte Episkopat stimme darin überein, daß die Priester den Bußfertigen nach Ablegung der Beichte eine Bußübung auflegen sollten".

„Kolumbans Bußbuch", bemerkt mit Recht ein neuerer Kirchenhistoriker[3], „war nicht vergeblich geschrieben. Denn was in Luxeuil geschah, wiederholte sich sicher in allen Klöstern, die in Luxeuil ihr Vorbild sahen. Man steht hier einer Tätigkeit der Mönche gegenüber, die in der vorhergehenden Zeit ihresgleichen nicht hat, die aber, als sie viele Jahrhunderte später von den Bettelorden wieder aufgenommen wurde, das Mönchtum auf den Gipfel seines Einflusses erhob. Wenn sie im Beginne des Mittelalters rasch wieder erlahmte, so liegt der Grund zum Teil in der Verwirrung aller kirchlichen Verhältnisse, die am Ende des

[1] Vita Bertini c. 11.
[2] Can. 8 (MG. Conc. I 210).
[3] Hauck a. a. O. I 314.

7. und im Beginn des 8. Jahrhunderts herrschend wurde, zum Teil aber auch in dem Übergewicht der Benediktinerregel. Durch sie wurde die Tätigkeit der Mönche wieder auf den Kreis der Klöster beschränkt; in diesem Punkte stand sie nicht hinter der Regel, wohl aber hinter der Übung Kolumbans zurück."

7. Kolumban in der Einsamkeit.

Große Seelen fühlen sich stets zur Einsamkeit hingezogen. In der stillen Abgeschiedenheit der Wüste, der Berge und Wälder hat ja Gott immer am vertrautesten mit den Menschen verkehrt. „Die Einöde", sagt der hl. Eucherius[1], ein Schüler von Lerin, „ist der unendliche Tempel Gottes; denn Gott wohnt in der Stille und freut sich am verborgenen Leben. Dort ist der Sitz des Glaubens, der Hort der Tugend, das Heiligtum der Liebe, die wohlverwahrte Lade der Gottseligkeit und Gerechtigkeit. Wo kann man besser kosten, wie süß der Herr ist? Wo ist der Weg für den Fortschritt in der Tugend besser bereitet, wo der Geist freier und reiner, um Gott anzuhangen und zur Betrachtung der ewigen Geheimnisse sich zu erheben?" Das empfand auch der hl. Hieronymus. „Mir ist die Stadt ein Kerker", schrieb er an seinen Freund Rustikus, „und die Einöde ein Paradies."

In der Einsamkeit, im innigen Verkehr mit Gott erstarkt der kleine, schwache menschliche Geist, das gebrechliche menschliche Herz und findet Mut zur Heldentat. „Siehe, ich fliehe fern und bleibe in der Wüste; ich harre

[1] Ep. ad Hilarium de laude eremi.

auf den, der mich errettet aus dem Kleinmut des Geistes und dem Sturme" (Ps. 54, 8 f.). In der Einsamkeit suchte und fand auch Kolumban Mut und Kraft, siegreich die schweren Prüfungen und Kämpfe zu bestehen, die seiner harrten.

Öfters im Laufe des Jahres zog er sich in die Wälder der Vogesen zurück, um dort ungestört dem Studium, der Abtötung und dem Gebet obzuliegen. Mit den Tieren des Waldes hatte er Frieden und Freundschaft geschlossen. Er betrachtete und behandelte sie als seine lieben Freunde, und sie gehorchten ihm, wie sie unsern Stammeltern im Paradiese gehorcht hatten. „Und warum sollen wir uns wundern", um mit den Worten des hl. Beda[1] zu reden, „daß derjenige, welcher selbst treu und aufrichtig dem Schöpfer aller Dinge gehorcht, nun auch für seine Befehle und seine Wünsche Gehorsam bei den Geschöpfen findet?" Fünfzehnhundert Jahre vor der Ankunft des Erlösers ward schon dem Gerechten vorhergesagt, daß „Frieden halten wird mit ihm das Wild des Waldes" (Job 5, 23).

Kolumban wandelte eines Tages mit einem Band der Heiligen Schrift[2] auf der Schulter durch die pfadlose Wildnis dahin. Er dachte gerade daran, es sei immerhin besser, von wilden Tieren, die nicht sündigen können, zerrissen zu werden, als durch die Hände gottloser Menschen umzukommen. Da sah er plötzlich ein Rudel Wölfe auf sich zueilen. Den Psalmvers Deus, in adiutorium meum intende laut betend, bleibt er stehen; die Wölfe umringen ihn von allen Seiten, beschnüffeln den Saum seines Gewandes und streifen dann weiter durch den Wald, ohne ihm

[1] Vita Cuthberti 13.

[2] Vielleicht dem berühmten Cod. Bobbiensis; vgl. Bild.

ein Leid anzutun. Auch er geht seines Weges. Nach wenigen Schritten hört er ein gewaltiges Lärmen von Menschenstimmen; an den rauhen, unverständlichen Lauten erkennt er sogleich, daß es eine Bande alamannischer Räuber ist, die schon längere Zeit die Gegend unsicher machte. Sie bekommen ihn indes nicht zu Gesicht, und er dankte Gott, der ihn aus dieser doppelten Gefahr errettet hatte[1].

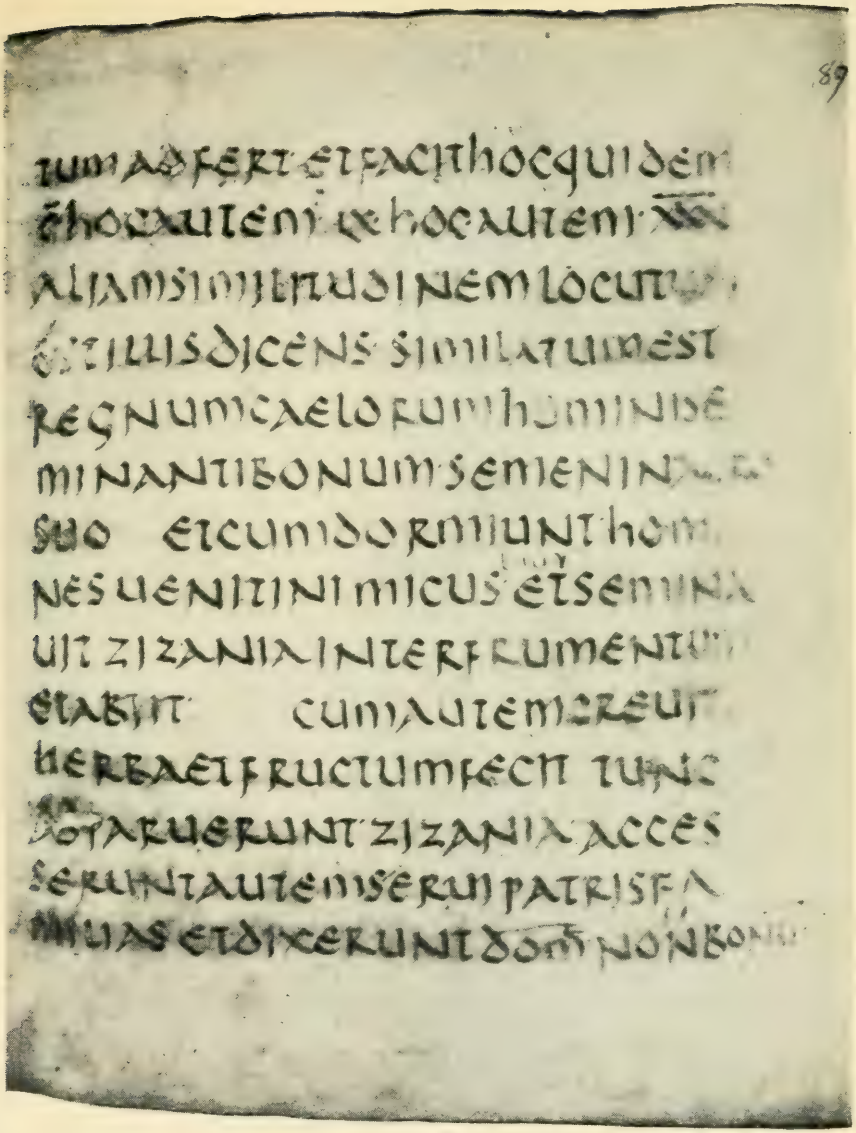
Ein andermal stieß er am Waldessaum auf einen Bären, der eben im Begriffe war, einen von Wölfen zu Tode gehetzten Hirsch zu verzehren. Kolumban schalt das Raubtier und befahl ihm, sich auf der Stelle zu entfernen, denn das Fell des Hirsches könne er recht gut zu Schuhen für sich und seine Brüder gebrauchen. Der Bär, seine angeborne Wildheit vergessend, gehorchte ohne auch nur zu brummen, ließ den Kopf hängen und zog sich in den Wald zurück[2].

Einst war Kolumban weiter als gewöhnlich in die Wildnis vorgedrungen und hatte sich mit großer Mühe durch Brombeerstauden und Dorngestrüpp auf einen hohen Felsenhügel hinaufgearbeitet. Aber auch dieser anscheinend unzugängliche Ort war nicht herrenlos: ein Bär hatte sich in einer geräumigen Höhle am Fuße eines überhängenden Felsens niedergelassen. Kolumban redete ihm freundlich zu, und sofort entfernte sich das Tier, ihm die dunkle Wohnung überlassend[3].

Diese Höhle, die ungefähr sieben Meilen von Annegray entfernt war und jetzt noch gezeigt wird, wurde Kolumbans Lieblingsklause. Jeden Sonntag verbrachte er dort einige

---

[1] V. Col. I, 8, 166 f. [2] Ebd. 17, 181.
[3] Ebd. 8, 167.



Textseite aus dem Codex Bobbiensis, auch Kolumban-Evangeliar genannt (Codex k). Handschrift des 4./5. Jahrhunderts aus Bobbio.

Der Kodex gilt als die vom hl. Kolumban in seiner Umhängetasche mitgetragene Evangelienhandschrift und die eingefügten Richtigstellungen (vgl. das nachgetragene Wort über der 8. Zeile) als von Kolumbans eigener Hand herrührend.

Stunden in Gebet und Betrachtung, und beim Herannahen höherer Feste verweilte er oft tage- und wochenlang daselbst. Fern vom menschlichen Verkehr, von Zerstreuungen und Sorgen, sammelte er dann sein Gemüt vor Gott und las in den heiligen Büchern, um darauf mit erneuter Kraft das Wort Gottes wieder zu verkünden. Den Gefühlen und Gedanken, die sein Herz in diesen stillen Stunden erfüllten, gab er beredten Ausdruck in einem Gebete, das ein glücklicher Zufall auf uns gerettet hat: „O mein Herr und mein Gott, vertilge aus meiner Seele, was immer der Widersacher darin gepflanzt hat; entferne von meinem Herzen und von meinen Lippen jegliche Bosheit; erleuchte meinen Verstand und stärke meinen Willen, damit ich dich allein suche, dir allein diene in der Tat und in der Wahrheit; gib mir, o Herr, dankbare Gesinnung, Liebe, Keuschheit, Glauben; gib mir, was meiner Seele in deinen Augen nützlich ist.“ [1]

Oft, wenn er im Schatten einer alten Eiche ausruhte, rief er die Bewohner des Waldes zu sich, und sie gehorchten ihm. Chagnoald, sein vertrauter Diener, erzählte später, er habe oft selbst gesehen, wie die wilden Tiere gleich zahmen Hündlein ihm schmeichelten und sich von ihm streicheln ließen. Auch die Vögel flogen spielend um ihn herum oder ließen sich furchtlos auf seinen Schultern nieder. Insbesondere hatte sich ein Eichhörnchen mit ihm angefreundet; es hüpfte behend von den Wipfeln der höchsten Bäume zu ihm hinab, ver-

[1] Die Oratio S. Columbani findet sich auf fol. 9 des Cod. Taurin. G. V 2: „Domine Deus, destrue quicquid plantat in me adversarius et eradica, ut destructis iniquitatibus in ore et corde meo intellectum et opus bonum inseras. . . .“

kroch sich in den Falten seines Gewandes und schwang sich dann wieder auf den nächsten Zweig hinauf[1]. Ein Rabe war ihm so zu Willen, daß er ihm einst den Handschuh wiederbrachte, den er ihm schelmisch davongetragen — allerdings erst nachdem der Heilige ihm gedroht hatte, er werde in Zukunft seine Jungen nicht mehr füttern[2].

Es mag auf den ersten Blick vielleicht befremden, einen Mann von Kolumbans ernster Gemütsart in einem so vertraulichen Verkehr mit allen Geschöpfen Gottes zu sehen. Allein der Abt von Luxeuil war eine Natur, in der Herbes und Mildes, Hartes und Zartes dicht nebeneinanderlagen, und das mußte, nach dem bekannten Dichterwort, einen guten Klang geben. Übrigens werden von den meisten keltischen Heiligen der Vorzeit ähnliche Züge erzählt. „Heute sollst du nicht sterben", sagte der hl. Deikola zu einem wilden Eber, der vor den Jägern König Chlotars in das Kloster Lure geflüchtet war, „weil du zu barmherzigen Menschen geflohen bist."[3] Auf Jona genoß ein Storch, der lange Zeit ein Spiel der Winde gewesen und ganz erschöpft auf dem Strande niedergefallen war, tagelang die Gastfreundschaft der Mönche des hl. Kolumba[4]. Der hl. Patrick selbst gab seinem Volke ein schönes Beispiel von Zärtlichkeit gegen Tiere. Ein Häuptling hatte ihm ein Stück Land in der Nähe von Armagh geschenkt, und beide gingen hin, um es zu sehen. Als sie ankamen, fanden sie ein Reh dort mit seinem Kälbchen. Einige von Patricks Leuten wollten es ein-

[1] V. Col. I, 17, 185. Die Begebenheit trug sich wohl in einem Walde bei Bregenz zu; Chagnoald wurde erst 610 Diener und Schüler Kolumbans.

[2] Ebd. 15, 178. [3] Vita S. Deicolae 12.

[4] Adamnan, Vita S. Columbae I 48.

fangen und töten; er aber verwies ihnen ihre Grausamkeit, hob das zierliche Tierchen sanft auf seine Schultern und legte es auf einem andern Felde nieder; die Mutter folgte ihm den ganzen Weg wie ein Hauslamm [1].

Und wie innig liebten die altirischen Heiligen die Natur, den Spiegel Gottes, vor allem die Berge und Täler, die Flüsse und Seen ihres geliebten Erin und das brausende Meer, das sich an seinen zerklüfteten Gestaden bricht! In einem seiner sog. Heimwehlieder singt der hl. Kolumba:

„Wie süß wäre es, o Sohn meines Gottes, bei ruhiger See
Zu gleiten über die Wogen des Meeres nach dem Lande Erin,
Über Moyn Eolarg am Berge Ben-Eigny vorbei, über Loch Feval,
Um zu hören dort den süßen Gesang aus der Kehle der Vögel,
Wo die Scharen der Möwen das Ohr ergötzen mit ihrem scharfen Pfeifen!
Wie glücklich ist Dimas Sohn in der geweihten Kirche,
Wenn er hört in Durrow, wo all sein Sehnen ruht,
Das Brausen der Winde in den Ulmen, wenn sie spielen,
Der Amsel fröhlich Getön, wenn sie singend ihre Flügel schlägt,
Am Frühmorgen vernimmt in Roß-Grencha bei der Herde
Das Girren des Kuckucks vom Baume herab beim Aufgehen der Sonne!" [2]

In einer alten irischen Grammatik werden sogar die trockenen Regeln über die Silbenmessung durch Musterbeispiele, welche die herrlichsten Naturschilderungen enthalten, leicht und anziehend gemacht [3]. „An einem Kleeblatt veranschaulichte der hl. Patrick die Dreifaltigkeit, und das Volk griff das Kleeblatt auf und betrachtet es heute noch als

[1] Joyce, Smaller Social History of Ireland 522.

[2] Greith, Gesch. der altirischen Kirche 240.

[3] The Book of Ballymote.

Nationalzeichen.“ [1] Das Smaragdgrün seiner Wiesen ist von jeher Irlands Nationalfarbe gewesen.

Doch kehren wir zu Kolumban in seiner Waldeinsamkeit zurück. Hielt er sich längere Zeit in seiner Einsiedelei auf, so mußte einer der Brüder, gewöhnlich der junge Domoal, ihm Nachricht bringen, wenn irgendein Ereignis in dem einen oder andern Kloster seinen Rat oder seine Anordnungen erheischte, und für seine übrigens äußerst bescheidenen Bedürfnisse Sorge tragen. Seine Nahrung bestand aus Kräutern, wilden Äpfeln und etwas Brot, sein Trank aus reinem Quellwasser. Als sich Domoal einst beklagte, daß er so weit laufen müsse, um Wasser zu holen, befahl ihm Kolumban, hinter einem nahen Felsblock zu graben. Er tat es und stieß bald auf eine kristallklare Wasserquelle, die noch heute fließt und von dem Volke die „Quelle des hl. Kolumban“ genannt wird [2].

Zuweilen nahm er zum Begleiter den einen oder den andern Mönch mit, dessen Seelenzustand besonderer Sorge bedurfte, sei es, daß er von außergewöhnlichen Versuchungen geplagt wurde oder in seinem Beruf schwankend geworden war. Ein junger Mönch, Autiernus mit Namen, wollte das Kloster verlassen und nach Irland pilgern, um dort in der Einsamkeit sein Leben zu verbringen. „Gehen wir in die Einöde“, sagte Kolumban zu ihm; „dort werden wir erfahren, ob es Gottes Wille ist, daß du diese Pilgerfahrt unternehmest.“ Meister und Schüler begaben sich darauf an eine einsame Waldstelle, wo sie zwölf Tage in Gebet und Fasten zubrachten [3]. Wie die Entscheidung

[1] Grupp, Kulturgesch. der röm. Kaiserzeit II 566.
[2] V. Col. I, 69, 168. [3] Ebd. 11, 170 f.

ausfiel, wird nicht berichtet; sie scheint aber kaum zweifelhaft zu sein.

Wenn keine andern Nahrungsmittel beschafft werden konnten, sandte Kolumban seine Begleiter zum Fischfang aus, und selten kehrten sie ohne reiche Beute zurück; denn alle verstanden vortrefflich, mit Netz und Angel umzugehen. Einmal waren Kolumban und Gallus allein in der Einöde. Der kleine Brotvorrat ging bald aus, und da die Zeit für Waldäpfel und Beeren vorbei war, litten sie großen Mangel. Da sagte Kolumban zu seinem Gefährten, er solle an den Bruschbach gehen und sein Netz auswerfen. Dieser ging, dachte aber unterwegs, im Ognon werde er wohl mehr Fische bekommen als in der kleinen Brusch, und lenkte seine Schritte dorthin. Den ganzen Tag mühte er sich ab, fing aber, wiewohl er eine Menge Fische umherschwimmen sah, nicht eine Gräte. Betrübt kehrte er zu Kolumban zurück und erzählte ihm von seiner verlorenen Zeit und Mühe. „Das ist die Folge des Ungehorsams", warf ihm der Abt vor und sandte ihn an die Brusch zurück. Diesmal gehorchte Gallus pünktlich und fing dann auch eine solche Menge Fische, daß er das Netz fast nicht mehr einziehen konnte. „Diese Begebenheit", fügt Jonas seiner Erzählung bei, „hat mir Gallus selber oft erzählt."[1]

Fasten und Nachtwachen greifen auf die Dauer auch den stärksten Körper an. „Kolumban war so abgemagert", sagt sein Biograph, „daß er kaum noch zu leben schien."[2] Dennoch beharrte er in seinen aszetischen Übungen und ließ es sich noch ernster angelegen sein, den Leib zu züchtigen und zu bändigen, eingedenk der Worte des Apostels: „Wenn ich

[1] Ebd. 172. [2] Ebd. 9, 167.

schwach bin, dann bin ich stark." Auch wollte er das Seinige tun, um die unreinen Geister auszutreiben, von denen das arme Volk, dem seine Sorge galt, geplagt wurde, und das konnte, nach dem Worte des Heilandes, nur durch Gebet und Fasten geschehen.

8. Der Osterfeierstreit.

„Prüfet alles, das Gute behaltet."
(1 Thess. 5, 21.)

Kolumbans seelsorgerische Tätigkeit fand bei den Bischöfen Galliens allgemeine Anerkennung. Dennoch war man keineswegs mit all seinen Handlungen einverstanden. Sein Verhalten war in der Tat nicht immer einwandfrei und mußte auf die Dauer zum Widerspruch reizen. Er hatte seine Klöster gegründet, ohne die nach kirchlichem und staatlichem Recht erforderliche Genehmigung des Bischofs von Besançon eingeholt zu haben. Als die Peterskirche in Luxeuil fertiggestellt war, rief er einen irischen Bischof herbei, um den Altar zu weihen[1]. An gewissen Eigenheiten seiner Heimatkirche, wie z. B. der Meßliturgie, dem Taufritus, der Form der Tonsur und der Zeit der Osterfeier, hielt er mit Zähigkeit fest. Für sich selbst nahm er die Vollmachten eines Abtes von Bangor oder Jona in Anspruch und betrachtete seine Gründungen als von jeder bischöflichen Jurisdiktion befreit.

Jahrelang hatte man ihn unbehelligt gelassen. Die Bischöfe wußten nämlich, daß er die Gunst des Hofes genoß. Auch waren viele burgundische und fränkische Großen eng

[1] S. Col. Ep. IV (MG. Ep. III 167).

mit ihm befreundet. Sehr wahrscheinlich würde man ihn auch weiter unbehelligt gelassen haben, hätte er nicht selbst durch sein unkluges Vorgehen den Zwist hervorgerufen. Der Streit drehte sich um die irische Art und Weise, den Ostertag zu berechnen.

Man nimmt gewöhnlich an, daß die Kelten im 6. Jahrhundert den vierundachtzigjährigen Zyklus, und zwar den ursprünglichen, der in Rom vor dem Jahre 343 im Gebrauch war, befolgten. Sei dem, wie ihm wolle, es steht fest, daß die Briten und Iren in der Osterberechnung von den andern Christen erheblich abwichen. Sie feierten, wie Beda berichtet[1], den Tag der Auferstehung des Herrn zwischen dem vierzehnten und zwanzigsten Tage nach dem Frühlingsneumond — eine Berechnung, die auf dem Zyklus von vierundachtzig Jahren beruhte. Dies hatte zur Folge, daß das Auferstehungsfest gleichzeitig mit dem jüdischen Passah gefeiert wurde, sooft der vierzehnte Tag des Mondes auf einen Sonntag fiel. Ferner setzten sie die Frühlings-Tagundnachtgleiche auf den 25. März, wodurch Ostern immer zwischen den 25. März und den 21. April fallen mußte. Da sie jedoch Ostern stets am Sonntage feierten, waren sie keine eigentlichen Quartodezimaner; dennoch wurden sie oft von ihren Gegnern als solche bezeichnet.

Mit der ihnen eigenen Zähigkeit hielten die Kelten, trotz aller Versuche sie zu bekehren, bis ins 8. Jahrhundert hinein an ihrer Berechnung fest. In ihrem Streite hierüber mit den Römern und Galliern stützten sie sich nicht bloß auf die Bibel und die altrömische Praxis, sondern vor allem auf

[1] H. E. II 2; III 25; V 21. Vgl. Cummian, Ep. de Controversia paschali (Migne, P. lat. 87, 975).

die Autorität des gelehrten Anatolius von Laodicea (gest. 283), dessen Abhandlung über den Osterkanon von dem Kirchenhistoriker Eusebius zitiert und von dem hl. Hieronymus gelobt worden war. Sie wußten anscheinend nicht, daß es gerade Anatolius gewesen war, der den heute noch gebräuchlichen neunzehnjährigen Osterzyklus eingeführt hatte, und daß die unter seinem Namen in Irland verbreitete Schrift einen britischen oder irischen Verfechter des vierundachtzigjährigen Zyklus zum Verfasser hatte[1].

Einige Jahrzehnte vor Kolumbans Ankunft in Gallien hatten die fränkischen Bischöfe auf der vierten Synode von Orleans (541) mit großer Mühe die Einheit in der Berechnung des Ostertermins hergestellt, indem sie beschlossen, daß man überall dem Kanon des Aquitaniers Viktorius, der auf dem neunzehnjährigen Zyklus fußte, folgen solle. Schon des Friedens wegen hätte sich Kolumban den kirchlichen Bestimmungen, die er vorfand, fügen müssen. Allein er liebte, was er für die Wahrheit hielt, mehr als den Frieden und fuhr fort, in seinen Klöstern das Osterfest nach der Gewohnheit der irischen Kirche zu feiern. Nach einiger Zeit ging er sogar zum Angriff über, bekämpfte offen die viktorische Zeitrechnung und machte eifrig Propaganda für den vermeintlichen Kanon des hl. Anatolius.

Die Sache kam zum Ausbruch, als Kolumban im Jahre 600 Ostern am 3. April, dem 14. Nisan nach der viktorischen Berechnung, feierte, während das übrige Gallien das Fest erst am 10. April beging. Die Bischöfe nahmen Anstoß daran. In ihren Augen war Kolumban ein Quarto-

[1] Den falschen Anatolius hat Bruno Krusch herausgegeben in Studien zur christl.-mittelalterl. Chronologie 311 ff.

dezimaner, und sie beschlossen, unverzüglich gegen ihn vorzugehen. Sie zogen ihn nicht zur Verantwortung, weil er Ostern acht Tage früher als sie gefeiert hatte, sondern weil er dem Beschluß des Konzils von Nizäa zuwider Ostern mit den Juden gefeiert hatte. Kolumban hielt diesen Grund für nichtig und verfaßte eine Rechtfertigungsschrift, in welcher er sich auf den einhelligen Brauch der keltischen Kirche berief. Bevor er jedoch diese Schrift den Bischöfen unterbreitete, wandte er sich an Candidus, den Verwalter der Güter des Heiligen Stuhles in Gallien. Er hoffte offenbar auf dessen Zustimmung und meinte, auf diese Weise den Widerspruch der Bischöfe überwinden zu können. Allein Candidus weigerte sich auf die Streitfrage einzugehen und erklärte eine Änderung der bestehenden gallischen Praxis für unzulässig. Darauf suchte Kolumban beim Heiligen Stuhl einen Entscheid in der Sache.

Sein Brief an Gregor den Großen ist lebendig und feurig geschrieben: man fühlt das Zittern seines heißblütigen Temperaments; seine ganze Persönlichkeit legt er in die Zeilen; denn die Sache, in der er schreibt, betrifft seine eigene Sicherheit, und deshalb wendet er alle Mittel, die ihm sein Charakter, seine Fähigkeiten und seine Kenntnisse zu Gebote stellen, zu seiner Verteidigung an[1].

In der feierlichen Anrede nennt er den Heiligen Vater „den schönsten Schmuck der römischen Kirche, die erhabenste Blume des gesamten dahinsinkenden Europas, den vorzüglichsten Wächter, den Meister der göttlichen Lehre". Nach

[1] Vgl. Hertels treffende Bemerkungen über Kolumbans Stil in Zeitschr. f. hist. Theologie 1875, 396 ff. Über die Chronologie der Briefe des hl. Kolumban s. Anhang II, 13.

einigen Worten der Entschuldigung, daß er sich erkühnt habe, an den höchsten kirchlichen Würdenträger zu schreiben, geht er sofort zur Erörterung der Osterfrage über.

„Was hältst Du", fragt er, „von einem am einundzwanzigsten oder zweiundzwanzigsten Tage nach dem Neumond gehaltenen Osterfest, das viele Kalendermacher dunkle Ostern genannt haben? Ew. Heiligkeit dürfte nicht unbekannt sein, wie abfällig Anatolius, der das Zeugnis des Altertums, des Eusebius und Hieronymus für sich hat, über diese Mondzeit urteilt."

Es sei unchristlich, fährt Kolumban fort, das Osterfest später als am zwanzigsten Tage nach dem Neumond zu feiern. Nach der Heiligen Schrift dürfe das Passah nur zwischen dem vierzehnten und zwanzigsten Tage nach dem Neumonde begangen werden. Auch sei es Frevel, das Auferstehungsfest des Herrn in einer Zeit zu feiern, in welcher die Finsternis stärker sei als das Licht: das aber sei nach dem zwanzigsten Tage der Fall, da der Mond dann erst nach Mitternacht aufgehe. Endlich sei es ein Unsinn, Ostern am 23. oder 24. März zu halten; da nämlich die Frühlings-Nachtgleiche auf den 25. März falle und Christus nach dieser Nachtgleiche gestorben sei, hieße das, die Auferstehung vor der Passion feiern.

„Warum duldest Du diese dunkeln Ostern, der Du doch sonst so weise bist und Dein Geisteslicht über die ganze Welt erstrahlen lässest? Ich muß gestehen, ich bin ganz erstaunt, daß dieser Irrtum, ein Irrtum, der an Schisma grenzt, nicht schon längst von Dir abgestellt worden ist: solange Du ihn nicht beseitigst, wird er als von Dir gebilligt angesehen. Du wirst Dich vielleicht durch das Ansehen Deiner Amtsvorgänger, besonders des hl. Leo, zu schützen suchen.

Allein in einer solchen Frage ist die Demut, die sich hinter der Meinung eines Toten verbirgt, leicht der Gefahr ausgesetzt, sich selbst zu betrügen. Im vorliegenden Falle ist ‚ein lebender Hund besser als ein toter Löwe' (melior est canis vivus leone mortuo. Pred. 9, 4); denn ein lebender Heiliger kann verbessern, was ein verstorbener unverbessert liegen ließ. Du sollst wissen, daß die Berechnung des Viktorius von unsern irischen Vätern und Lehrern, und gerade von den weisesten und gelehrtesten Rechenmeistern nie angenommen, sondern des Spottes und Gelächters würdig erachtet wurde. Laß mir, einem schüchternen Manne, einem ungelehrten Fremdling, die Stütze Deines Urteils zuteil werden, und beschwöre den Sturm, der uns umtost; denn nachdem ich so viele bedeutende Autoren über diese Frage zu Rate gezogen, kann ich dem bloßen Ausspruche der gallischen Bischöfe nicht beipflichten, daß es nicht erlaubt sei, Ostern gleichzeitig mit den Juden zu halten; das sagte auch Papst Viktor, aber keiner der Orientalen war seiner Meinung."[1]

So fest ist Kolumban überzeugt von der Gerechtigkeit seiner Sache, daß er sich nicht scheut, um ein ungünstiges Urteil abzuwenden, auf die Möglichkeit eines Schismas der keltischen Kirche hinzuweisen.

„Entschuldige oder verurteile Deinen Viktorius", ruft er Gregor zu, „aber wisse, daß Du ihn nicht in Schutz nehmen kannst, ohne Dich in Widerspruch mit Hieronymus zu setzen; Du mußt zwischen ihnen wählen. Bei der Entscheidung der Streitfrage zwischen Viktorius und Anatolius siehe wohl zu, daß Du den großen Kirchenlehrer nicht gegen Dich hast:

[1] Nur Polykrates von Ephesus und die Bischöfe der Provinz Asia waren anderer Meinung als Viktor.

in diesem Punkte würden wir vielleicht Bedenken tragen, Dir zu gehorchen. Führe unsere Schwachheit doch nicht in die Versuchung, anderer Meinung zu sein als Du; denn in aller Einfalt versichere ich Dich, daß, wer dem Ansehen des hl. Hieronymus entgegentritt, sich der Gefahr aussetzt, von den Kirchen des Westens[1] als Häretiker verstoßen zu werden, weil man ihm dort in der Auslegung der Heiligen Schrift einen zweifellosen Glauben schenkt."

Er bringt dann die früher erwähnten Gewissensfälle vor und fährt fort:

„Dies und noch manches andere wollte ich persönlich mit Dir besprechen, hätte mich nicht Kränklichkeit und die Sorge für meine Mitpilger wie mit Banden belegt und gehindert, zu Dir zu reisen, um das erfrischende, vom Himmel fließende Wasser der Wissenschaft zu schöpfen, das in das ewige Leben zurückströmt. Könnte der Körper dem Geiste folgen, so würde Rom wieder eine Mißachtung seiner erfahren wie damals, als einige, wie der gelehrte Hieronymus meldet, von den äußersten Grenzen Spaniens nach Rom kamen, aber nicht um Rom, seine Tempel und Paläste zu sehen; so würde auch ich mich nach Rom begeben, nicht weil ich mich nach Rom sehne, sondern nach Dir und den Gräbern der Heiligen.

Ich habe Dein Buch über das Hirtenamt gelesen; es ist kurz und bündig geschrieben, aber reich an tiefen Gedanken und süßer als Honig. Ich höre, daß Du zwei wunderbare Büchlein über den Propheten Ezechiel verfaßt hast: sende sie mir, ich bitte Dich, denn mich dürstet, sie zu lesen. Ich habe die sechs Bücher des hl. Hieronymus über diesen Propheten gelesen, allein er hat nicht einmal die Hälfte des

[1] D. h. der britischen Inseln.

Stoffes bewältigt. Sende uns also wenigstens den zweiten Teil Deines Werkes über Ezechiel sowie eine Erklärung des Hohenliedes von der Stelle an: ‚Bis der Tag sich kühlt und die Schatten sich neigen, will ich zum Myrrhenberg hingehen und zum Weihrauchhügel', bis zum Schlusse. Endlich bitte ich Dich doch, den dunklen Zacharias ganz zu erklären; eröffne seine Verborgenheiten, damit Dir die gesamte Kirche des Westens zum Dank verpflichtet werde. Wohl verlange ich Ungelegenes und frage nach Großem, aber Du verfügst auch über Großes und weißt, daß von einem Reichen höherer Zins verlangt wird als von einem, der nur wenig erhalten hat.

Wolle Deine Liebe mich einer Antwort würdigen. Lasse die Schärfe meines Briefes Dich nicht abhalten, ihn zu beantworten, denn mein Unmut war nur gegen den Irrtum gerichtet; Dir selbst bezeuge ich aus tiefster Seele die schuldige Ehrfurcht und Hochachtung. Habe ich auch etwas kühn geschrieben, so vergib meinem Ungestüm und sei in Deinen heiligen Gebeten meiner, des niedrigsten Sünders, wenigstens ein einziges Mal vor unserem gemeinsamen Herrn eingedenk.

Es dürfte überflüssig sein, Dir meine Boten zu empfehlen; nehme sie als Männer auf, die im Namen des Erlösers wandeln und für den Himmel auserwählt sind.

Solltest Du mir aber, wie ich von Deinem geliebten Candidus vernommen, die Antwort geben wollen: ‚Was durch das ehrwürdige Altertum bekräftigt ist, kann nicht abgeändert werden', so entgegne ich: ‚Dann ist der Irrtum offenbar alt, aber immer noch älter die Wahrheit, die ihn widerlegt.'"

Dem Briefe wurden drei Denkschriften zur Begründung der irischen Osterberechnung beigegeben. Da sich in den

erhaltenen Schriften des hl. Gregor keine Spur von einem Briefwechsel mit dem hl. Kolumban findet, wissen wir nicht, wie der Papst sich zu der Streitfrage verhielt. Wahrscheinlich machte er die Antwort des Candidus zu der seinigen; daß er Kolumbans Standpunkt billigen konnte, war ausgeschlossen, hatte er doch auch den hl. Augustinus beauftragt, die Briten von ihrer falschen Osterpraxis abzubringen.

Während Kolumban die Entscheidung bei einer über den Bischöfen stehenden Instanz suchte, fuhr er fort, Ostern wie bisher zu halten. Im Jahre 602 feierte er es am 8. April, eine Woche früher als die gallische Kirche, und im folgenden Jahre am 31. März, d. h. nach der Berechnung des Viktorius wieder am gleichen Tage wie das jüdische Passahfest. Statt ihre Vorstellungen zu erneuern, beschlossen die burgundischen Bischöfe, sofort energisch einzugreifen. Eine Synode wurde noch im selben Jahre berufen und der Abt von Luxeuil vorgeladen.

Kolumban weigerte sich, persönlich zu erscheinen. Nicht um seine Sicherheit bangte ihm — über solche Rücksichten war er erhaben —, sondern er fürchtete, er könnte in der Hitze des Streites die Grenzen der Nächstenliebe überschreiten. Von Luxeuil aus richtete er an die Synode ein umfangreiches Schreiben, in welchem er ebenso gewandt als freimütig die Osterfrage benutzte, um den versammelten Vätern die herrschenden Mißbräuche und ihre eigenen hohen Pflichten gleichsam in einem Spiegel vor die Augen zu halten. Er war sich wohl bewußt, daß seine eigene Zukunft sowie die seiner teuern Gründungen in den Händen der Bischöfe lag, und doch fühlt man es dem ganzen Briefe an, daß er sich als Lehrer und Führer derjenigen betrachtet, an die er schreibt.

Zunächst dankt er Gott, daß seinetwegen so viele fromme Väter zusammengekommen seien, um über Sachen des Glaubens und der Sitten zu verhandeln. Sodann ermahnt er die Bischöfe, ungeachtet der schwierigen Zeitläufte, öfters zusammenzutreten, „um die Nachlässigen zu größerer Tätigkeit anzuspornen", und wünscht ihnen die Gnade, unter dem Vorsitze Jesu Christi nicht nur die vielumstrittene Frage der Osterfeier, sondern auch noch weit wichtigere Fragen, die das kirchliche Leben betreffen, behandeln zu können. Bevor er auf die Osterfrage eingeht, hält er eine scharfe Gewissenserforschung mit den Konzilsvätern selbst ab:

„Ein jeder prüfe sich selbst, ob er ein wahrer Jünger Jesu Christi sei oder ein solcher nur dem Scheine nach. Wer die Mühe flieht, dem Bösen zu widerstehen, ist ein Mietling und kein treuer Hirt der Kirche. Ich berühre die Frage nur im Vorübergehen; aber wollt ihr uns, eure Untergebenen, belehren, so bedenket, daß die Schafe die Stimme des fremden Hirten nicht hören, sondern vor ihm fliehen. Das Wort Gottes aus dem Munde eines Mietlings kann nicht in die Herzen derer eindringen, die durch gutes Beispiel auf dem Wege der Zucht geleitet werden müssen. Wenn der Hirt auf die Stimme des obersten Hirten nicht hört, so wird auch seine Stimme von den Schafen nicht vernommen, und was der Lehrer durch seine eigenen Handlungen verachtet, das kann er andern durch seine Worte nicht zur Nachahmung empfehlen. Erfüllen wir daher alle, wir mögen nun Kleriker oder Mönche sein, vorerst die wahren Satzungen unseres Herrn Jesus Christus, Demut nämlich und Keuschheit und Abtötung unseres eigenen Willens, dann werden wir imstande sein, die obschwebende Frage über die Ostersatzungen frei von allem Hochmut zu erörtern. Bei

Meinungsverschiedenheiten wie der gegenwärtigen kann der wahrhaft Demütige nicht streitsüchtig sein — ‚die Kirche hat eine solche Gewohnheit nicht', sagt der Apostel —, sein einziges Ziel wird sein, die Wahrheit zu ermitteln, sein einziger Feind der Irrtum. Laßt uns, meine vielgeliebten Väter und Brüder, in diesem Geiste die Osterfrage untersuchen. Diese Frage lautet einfach: Steht eure Überlieferung oder die eurer Brüder im Westen der Wahrheit näher? Alle Kirchen des Westens nämlich sind darin einig, daß das Auferstehungsfest nicht vor der Passion begangen werden darf, d. h. nicht vor dem Äquinoktium und nicht nach dem zwanzigsten Tage nach dem Neumond. Diese Frage habe ich in der beiliegenden, vor drei Jahren verfaßten Widerlegungsschrift behandelt. Was die Väter der Kirchen des Westens über die Zeit der Osterfeier denken, habe ich dem heiligen Papste in drei Denkschriften zur Kenntnis gebracht; das gleiche habe ich eurem ehrwürdigen Mitbruder Arigius in einer kurzen Abhandlung auseinandergesetzt."

Für Kolumban ist die Osterfrage entschieden. Die keltischen Lehrer sind für ihn allein maßgebend. Er ist jedoch bereit, ein Zugeständnis zu machen: er läßt die Forderung fallen, die fränkische Kirche solle zur Berechnung des Anatolius zurückkehren, und beschränkt sich auf das Verlangen, es möchte ihm und den Seinen erlaubt sein, Ostern nach irischem Brauche zu begehen.

„Ich bin nicht der Urheber dieses Zwiespaltes; ein armer Fremdling, bin ich für Christi des Erlösers, unseres gemeinschaftlichen Herrn und Gottes Sache in diese Gegenden gekommen; ich bitte eure Heiligkeiten nur um die eine Gnade, es möge mir vergönnt sein, im Frieden mit euch und in der Liebe in diesen Wäldern still zu leben bei den Gebeinen

unserer siebzehn hier schon verstorbenen Brüder. Wir werden dort, wie es unsere Schuldigkeit ist und wir es seit zwölf Jahren immer getan haben, für euch beten. O lasset uns doch in diesem Gallien, wo wir jetzt sind, mit euch leben, da wir ja auch miteinander im Himmel leben werden, sofern wir verdienen, in denselben aufgenommen zu werden. Denn wir alle haben ein Reich, das uns verheißen ist, und eine Hoffnung durch die Berufung in Christus, mit dem wir einst regieren werden, wenn wir vorerst mit ihm gelitten haben. Ungeachtet unserer Lauigkeit werden wir, so gut wir können, die Vorschriften des Herrn und der Apostel befolgen, denn das sind unsere Satzungen, darin besteht unser Glaube, darin unsere Waffe, unser Schwert und Schild, darin unsere Schutzschrift. Um ihnen treu zu bleiben, haben wir unser Vaterland verlassen; auch in diesem Lande wollen wir sie beobachten und bitten und wünschen, ihnen bis in den Tod treu zu bleiben. Unser Schicksal, das Schicksal einiger armen, alten Pilger, ist in eure Hand gegeben: es wird für euch, meine ich, wahrlich besser sein, sie zu trösten, als sie zu beunruhigen.

Ich wagte nicht, persönlich zu euch zu kommen, aus Furcht, in Streit mit euch zu geraten, der Mahnung des Apostels entgegen: ‚Laß dich nicht in Wortgezänk ein‘; aber ich bekenne euch das Innerste meines Gewissens, insbesondere daß ich in der Osterfrage der Überlieferung meines Heimatlandes mehr Glauben schenke als der unmaßgebenden Lehre eines Viktorius. Ihr möget selbst entscheiden, wem ihr folgen wollt, nach dem Worte des Apostels: ‚Alles prüfet; was gut ist, behaltet.‘ Ich rechte nicht mit euch. Gott verhüte, daß wir unsern Feinden, den Juden, den Irrgläubigen oder Heiden, durch Zwistigkeiten unter uns Christen Anlaß zu Schadenfreude geben!“

Kolumban war überzeugt, daß die Bischöfe seinen Aufenthalt in Gallien nicht länger dulden würden, wenn er sich nicht fügte. Aber eher als den liebgewonnenen Gewohnheiten seiner Heimatkirche untreu werden, wollte er in die Verbannung gehen. Er schreibt: „Wenn Gott euch eingibt, mich aus der Einöde zu vertreiben, die zu suchen ich über Land und Meer hierher gekommen bin, so könnte ich nur mit dem Propheten Jonas sprechen: ‚Wenn um meinetwillen dieser Sturm über euch gekommen, nehmet mich und werfet mich ins Meer, so wird das Meer von euch ablassen' (Jon. 1, 12). Aber bevor ihr mich über Bord werfet, ist es eure Pflicht, dem Beispiel jener heidnischen Seeleute zu folgen und zu versuchen, ob es euch nicht möglich ist, zu landen: ‚Und die Männer ruderten, um ans Trockene zurückzukommen, aber sie konnten nicht, denn das Meer ging immer höher über sie her.' Vielleicht ist es eine Anmaßung, euch daran zu erinnern, daß es viele Menschen gibt, die auf der breiten Straße wandeln, aber nur wenige, welche durch die enge Pforte zum Leben einzugehen trachten. Daher dürfte es wohl besser sein, diese zu ermutigen, als ihnen Hindernisse zu bereiten, damit ihr nicht von dem Schriftworte getroffen werdet: ‚Wehe euch Schriftgelehrten und Pharisäern, die ihr das Himmelreich verschließt vor den Menschen; ihr selber kommt nicht hinein, und die hinein wollen, die lasset ihr nicht hinein' (Matth. 23, 13)."

Das Schreiben schließt mit einer eindringlichen Mahnung zum Frieden zwischen den Weltgeistlichen und den Mönchen; denn infolge des heftigen Kampfes um die Osterfeier war das frühere gute Einvernehmen nicht wenig erschüttert worden:

„Der hl. Hieronymus ermahnt die Bischöfe, die Apostel nachzuahmen, und den Mönchen sagt er, sie sollen den Vätern folgen, die ein Leben der Vollkommenheit geführt haben; denn die Lebensvorschriften der Kleriker und der Mönche sind sehr voneinander verschieden[1]. Jeder bleibe treu dem Berufe, dem er sich geweiht; alle aber mögen dem Evangelium und Christus, ihrem Haupte, folgen. Denn nur dann wird die Einigkeit der Gemüter, der Friede und die Liebe dauerhaft sein, wenn alle die Gebote Gottes zu erfüllen bestrebt sind; dann wird auch die gesamte Kirche, wie von den Fittichen einer heiligen Begeisterung getragen, dem Himmlischen entgegeneilen. Es verleihe uns die unverdiente Gnade des Herrn, daß wir alle die Welt verabscheuen, ihn allein lieben und ihn allein mit dem Vater und dem Heiligen Geiste suchen.

Übrigens, Väter, betet für uns, wie auch wir, so gering wir sind, für euch beten. Betrachtet uns nicht, als seien wir euch fremd; denn alle, Gallier oder Briten, Spanier oder Abkömmlinge anderer Völker, alle sind wir Glieder eines Leibes; alle Völker sollen sich freuen in der Erkenntnis des einen Glaubens an den Sohn Gottes, und alle mögen ‚zur vollkommenen Mannheit, zum Maße des vollen Alters Christi' (Eph. 4, 13) gelangen, in dem wir uns gegenseitig lieben, gegenseitig ermuntern, gegenseitig bessern und gegenseitig besuchen und füreinander beten wollen, damit wir einst mit ihm regieren und im Himmel uns erfreuen können.

Ihr alle, meine sehr heiligen und sehr geduldigen Väter und Brüder, verzeihet die Redseligkeit eines Mannes, dessen Aufgabe weit über seine Kräfte geht."

[1] Hieron., Ep. ad Heliodorum 8.

Die Bischöfe verurteilten, wie es ihre Pflicht war, Kolumbans Osterpraxis; doch sie griffen nicht zu der von ihm befürchteten äußersten Maßregel, um ihren Beschluß durchzusetzen. Der ernste, männlich feste Ton seines Schreibens, vor allem aber der treffende Hinweis auf die Einheit des Glaubens und der Hoffnung, hatten ihre Wirkung nicht verfehlt. Aber auch aus andern, weniger idealen Gründen waren die Bischöfe geneigt, Milde walten zu lassen. Sie wußten, daß mehrere fränkische Bischöfe in freundschaftlichen Beziehungen mit Kolumban standen. Mit Arigius von Lyon, dem einflußreichsten Prälaten des gesamten Frankenreiches, hatte er Unterhandlungen über die Osterfrage angeknüpft. Auch ein Eingreifen des Papstes, an den er sich gewandt hatte, wäre ihnen keineswegs erwünscht gewesen. Vielleicht würde sich Gregor sogar eines Mannes annehmen, der in seinem Sinne so erfolgreich an der religiösen Wiedergeburt des Volkes arbeitete. Und wenn sie ein Ultimatum nach Luxeuil schickten, konnten sie mit Sicherheit auf den Beistand der weltlichen Macht rechnen, falls Kolumban sich widersetzte? Wie würde sich die schreckliche Brunhilde in der Sache verhalten? Diese und ähnliche Erwägungen mögen die versammelten Väter bestimmt haben, Kolumban noch nicht in die Enge zu treiben und ihn vor die Wahl zu stellen, entweder die gallische Osterberechnung anzunehmen oder seine Abtswürde niederzulegen.

Das Ergebnis der Verhandlungen auf der Synode entsprach Kolumbans Erwartungen nicht. Er hatte gehofft, daß die Bischöfe ihm ausdrücklich gestatten würden, Ostern wie bisher nach irischer Art unbehelligt zu feiern. Ihr Schweigen war kein gutes Zeichen. Sie könnten zu jeder

Zeit ihre Vorstellungen erneuern, und er würde sich niemals jener Ruhe und Sicherheit erfreuen, die für die gesunde Entwicklung seiner Anstalten so nötig war. Auch lag die Gefahr nahe, daß der Streit mit den kirchlichen Behörden früher oder später ungünstig auf seine Mönche einwirken würde, zumal die große Mehrzahl von ihnen Franken oder Gallo-Römer waren und daher geneigt, ihre einheimischen Bräuche fremden vorzuziehen. Solche Aussichten waren gewiß nicht ermutigend; es mußte etwas geschehen, um die aufsteigenden Wolken zu zerstreuen. So beschloß er denn, sich noch einmal an den Heiligen Stuhl zu wenden. Eine günstige Antwort würde nicht bloß jeden Widerspruch innerhalb seiner Klöster beseitigen, sondern auch — was noch viel wichtiger war — sein Auftreten gegen die Bischöfe in den Augen des Klerus und des Volkes rechtfertigen.

Der Verkehr mit Rom war aber gerade zu dieser Zeit, wenn nicht ganz unmöglich, so doch mit den größten Schwierigkeiten verbunden. Im Jahre 601 war wieder Krieg zwischen den Römern und den Langobarden ausgebrochen; die Römer wurden geschlagen, und ein Langobardenheer, dem sich zahlreiche Slawenbanden zugesellt hatten, schickte sich an, die Ewige Stadt zu belagern. Obwohl schwer an der Gicht erkrankt, ließ sich Gregor d. Gr. in einer Sänfte in das feindliche Lager tragen und bewog durch seine Bitten und die Zahlung eines mäßigen Tributes die Sieger zur Umkehr. Durch Vermittlung der Königin Theudelinde wurde endlich im November 603 Friede geschlossen. Unter diesen Umständen ist es nicht zu verwundern, daß Kolumbans Boten nicht nach Rom gelangten. Als die Nachricht von Gregors Tod (12. März 604) in Luxeuil eintraf,

richtete er nachstehendes Schreiben an dessen Nachfolger Sabinian[1]; ob es den gewünschten Erfolg hatte, wissen wir nicht.

„Schon lange habe ich das Verlangen in mir getragen, die Vorsteher des Apostolischen Stuhles, die süßen Väter aller Gläubigen und höchsten Würdenträger zu besuchen; allein bis jetzt habe ich wegen der Unruhen der Zeit meinen Wunsch nicht ausführen können. Zweimal sind meine Boten vom Satan verhindert worden, meine Briefe dem Papste Gregor seligen Angedenkens zu überbringen." Er verlange nun, fährt er fort, von dem gegenwärtigen Papste eine Entscheidung über die beiden Meinungen in der Osterfrage. Um nicht genötigt zu sein, Seiner Heiligkeit die ganze Streitfrage wieder auseinanderzusetzen, übersende er ihm Abschriften der Briefe an seinen Vorgänger und an die gallische Synode. Die fränkischen Bischöfe verteidigten ihre Ansicht mehr mit Lärmen als mit Gründen, und deshalb sei mit ihnen nichts auszurichten. Darum bitte er ihn durch ihren gemeinsamen Herrn Jesus Christus und durch den gemeinsamen Glauben an Gott den Dreieinigen, den fremden Pilgern bei ihren vielen Mühen durch seine Entscheidung Trost zu verleihen und, falls es nicht gegen den Glauben verstöße, die Überlieferungen ihrer Vorfahren zu bestätigen und ihnen zu erlauben, Ostern in derselben Weise zu feiern, wie sie es in der Heimat gewohnt gewesen. Zwar weilten sie in der Fremde, doch seien sie sozusagen in ihrem eigenen Vaterlande, da sie keine Vorschriften und Bräuche der Gallier annähmen. In der Wildnis ansässig und niemand zur Last fallend, lebten sie nach den Regeln ihrer Altväter. Warum sollten sie nicht, trotz der Meinungsverschiedenheit

[1] MG. Ep. III 164—165.

in der Osterfrage, mit den Landesbischöfen in Frieden leben können? Das Beispiel hätten die heiligen Männer Polykarp und Anicet gegeben, die sich auch über den Tag der Osterfeier nicht einigen konnten, aber dennoch in Frieden und Gemeinschaft geblieben seien.

Der Osterfeierstreit wird weder von Jonas noch von Fredegar erwähnt; und doch muß er seinerzeit großes Aufsehen erregt haben, denn Kunde davon drang sogar bis nach England, wie aus einem Schreiben der angelsächsischen Bischöfe Laurentius, Mellitus und Justus an die Bischöfe und Äbte Irlands aus dem Jahre 605 hervorgeht[1]. „Bevor wir die Briten und Schotten (Iren) kannten", heißt es da, „haben wir sie in heiliger Ehrerbietung hochgeschätzt, da wir glaubten, sie befolgten die Bräuche der allgemeinen Kirche. Als wir jedoch die Briten näher kennenlernten, haben wir die Schotten für besser gehalten. Nun haben wir aber an dem Bischof Dagan, der auf diese Insel kam, und an dem Abte Kolumban, der an der Spitze eines gallischen Klosters steht, erfahren, daß die Schotten sich keineswegs von den Briten in ihrem Wandel unterscheiden." Kolumban war jedoch nicht so unversöhnlich wie sein Landsmann, mit dem er hier zusammengestellt wird. „Als Bischof Dagan zu uns kam", fahren die Bischöfe in ihrem Schreiben fort, „wollte er nicht nur nicht mit uns zusammen speisen, sondern die Speisen nicht einmal in dem Speisezimmer genießen, in welchem wir aßen."

Blickt man auf den Osterfeierstreit zurück, so kann man die ganze Angelegenheit nur bedauern. Zu bedauern ist vor allem, daß sich Kolumban im Verlaufe des Kampfes, der

[1] Beda, H. E. II 3.

unter den Umständen nun einmal unvermeidlich war, nicht rücksichtsvoller gegen die Person und die Ansichten seiner Gegner erwies. Sein Urteil hätte maßvoller, seine Rede zurückhaltender, sein Eifer gemessener sein dürfen. Und doch läßt sich sein Verhalten erklären und zum Teil auch entschuldigen. Mit den Bräuchen, die er so hartnäckig verteidigte, war er von Jugend auf vertraut gewesen; sie waren ihm in Fleisch und Blut übergegangen. Von Rom selbst mit dem Christentum überkommen, waren sie ein Stück kirchlich-nationalen Lebens geworden, geheiligt durch die lange Reihe irischer Gottesmänner, durch die „zwölf Apostel Irlands", durch einen Ciaran von Clonmacnoise, Finnian von Clonard, Kolumba von Jona, Comgall von Bangor. In Britannien, in Schottland und Irland kämpften seine Landsleute unerbittlich für dieses Erbgut ihrer Väter; falls er es kampflos preisgab, hätte er nicht mit Recht die Beschuldigung des Verrats an der gemeinsamen Sache der keltischen Völker auf sich geladen?

Durch die Schärfe seiner Zunge und seiner Feder mag Kolumban etwas von dem hohen Ansehen eingebüßt haben, welches seine Tugenden und seine machtvolle Persönlichkeit ihm erworben hatten, aber sicherlich nur in den Augen solcher Leute, die selbst zu klein waren, um sich über Kleinlichkeiten hinwegsetzen zu können. In jeder andern Beziehung war sein Leben so makellos rein, daß alle rechtlich Gesinnten ihm die rauhe Seite seines Wesens, die er gelegentlich hervorkehrte, gerne verziehen, besonders als sie sahen, daß er mit demselben unerschrockenen Freimut, mit welchem er den Kampf für die Überlieferungen seines Heimatlandes gegen die Bischöfe geführt hatte, auch für das christliche

Sittengesetz gegen einen lasterhaften König und eine gewissenlose Königin in die Schranken trat.

9. Kolumban und Brunhilde.

Im Jahre 595 starb Childebert II., gerade als er sich anschickte, den Kampf gegen Chlotar und Fredegunde aufzunehmen. Ihm folgten seine zwei Söhne Theudebert und Theuderich; jener erhielt Austrasien, dieser Burgund mit Orleans als Hauptstadt. Da beide noch unmündig waren — Theudebert war 585, Theuderich 587 geboren —, behielt zunächst ihre Großmutter Brunhilde die Herrschaft in der Hand. In Metz regierte sie selbst für den älteren Enkel, in Orleans ein zuverlässiger Hausmeister mit dem jüngeren. In Neustrien lenkte seit Chilperichs Tod Fredegunde das Staatsschiff für ihren elfjährigen Sohn Chlotar II. Der Krieg zwischen den feindlichen Königinnen, der mehrere Jahre geruht hatte, brach erneut und mit verdoppelter Wut los. Bei Lafaux in der Nähe von Soissons stießen die Heere aufeinander, und Brunhilde wurde geschlagen. Es war Fredegundes letzter Triumph; im folgenden Jahre (597) starb sie, ohne für ihre Verbrechen gebüßt zu haben.

Nach der Niederlage von Lafaux, die sie dem Verrat der Großen wohl mit Recht zuschrieb, verlor Brunhilde viel von ihrer früheren Vorsicht und Selbstbeherrschung. Ihre Stellung in Metz wurde unhaltbar. Im Jahre 599 mußte sie infolge einer Empörung des Adels aus Austrasien fliehen. Ein Bettler soll sie auf dem Felde bei Arcis-sur-Aube ganz allein ohne Begleitung aufgefunden und auf ihre Bitte zu ihrem jüngeren Enkel nach Orleans gebracht haben. Theu-

derich nahm sie freudig auf, hielt sie hoch in Ehren und vertraute ihr die Zügel der Regierung an.

Infolge der erlittenen Schmach schlug Brunhildens frühere Liebe zu Theudebert in tödlichen Haß um, und zeitlebens schmiedete sie Pläne, wie sie an ihm und der übermütigen austrasischen Aristokratie Rache nehmen könnte. Doch sie überstürzte sich nicht, sondern wartete ruhig den geeigneten Zeitpunkt ab. Fredegundens Sohn sollte zuerst gedemütigt werden. Mit vollendetem Geschick gelang es ihr, ein Bündnis zwischen ihren Enkeln zustande zu bringen. Chlotar wurde geschlagen und auf ein kleines Gebiet in Neustrien zwischen der Seine und dem Meer beschränkt (600). Als er später versuchte, die ihm entrissenen Landstriche zurückzuerobern, wurde er von Theuderich vernichtend aufs Haupt geschlagen.

Theuderichs militärische Erfolge hatten seine Macht und seinen Einfluß so gesteigert, daß Brunhilde die Zeit endlich für gekommen hielt, durch eine letzte gewaltige Anstrengung das gesamte Frankenland unter seinem Zepter zu vereinigen. Nach längerem Zureden ließ sich Theuderich endlich bewegen, gegen seinen Bruder zu Felde zu ziehen. Die feindlichen Heere standen sich bereits gegenüber; da weigerten sich die Burgunder, von einigen Adeligen aufgestachelt, die Schlacht anzunehmen, und kehrten ohne Schwertstreich nach Hause zurück[1]. Wiederum mußte Brunhilde ihre Macht- und Rachepläne verschieben. Mittlerweile tat sie ihr möglichstes, um den Einfluß auf ihren Enkel ungeschmälert zu erhalten. Zu dem Ende nahm sie ihre Zuflucht zu einem so schändlichen Mittel, daß ihr Andenken dadurch weit mehr

[1] Fredegar, Chron. IV 2 7.

entehrt wird als durch alle andern ihr zur Last gelegten Freveltaten. Theuderich hatte das Alter erreicht, in dem die sinnlichen Leidenschaften erwachen, und wie so mancher Merowingerkönig begann auch er ein Leben der Sünde zu führen. Brunhilde aber warnte ihn nicht, sie sprach ihm nicht von der Pflicht, eine rechtmäßige Gemahlin zu nehmen; vielmehr bestärkte sie ihn noch in seinem Sündenleben, aus Furcht, ihre Macht und Ehre würden Abbruch erleiden, wenn eine Königin am Hofe befehle[1].

War auch Theuderich weit entfernt, selbst ein Heiliger zu sein, so freute er sich doch, einen Heiligen wie Kolumban in seinem Reiche zu besitzen. Er besuchte ihn häufig in Luxeuil und bat ihn in aller Demut, Fürbitte für ihn zu tun. Kolumban benutzte diese Besuche, ihm wegen seines ausschweifenden Lebens ernste Vorstellungen zu machen. Auch suchte er ihn zu bewegen, eine rechtmäßige Ehe einzugehen und so dem Reiche einen rechtmäßigen Thronerben zu sichern. Der König versprach Besserung seines Lebens und ließ nach Fredegars Angabe wirklich um die Hand Ermenbergas, der Tochter des spanischen Königs Witterich, werben (607). Gegen das eidliche Versprechen, daß er sie niemals verstoßen werde, erhielt er das Jawort. Ermenberga war bereits in Chalon angekommen und von Theuderich herzlich empfangen worden; da hintertrieb Brunhilde in letzter Stunde die Vollziehung der Ehe.

Brunhilde glühte vor Zorn gegen Kolumban, weil er ihre ehrgeizigen Pläne zu durchkreuzen gewagt; doch geschickt verbarg sie ihren Groll, ja heuchelte die tiefste Verehrung für ihn. Als er sie eines Tages auf dem Königshof

[1] V. Col. I, 18.

Brocariacum, in der Nähe von Autun, besuchte, stellte sie ihm die vier unehelichen Söhne Theuderichs vor. „Was wollen diese Kinder von mir?“ fragte der Abt. — „Es sind des Königs Söhne“, erwiderte sie; „stärke sie durch deinen Segen.“ Er aber durchschaute des Weibes Tücke, daß sie ihn nur durch Schmeichelei gewinnen und dazu verleiten wolle, das Verbrechen zu billigen und durch den Segen der Kirche gleichsam zu heiligen. Da geriet sein heißes keltisches Blut in Wallung: „Wisse“, sagte er, „daß diese nimmermehr das königliche Zepter führen werden, denn sie sind aus Unzucht entsprungen.“ Diese Worte, deren Härte weder des Propheten Blick noch der Ton seiner Stimme milderten, durchbohrten gleich Dolchstichen das stolze Herz der Königin. Bleich vor Zorn, befahl sie, die Kinder wegzuführen; in ihrem Herzen aber schwur sie, Rache zu nehmen an dem kühnen Mönche.

Zunächst wagte sie es noch nicht, gegen Kolumban selbst gewaltsam vorzugehen; sie wandte sich aber gegen seine Klöster. Durch königlichen Befehl wurde den Mönchen strengstens untersagt, sich außerhalb des Klostergebietes zu zeigen; auch durfte ihnen niemand Aufnahme gewähren oder ihnen irgendwelche Unterstützung zukommen lassen. Um diese grausame Maßregel, die nichts anderes als den Untergang seiner Stiftungen bezweckte, rückgängig zu machen, entschloß sich Kolumban, beim König persönlich vorzusprechen.

Mit Sonnenuntergang kam er in Spissia an, wo damals der König sich aufhielt, weigerte sich aber, den Palast zu betreten. Theuderich, dem es gemeldet wurde, meinte, man müsse dem Gottesmanne in Ehrfurcht die nötigen Dienste leisten, um nicht den Zorn des Herrn durch eine Beleidigung seines Knechtes herauszufordern. Er ließ ihm

daher ein glänzendes Mahl bereiten und vorsetzen. Als der Abt die ausgesuchten Speisen, die seltenen Weine und das kostbare Tafelgeschirr sah, fragte er die Diener, was sie damit wollten. Und wie sie ihm sagten, es komme vom König, wies er es von sich und sprach: „Es steht geschrieben: ‚An den Gaben der Gottlosen hat der Höchste kein Wohlgefallen' (Sir. 34, 23); es ziemt sich nicht, daß der Mund des Knechtes Gottes von der Speise desjenigen verunreinigt werde, der ihn nicht allein von seiner eigenen, sondern auch von fremder Wohnung ausschließt." Und in seinem Zorne ergriff er Schüsseln und Becher und schleuderte sie mit solcher Wucht zu Boden, daß sie in tausend Stücke brachen.

Groß war die Bestürzung des Königs und seiner Großmutter, als die Diener ihnen den Vorfall meldeten. Was würde dieser Elias demnächst tun? Vielleicht den Fluch des Himmels auf ihr eigenes Haupt, auf ihre Kinder und ihr Reich herabrufen, wie er es auf ihre Gaben getan? Am folgenden Morgen in aller Frühe eilten sie zusammen zu Kolumban, baten ihn, er möge das ihm angetane Unrecht verzeihen, und versprachen, sich zu bessern[1].

Mit tiefgefühltem Dank gegen Gott für den glücklichen Ausgang seines schwierigen und gefährlichen Unternehmens und voll Freude über die Sinnesänderung des Königs kehrte Kolumban in sein Kloster zurück. Theuderichs gute Vorsätze, furchtgeboren, wie sie waren, hielten jedoch nicht stand gegen den Ansturm der Leidenschaft. Ermenberga befand sich noch am Hofe zu Chalon; hätte der König sich zu dem Entschluß aufraffen können, seine Konkubinen zu entfernen und die Westgotin als seine rechtmäßige Gemahlin und

[1] V. Col. I, 19, 187 ff.

Königin anzuerkennen, so wäre alles gut gewesen. Aber Brunhilde wollte nun einmal nichts von dieser Ehe wissen, und so groß war ihr Einfluß auf ihren Enkel, daß dieser auf ihr Anstiften hin Ermenberga nach Ablauf eines Jahres (607/608) nach Spanien zurückschickte und sie sogar ihrer Mitgift beraubte[1].

Die Treulosigkeit des Königs verwundete Kolumbans Ehr- und Gerechtigkeitsgefühl aufs empfindlichste. Ermenberga war Theuderichs gesetzliche Gemahlin; durch seine Gesandten hatte er unter einem Eide versprochen, sie niemals zu verstoßen, und nun hatte er sie mit Schimpf und Schande ihrem Vater zurückgesandt und dem langen, häßlichen Sündenregister der Merowinger ein neues Verbrechen beigefügt. Eine solch schamlose Mißachtung der Gebote Gottes durfte nicht unbestraft dahingehen. Wohl hätte sich Kolumban sagen können, es sei nicht seine Sache, den König zur Rechenschaft zu ziehen. In der Tat gab es Bischöfe genug im Lande, die das Recht und die Pflicht hatten, dies zu tun. Er wußte aber nur zu gut, wes Geistes Kinder sie waren: er hatte es ihnen in seinem Briefe über die Osterfrage gesagt, und sie selbst hatten es noch jüngst in der Angelegenheit des Bischofs von Vienne gezeigt. Auf Betreiben des Bischofs Arigius von Lyon und der Brunhilde hatten sie Desiderius auf der Synode von Chalon (603) abgesetzt und verbannt. Als dieser einige Jahre später aus der Verbannung zurückkehrte, wurde er auf Befehl des Königs gesteinigt (607), und keiner von den Bischöfen wagte Einspruch gegen diese Gewalttat zu erheben. Kolumban sah ein, daß er selbst in die Schranken treten mußte, sollte die

[1] Fredegar, Chron. IV 30.

gerechte Sache einen Schützer finden. Und er tat es, ohne einen Augenblick zu zaudern und mit dem ihm eigenen Ungestüm. Er richtete einen Brief an den König voll der bittersten Vorwürfe und drohte ihm, falls er sich nicht ernstlich bessere, mit dem Kirchenbann.

Dieser Brief ist nicht auf uns gekommen; wir können uns aber vorstellen, in welchem Ton er gehalten war und welchen Eindruck er auf Theuderichs heftige Natur machen mußte. Und Brunhilde, sein böser Geist, war bei der Hand, ihn zur Rache aufzustacheln. Dieser Fremdling von den Enden der Erde, redete sie auf ihn ein, dieser obdachlose Wanderer, den dein Onkel Gunthram und dein Vater Childebert mit Wohltaten überhäuften, dessen Partei wir mehr denn einmal gegen die Bischöfe ergriffen — dieser elende Mönch hat sich erkühnt, den König der Burgunder mit dem Strafgericht der Kirche zu bedrohen! Wir müssen das Land von ihm befreien! Allein, so aufgebracht Theuderich gegen den lästigen Sittenrichter auch war, er konnte es nicht über sich bringen, gegen ihn einzuschreiten. Er hätte wenigstens einen Vorwand finden müssen, ihn einzukerkern oder in die Verbannung zu schicken. Oder sollte er aller Welt sagen, daß er den Abt von Luxeuil bestrafe, weil dieser ihn wegen seines zügellosen Lebens getadelt?

Während der König schwankte, handelte Brunhilde. Sie hetzte die Höflinge gegen Kolumban auf und trieb die Bischöfe an, seinen Glauben zu verdächtigen und seine Regel zu verurteilen. Er feiere Ostern immer noch nach irischer Art[1],

[1] Jonas sagt zwar nicht, daß die Osterfrage wieder aufgeworfen wurde, dies geht aber aus Kolumbans Brief an seine Mönche (s. unten S. 159) ziemlich unzweideutig hervor.

mahnte sie, und den Landessitten zum Trotz versage er den Weltleuten den Eintritt in das Innere seiner Klöster. Die Feinde Kolumbans gewannen bald die Oberhand am Hofe. Ihres Drängens müde, entschloß sich endlich der König, gegen Kolumban vorzugehen. Mit zahllosem Gefolge begab er sich selbst nach Luxeuil, um den Abt zur Rede zu stellen.

„Warum richtest du dich nicht nach den Gebräuchen des Landes, dessen Gastfreundschaft du genießest?" war seine barsche Antwort auf den herzlichen Willkommgruß, den ihm der Abt wie sonst geboten, „und warum gestattest du nicht allen Christen freien Zutritt zu deinen Klöstern?"

„Es ist nicht unsere Gewohnheit, Weltleute in die Wohnungen der Knechte Gottes einzulassen", versetzte Kolumban ruhig; „doch haben wir passende Orte bereit, wo alle aufgenommen werden, die nur kommen."

Diese würdevolle Erklärung befriedigte den König nicht: er wollte eben nicht befriedigt sein.

„Willst du noch länger die Gaben unserer Gunst und Gnade genießen", erwiderte er, „so wird künftighin jedermann überall Zutritt haben."

„Wenn du die Ordensregel in irgendeinem Punkte zu verletzen wagst", entgegnete Kolumban unwillig, „so weise ich deine Gaben von mir. Bist du aber gekommen, die Wohnungen der Diener Gottes und ihre Zucht und Ordnung aufzulösen, so wisse, daß dein Reich mit dem ganzen königlichen Geschlechte untergehen wird."

Bei diesen Worten wich der König, der bereits bis zum Refektorium vorgedrungen war, eiligst zurück. Doch als Kolumban fortfuhr, ihm Vorwürfe zu machen, wandte er sich zornig zu ihm und sprach: „Du hoffst wohl, ich werde dir die Krone des Märtyrertums aufsetzen; nein, so töricht

bin ich nicht, ein solches Verbrechen zu begehen. Ich weiß besseren und nützlicheren Rat: da du dich weigerst, unsere Sitten anzunehmen, so ist es nicht mehr als billig, dich wieder in deine Heimat zurückzusenden." Die Hofleute stimmten den Worten des Königs jubelnd bei; auch sie, so erklärten sie, wollten einen Mann nicht dulden, der nicht mit jedermann Umgang haben wolle. Weit entfernt zu versuchen, den König umzustimmen, sagte Kolumban kühn, er werde das Kloster nicht verlassen, man entferne ihn denn mit Gewalt. Jetzt zog der König von dannen, ließ aber einen vornehmen Herrn namens Baudulf zurück, der Kolumban aus dem Kloster vertrieb und ihn nach Besançon in die Verbannung führte, wo er die weiteren Befehle des Königs abwarten sollte[1].

In Besançon benutzte Kolumban die ihm gewährte Bewegungsfreiheit zu Werken der Nächstenliebe. Kurz nach seiner Ankunft erfuhr er, daß eine Anzahl verurteilter Verbrecher sich im Gefängnis der Stadt befände. Eingedenk der Worte des Heilandes: „Ich war im Gefängnis, und ihr habt mich besucht", ging er hin zu ihnen, predigte ihnen das Wort Gottes und ermahnte sie zur Buße. Tiefbewegt von solch seeleneifriger Liebe, fielen sie ihm alle unter einem Strom von Tränen zu Füßen und gelobten, sich zu bessern und, falls sie wieder frei würden, Buße zu tun für ihre Sünden. So streng und schonungslos Kolumban gegen verstockte, stolze Frevler verfuhr, ebenso mild und nachsichtsvoll zeigte er sich stets gegen den demütigen, reuigen Sünder. Mit Hilfe seines treuen Dieners Domoal, der ihm in die Verbannung gefolgt war, löste er die Gefangenen aus ihren

[1] V. Col. I, 19, 189 ff.

Ketten, wusch ihnen voll Demut die Füße und zog dann mit ihnen an den erstaunten Wächtern vorbei in eine benachbarte Kirche, wo er für sie ein gesetzliches Asyl gewann; später bewirkte er von den Behörden ihre Freilassung[1].

Nicht lange darauf, an einem Sonntagmorgen, bestieg Kolumban die von den Wellen des Doubs umspülte felsige Anhöhe, wo jetzt die Zitadelle steht. Voll Sehnsucht läßt er von dort seine Blicke hinüber nach Luxeuil schweifen. Seine Gedanken weilen bei seinen geliebten Kindern, die so plötzlich ihres Vaters beraubt wurden; in seiner trauten Zelle, wo er so viel gebetet und betrachtet; in der Kirche, wo er Tag und Nacht so manches Jahr Gottes Lob gesungen. Wie mochte es wohl um seine Mönche stehen? Hielten sie auch treu an der Regel fest? Sein Platz war ohne Zweifel in ihrer Mitte. — Und was hinderte ihn, sich wieder mit ihnen zu vereinigen? Inzwischen ist es Mittag geworden. Die Straßen der Stadt sind wie ausgestorben; selbst die Tore hat man unbewacht gelassen, und weder Soldat noch Wanderer ist auf der Landstraße nach Norden zu sehen. Sein Entschluß ist gefaßt; schnell steigt er vom Hügel hinab, geht mitten durch die Stadt und schlägt den Weg nach Luxeuil ein.

Bei der Nachricht von seiner eigenmächtigen Rückkehr steigerte sich Brunhildens und Theuderichs Erbitterung noch mehr. Bald sandten sie einen Grafen mit einer Schar Soldaten ab, mit dem Auftrag, ihn zu ergreifen und wieder in die Verbannung zu führen. Bei ihrer Ankunft saß Kolumban ruhig in der Vorhalle der Kirche und las in einem Buche; sie aber fanden ihn nicht — vielleicht wollten sie

[1] V. Col. I, 19, 191 f.

ihn auch nicht finden — und kehrten unverrichteter Sache zum Hofe zurück. Eine zweite Abordnung unter Führung des Grafen Berthar traf den Abt in der Kirche mit der ganzen Schar der Brüder betend und Psalmen singend. Die Hunderte von weißen Gestalten, der feierliche Gesang, die majestätische Erscheinung des Abtes auf seinem erhöhten Sitze in der Nähe des Altars, das alles erfüllte die rauhen, aber im Herzen religiös gesinnten Krieger mit ehrfürchtiger Scheu. „Mann Gottes", redeten sie ihn an, „wir bitten dich, des Königs und unserem Befehl zu gehorchen und wieder dahin zurückzukehren, woher du in dieses Land gekommen bist." Doch Kolumban rührte sich nicht. „Ich glaube, meinem Schöpfer nicht wohlzugefallen", erwiderte er, „wenn ich wieder in meine Heimat gehe, die ich aus Liebe zu Christus verlassen."

Als Berthar sah, daß Kolumban ihm nicht gehorchen wolle, entfernte er sich aus der Kirche, ließ aber Ragamund mit den beherztesten Soldaten zurück, um den Abt, wenn nötig, mit Gewalt abzuführen. Aber auch diese rohen Krieger wagten es nicht, Hand an den Heiligen zu legen. Sie warfen sich auf die Knie vor ihm nieder und baten ihn inständig, doch zu bedenken, daß ihr eigenes Leben in Gefahr stehe, wenn sie den königlichen Befehl nicht ausführten. Um andere nicht zu gefährden, gab Kolumban nach und verließ das Heiligtum.

Die Mönche waren untröstlich. Sie drängten sich um ihn und beklagten unter Tränen ihr trauriges Los. Ihres Führers beraubt, was würde aus ihnen werden? Wer konnte sie, wie er, auf dem Wege zum Himmel leiten? Vielleicht war seine Verbannung auch nur der Anfang größerer Übel? Tief gerührt, aber voll Hoffnung und Gottvertrauen blickte

Kolumban gen Himmel und flehte: „Schöpfer des Weltalls, bereite du uns eine Stätte, wo dir dein Volk dienen kann.“ Dann wandte er sich zu seinen Kindern, tröstete sie, so gut es ging, und beschwor sie, nicht zu verzweifeln, sondern auf den Allmächtigen zu vertrauen, der schnell ihren Kummer rächen werde; diese Verfolgung werde seine Klöster nicht nur nicht zugrunde richten, sondern vielmehr dazu dienen, die Zahl der Mönche zu vermehren.

Alle wollten ihm in die Verbannung folgen. Allein Ragamund erklärte, nur die dürften ihn begleiten, welche seine Landsleute oder mit ihm aus der Bretagne gekommen seien: dies sei der ausdrückliche Wille des Königs. Eustasius, ein Neffe und Mündel des Bischofs Miechius von Langres, der entschlossen war, seinem Meister trotz dieses Verbotes zu folgen, mußte mit Gewalt zurückgehalten werden.

Mit einem inbrünstigen Gebete zu Gott, dem Tröster aller Menschen, er möge die in seine schützende Obhut nehmen, welche der Wille eines Gewaltherrschers von ihm reiße, nahm Kolumban Abschied von dem stillen Heiligtum, das er dem Herrn in der Wildnis errichtet, und das der Schauplatz zwanzigjähriger Mühsale, Opfer und Gebete gewesen[1].

Fahr' wohl, du „König der Mönche und Lenker des Gotteswagens!“[2] Fahr' wohl, du Nachfolger des Täufers, du Vorkämpfer für Wahrheit, Reinheit und Recht! Gezwungen wandelst du deines Weges, doch bist du frei, freier als deine Verfolger, die Sklaven der Leidenschaft!

---

[1] V. Col. I, 20, 193 ff.

[2] Noch vierhundert Jahre nach seinem Tode hat man Kolumban diese Ehrentitel beigelegt. Vgl. Montalembert, Mönche des Abendlandes II 534.

10. Geächtet.

Es war im Jahre 610, dem zwanzigsten seit seiner Ankunft in Burgund, daß Kolumban in die Verbannung ging. Er war nun schon hochbetagt, doch die Last der Jahre hatte ihn nicht niedergebeugt. In seinen Hoffnungen war er zwar bitter enttäuscht, aber sein Mut war ungebrochen, und das göttliche Feuer, das in seiner Seele brannte, drängte ihn, auf andern Feldern der Ehre neue Schlachten für den Herrn zu schlagen. Mit dem Völkerapostel konnte er sagen: „In allen Dingen erweisen wir uns als Diener Gottes, bei Ehre und Schmach, bei schlechtem und gutem Rufe, wie betrübt und doch immer freudig, wie arm und doch viele bereichernd, wie nichts habend und doch alles besitzend“ (2 Kor. 6, 4 ff.).

Ragamund hatte Befehl erhalten, Kolumban und seine irischen Gefährten nach Nantes zu bringen, wo sie nach Irland eingeschifft werden sollten. Zunächst ging es nach Besançon zurück, wahrscheinlich um die Römerstraße zu gewinnen, die von dort zur Loire führte. Von Besançon durchwanderten sie das Doubstal bis Chalon und gelangten dann über die Côte d'Or nach Autun im alten Häduerlande, der Vaterstadt des heiligen Bekennerbischofs Germanus. Von da hätten sie leicht die Loire erreichen können, wenn sie den Weg längs der südlichen Ausläufer des Morvangebirges eingeschlagen hätten und dann bis Dezise dem Laufe der Alène gefolgt wären. Aber aus unbekannten Gründen wurden sie über Saulieux und Avallon, den Ufern der Cure und Yonne entlang, nach Auxerre gebracht, dann wieder südwärts bis Nevers, wo man sie auf der Loire auf ein Fahrzeug setzte.

Unsere Quellen geben keinen ausführlichen Bericht über diese lange und beschwerliche Reise von vielen Hundert Kilometern; aber auch für das wenige, das sie bieten, sind wir ihnen dankbar, wirft es doch neues Licht nicht nur auf Kolumbans Charakter, sondern auch auf die sozialen und politischen Zustände im fränkischen Gallien zu Beginn des 7. Jahrhunderts.

Auf dem ganzen Wege wurden die Verbannten argwöhnisch bewacht. Vor ihnen und hinter ihnen schritten bewaffnete Soldaten, die man, wie sich zeigen wird, nicht gerade wegen ihres Zartgefühls für diesen Dienst ausgewählt hatte. Was die Mönche an Speise und Trank nötig hatten, mußten sie sich selbst verschaffen, so gut es eben ging. Die Behörden waren angewiesen, ihnen keine Lebensmittel zu liefern, selbst wenn sie dafür bezahlen wollten. Ihr Los hätte sich daher recht traurig gestaltet, wäre ihnen nicht christlicher Eifer und Opfermut zu Hilfe gekommen. Überall fanden sich Männer und Frauen, die ihnen bereitwilligst Nahrung und Obdach gewährten. Aber auch rohen und ungastlichen Menschen begegneten sie, die Herz und Tür vor ihnen verschlossen. Zu Cure wurden sie von Theudemanda, einer edlen und frommen Frau, freundlich aufgenommen und bewirtet; auf der Straße nach der Burg Avallon dagegen stürzte sich ein Stallmeister Theuderichs mit geschwungener Lanze auf sie, und nur wie durch ein Wunder entging Kolumban dem sichern Tode.

Als die Wanderer bei Auxerre sich der neustrischen Grenze näherten, drehte sich die Unterhaltung um die Niederlagen, welche Chlotar seit Fredegundens Tode erlitten. Mit stolzem Munde rühmte Ragamund Theuderichs Tapferkeit und prophezeite, daß der kleine Rest von Chlotars Reich binnen kurzem

in die Hände der Burgunder fallen werde. „Wisse", antwortete ihm Kolumban, der über die Zukunft besser unterrichtet war, „dieser Chlotar, den ihr jetzt verachtet, wird innerhalb drei Jahren euer König sein." [1]

Bei Nevers lag ein Schiff bereit, das die Mönche loireabwärts nach der Meeresküste bringen sollte. Beim Einschiffen ergriff einer der Wachtsoldaten ein Ruder und schlug damit einen der Brüder namens Lua, einen frommen, milden Mann, um ihn zu rascherem Einsteigen zu nötigen. Dieser Akt mutwilliger Grausamkeit erregte Kolumbans Unwillen. „Grausamer Mensch", rief er aus, „wer gibt dir das Recht, meinen Schmerz noch zu vermehren? Wie kannst du es wagen, die müden Glieder Christi zu schlagen? Warum diese Gewalttat gegen einen Mann, der dir kein Leid angetan? Warum die Zahl deiner Sünden vermehren, die ohnehin vollauf genügen, dich zu verdammen? Denke daran, die Rache des Himmels wird dich hier an derselben Stelle treffen, wo du in deiner Wut den Diener Gottes mißhandelt hast!" In der Tat fand der Elende auf dem Rückwege in den Fluten der Loire seinen Tod.

In Orleans, der Residenzstadt König Theuderichs, angekommen, mußten sie am Ufer der Loire unter Zelten übernachten, denn sogar der Zutritt zu den Kirchen war ihnen auf des Königs Befehl verwehrt. Ihr Vorrat an Lebensmitteln war ausgegangen; darum sandte Kolumban am andern Morgen zwei von den Brüdern in die Stadt, um das Nötige zu holen. Doch keiner der Bürger hatte den Mut, ihnen etwas zu geben oder zu verkaufen. Die Mönche waren eben Feinde des Königs, geächtete, außerhalb der

[1] V. Col. I, 20, 198.

Gesetze stehende Leute, und das salische Gesetz bestimmte, „daß jeder, der einen Geächteten speist oder beherbergt — und wäre es sein eigenes Weib —, zu einer Geldbuße von 600 Denaren (15 solidi = 75 Mark, eine große Summe für jene Zeit) verurteilt werden solle“ [1]. Nur eine syrische Frau [2] hatte den Mut, sie in ihr Haus aufzunehmen und mit allem Nötigen zu versorgen. „Auch ich“, sagte sie zu ihren Gästen, „bin hier fremd, gleichwie ihr; ich bin vom fernen Osten hierhergekommen und führe nun meinen blinden Mann schon manches Jahr in diesem Lande umher.“ Gott belohnte die heldenhafte Nächstenliebe dieses Weibes auf wunderbare Weise, indem er auf Kolumbans Fürbitte ihrem Manne das Augenlicht wiederschenkte. Dieses Wunder und die Heilung einer Anzahl Besessener machte einen tiefen Eindruck auf die Einwohner von Orleans; doch auch jetzt wagte niemand, aus Furcht vor den Häschern des Königs, den Verbannten freundlich zu begegnen [3].

Von Orleans ging die Reise weiter nach Tours, das damals zur austrasischen Krone gehörte. Vergebens bat Kolumban, man möge hier anlegen und ihm erlauben, das Grab des hl. Martinus zu besuchen; Ragamund befahl den Schiffsleuten, sich in der Mitte des Stromes zu halten und so rasch wie möglich an dem Hafen vorbeizufahren. Doch der Himmel zeigte sich gnädiger als der mürrische Hauptmann. Ein heftiger Gegenwind trieb das Fahrzeug ans Ufer, und Kolumban hatte das Glück, die ganze Nacht in der Kirche des großen Apostels von Gallien, den Franken,

[1] Lex salica Titul. 56.

[2] Schon zur Zeit Childeberts I. (gest. 558) gab es eine syrische Kolonie in Gallien.

[3] V. Col. I, 21, 199 f.

Romanen und Kelten gleicherweise verehrten, in Gebet und Betrachtung zu verbringen. Hier fand ihn am andern Morgen Bischof Leupar und bot ihm und seinen Gefährten die Gastfreundschaft seines Hauses an. Bei dem Gastmahle, das ihm zu Ehren veranstaltet wurde und zu dem auch mehrere fränkische Edelleute geladen waren, fragte ihn Leupar, warum er in seine Heimat zurückkehre. Der Gedanke an das schnöde Unrecht, das ihm der Burgunderkönig angetan, drängte dem Abt die harte Antwort auf die Lippen: „Theuderich, der Hund, hat mich von meinen Brüdern gejagt." Einer der Gäste namens Chrodoald, der Theudeberts Muhme zur Frau hatte, aber Theuderich ergeben war, machte darauf die leise Bemerkung: „Angenehmer ist's, Milch zu trinken als Wermut." — „Ich sehe", entgegnete Kolumban, der ihn überhört hatte, „daß du dem König Theuderich Treue halten willst. Dann wird es dich auch freuen, deinem Herrn und Freund meine Botschaft zu überbringen. Melde ihm also, daß er mit seinen Kindern innerhalb drei Jahren umkommen und sein ganzes Geschlecht vom Herrn werde ausgerottet werden." — „Warum redest du also?" fragte erstaunt der Edelmann. — „Weil ich nicht verschweigen darf", antwortete Kolumban, „was mir der Herr zu verkünden geboten hat." Dies war bereits das dritte Mal, daß der Heilige den bevorstehenden Sturz des burgundischen Herrscherhauses voraussagte.

Zum Schiff zurückgekehrt, erfuhr Kolumban von seinen Gefährten, ihr ganzes Reisegepäck samt der kleinen Barschaft an Geld sei während der Nacht gestohlen worden. Das war ein betrübender Vorfall, der noch betrübendere Folgen haben konnte. Aber der Abt wußte Rat. Er begab sich sofort zur Kirche und machte dem hl. Martinus in kind-

licher Einfalt und Vertrauensseligkeit Vorwürfe wegen seiner mangelhaften Wachsamkeit. „Wahrlich, ich habe nicht die ganze Nacht an deinem Grabe gewacht", sprach er, „daß du den Diebstahl all unserer Habe zulassen solltest." [1] Kaum hatte er die Kirche verlassen, als die Diebe, von Gewissensbissen gefoltert, unaufgefordert die gestohlenen Sachen zurückbrachten und den Heiligen demütig um Verzeihung baten.

Hocherfreut über diesen sichtbaren Beweis der Huld des Himmels, flehten die Verbannten Gottes Segen auf Tours und seinen guten Oberhirten herab und setzten ihre Reise fort. In wenigen Tagen erreichten sie die Hafenstadt Nantes. Sophronius, der Bischof dieser Stadt, und Theudoald, der Befehlshaber der Besatzungstruppen, hatten den Auftrag erhalten, für Kolumbans schleunige Überfahrt nach Irland zu sorgen. Aber obwohl Nantes damals den Seehandel zwischen Gallien und den britischen Inseln vermittelte [2], bot sich doch längere Zeit keine Fahrgelegenheit. Für die Zeit ihres Aufenthaltes wurde den Mönchen ein geräumiges Haus zur Wohnung angewiesen. Ihrer persönlichen Freiheit legte man kaum irgendwelche Einschränkung auf. So konnten sie das ihnen so liebgewordene gemeinschaftliche Leben fortsetzen. Gebet und Arbeit lösten sich ab wie in Luxeuil oder Annegray. Auch an Gelegenheiten, ihre Nächstenliebe durch Werke der Barmherzigkeit zu betätigen, fehlte es nicht. Eines Abends kam ein armer, ausgehungerter Mann an die Türe und flehte um der Liebe Jesu willen um ein Al-

[1] V. Col. I, 22, 203. Vgl. Adamnan, V. Columbae II 45, wo die Brüder von Jona dem hl Kolumba ähnliche Vorwürfe machen.

[2] Vita Columbae, ed. Reeves, 57 A. 3.

mosen. „Gib dem armen Mann zu essen", befahl Kolumban dem Bruder, der das Amt des Kellermeisters versah. „Wir haben keinen Bissen Brot mehr im Hause", beteuerte dieser; „es ist gar nichts mehr vorhanden außer ein klein wenig Mehl, höchstens ein Metzen." — „Tut nichts; bringe den ganzen Vorrat", sagte der Abt, „und sei nicht besorgt für morgen; der morgige Tag wird selber für sich sorgen."

Der Bruder tat, wie ihm befohlen, voll Vertrauen, daß Gott schon zur rechten Zeit für seine Diener sorgen werde. Die nächsten drei Tage waren Fasttage für die kleine Gemeinde; denn wie in Orleans, so wollte ihnen auch hier kein Mensch, nicht einmal der Bischof, das Geringste geben oder verkaufen. „Sie hatten nichts", sagt Jonas, „außer Glaube, Hoffnung und Liebe, um Leib und Seele zusammenzuhalten." Aber wiederum sollten sie die Wahrheit des Psalmistenwortes erfahren, mit welchem Kolumban in den entbehrungsreichen Tagen der Neugründungen in den Vogesen seine Mönche so oft getröstet hatte: „Ich bin jung gewesen und bin alt geworden und habe nie den Gerechten verlassen oder seine Kinder um Brot betteln gesehen" (Ps. 36, 25). Prokula, eine gottesfürchtige und wohlhabende Frau, die in einiger Entfernung von Nantes auf ihren Gütern wohnte, hatte von der Ankunft und der traurigen Lage der Fremdlinge gehört und sandte ihnen sofort hundert Maß Malz, zweihundert Maß Weizen und einige Fässer Wein. Der Kellermeister war außer sich vor Freude und eilte mit lautem Jubel zu Kolumban. „Laß es gut sein", sagte dieser, „und rufe vielmehr die Brüder zusammen, daß sie alle auf ihren Knien für die edle Wohltäterin zu Gott bitten und ihm danken, der die Seinen in der Not nie verläßt und dessen Wort sich immer bewährt: ‚Wer gibt, dem wird

gegeben.' Wie wunderbar ist doch die Güte des Schöpfers! Er läßt seine Diener die Qualen des Hungers erdulden, auf daß sie seine Freigebigkeit besser würdigen; er unterwirft sie der Prüfung, um sie zu innigerer Dankbarkeit, zu festerem Vertrauen zu erziehen!" [1]

Während der langen Tage vergeblichen Wartens auf das Schiff, das ihn gegen seinen Willen in seine Heimat zurückbringen sollte, waren Kolumbans Gedanken mehr denn je mit den verwaisten Gemeinden in den Vogesen beschäftigt. Wie eine Mutter ihres Kindes, das sie in Schmerzen geboren, nicht vergessen kann, so blieb auch er in Gedanken mit seinen geistlichen Söhnen stets verbunden, die Gott ihm unter tausend Prüfungen und Kämpfen geschenkt. Leiden und Trübsale hatten seine väterliche Sorge um sie nur noch vermehrt und geläutert. Seine Abreise war so plötzlich gekommen, daß es ihm unmöglich gewesen war, Anordnungen für die zukünftige Leitung seiner Klöster zu treffen. Vielleicht hatte er auch mit der Möglichkeit einer Sinnesänderung des Königs gerechnet. Jedenfalls hatte er die Hoffnung nie ganz aufgegeben, früher oder später in seine geliebte Waldeinsamkeit zurückkehren zu können. Da wurde eines Tages gemeldet, daß ein Kauffahrteischiff zur Abreise nach Irland bereitliege, und so sah er sich auch in dieser Erwartung getäuscht.

Nie werde er Luxeuil wiedersehen, sagte er sich, und er hatte bis jetzt noch keinen Nachfolger bestimmt. Sich selbst überlassen, würden die Mönche auch den rechten Mann zu ihrem Abte wählen? — einen Mann, der den irischen Überlieferungen treubleiben, der nicht zum Feinde übergehen

[1] V. Col. I, 22, 203 ff.

würde? Der Osterstreit hatte Zwiespalt in die Reihen der Brüder gebracht, und dieses Ärgernis mußte um jeden Preis entfernt werden; denn ein Haus, das wider sich selbst uneins ist, kann nicht bestehen. Diese Erwägungen sowie das Bedürfnis, ihnen sein Herz auszuschütten, das getäuschte Hoffnungen und mißlungene Pläne quälten, drängten ihn, bevor er das Land seiner Pilgerfahrt verließ, ein Schreiben an seine Mönche zu richten[1]. „Dieser Brief", sagt Montalembert, „dunkel, verworren, leidenschaftlich, von tausend Erinnerungen, tausend verschiedenen Aufwallungen zerstückt wie er ist, ist nichtsdestoweniger das vollständigste Denkmal, das Kolumban selbst uns von seinem eigentümlichen Geiste und seinem Charakter hinterlassen hat."

„Seinen geliebten Söhnen und Zöglingen, seinen Brüdern im einfachen Leben, allen seinen Mönchen, Kolumban der Sünder, Heilgruß im Herrn.

Friede sei mit euch — der Friede, den der Herr seinen Jüngern wünschte — und ewige Liebe. Gott allein weiß, wie besorgt ich um euer Wohlergehen bin, und wie gerne ich euch in der heiligen Wissenschaft fortschreiten sehen möchte. Da nun ‚um des Wortes willen' Trübsal und Verfolgung über uns gekommen sind, ist nur eine Mahnung am Platze: Bewähret euch, damit ihr nicht jenem steinigen Boden gleichet, der auf seiner dünnen Krume den empfangenen guten Samen nicht ernähren konnte; damit man nicht von euch sage: ‚Wenn Trübsal und Verfolgung kommt, nehmen sie sogleich Anstoß' (Matth. 13, 21). Wir wissen, daß wir das Wort des Herrn mit Freuden aufgenommen haben; hüten wir uns, daß es nicht bloß eine Zeitlang dauert.

[1] MG. Ep. III 166.

Ausdauer tut uns not, damit unser Glaube in seiner Bewährung köstlicher als Gold erfunden werde (Hebr. 10, 16. 1 Petri 1, 7).

Ihr wisset, nicht um hinfälliger Dinge willen, sondern für das Reich des Himmels wurde der Kampf unternommen — ein Kampf, der keineswegs neu ist. Von sich aus verfolgen euch die Menschen nicht: die bösen Geister sind in denen, die euch um eure geistigen Güter beneiden; ergreifet wider sie die Waffen Gottes, und mit den Pfeilen eifrigen Gebetes bahnet euch den Weg zum Himmel.

Aber merket wohl: soll euer Gebet vor Gott wirksam sein, dann müßt ihr unter euch selber einig sein. Denn weit besser wäre es, ihr wohntet nicht beisammen, wenn nicht alle das gleiche Wollen und Nichtwollen beseelt. Darum befehle ich, daß alle, die mit mir von Herzen übereinstimmen wollen und meine Gesinnung kennen und lieben, Athala als meinen rechtmäßigen Nachfolger anerkennen. Ich lasse ihm jedoch die freie Wahl, bei euch zu bleiben oder zu mir zu kommen. Will er zu mir kommen — und mit Gottes Hilfe wird er bald Gewißheit in dieser Sache erlangen —, dann soll Waldelen euer Vorstand sein. Inzwischen hüte sich ein jeder von euch, wer immer er auch sei, dem eigenen Willen oder Gutdünken zu folgen; denn viel haben uns jene geschadet, die unter uns ihre eigenen Wege gingen.

Entferne unverzüglich, geliebter Athala, aber in Liebe und Frieden, alle, welche die Einigkeit im Innern trüben; nur ehre den Libran und behalte stets den Waldelen; wenn er bei euch ist — möge Gott ihn mit seiner Gnade segnen und ihn demütig machen —, gib ihm an meiner Statt den Kuß, den ich in der Eile des Abschieds ihm nicht mehr

selbst geben konnte. Kannst du den Seelen nützlich sein, dann bleibe, wo du bist; drohen aber Gefahren, dann komme zu mir — ich spreche von Gefahren der Zwietracht; denn ich fürchte, daß der Streit wegen der Osterfrage aufs neue ausbrechen wird, und daß unsere Feinde euch entfernen werden, wenn ihr nicht zu ihnen haltet; denn da ich nun nicht mehr bei euch bin, werden sie glauben, daß ihr ihnen nicht widerstehen werdet. Darum seid vorsichtig in euern Reden bei andern, und bewahret vor allem die Einigkeit unter euch selbst. Denn was nützt es, in einem Körper vereinigt zu sein, wenn man nicht auch eines Sinnes ist?

Was mich betrifft, das Herz blutet mir, meine Seele ist zerrissen, ich gestehe es; denn weil ich allen helfen wollte, bekämpften sie mich ohne Grund, und weil ich allen vertraut habe, bin ich fast ein Tor geworden; darum sei du nun klüger. Ich möchte dich nicht unter der Last sehen, die mir so viel Schweiß ausgepreßt hat[1]. Aus meinem Schicksal hast du gelernt, daß nicht alle Warnungen für alle passen, denn die Charaktere der Menschen sind sehr verschieden. Dieser Verschiedenheit wirst du Rechnung tragen; zum Wohle derer, die dir mit Treue und Liebe ergeben sind, wirst du dich vervielfältigen — und doch mußt du sogar bei ihrer Liebe auf der Hut sein, denn auch sie könnte eine Gefahr für dich werden. Laß dein Herz nur von einem Gedanken geleitet sein, der auch mich stets beseelte, nämlich das Heil der Seelen und die Verherrlichung des Herrn und seiner Kirche.

Die, welche meine Gesinnung bewahrt haben, mögen fortfahren, Gott nach der Regel zu dienen; dann werden sie

[1] Vgl. Horatii I. Sat. IX, 21; II. Ep. I, 169.

immer weiser und frömmer werden, wenn anders sie die Demut und Milde üben. Solche dagegen, die aufrührerisch sind, sollen entlassen werden: die Gehorsamen sollen die Erben sein. Dies sollst du und sollen alle beachten, die ganz mir angehören; und so zahlreich ihr auch seid, alle sollen auf denjenigen ihre Blicke richten, der Gott an dem Altar dient[1], den der heilige Bischof Aidus geweiht hat.

Dies schreibe ich euch, weil ich noch in bezug auf die Zukunft im unklaren bin. Meine erste Absicht war, zu den heidnischen Völkern zu gehen und ihnen das Evangelium zu verkünden; als man mir aber ihre Lauheit und Gleichgültigkeit schilderte, ist mir die Lust dazu beinahe vergangen.

Ich wollte dir anfänglich, lieber Athala, einen Brief voll Trauer und Tränen schreiben; aber da ich bedenke, wie dein Herz unter der Last der Sorgen und Mühen ohnehin seufzt, habe ich den Ton geändert und versucht, deine Tränen eher zurückzuhalten, als sie hervorzurufen. Ich habe nach außen nur die Milde gezeigt und halte allen Schmerz im Grunde meiner Seele gefesselt. Aber da fließen meine eigenen Tränen! Ich muß und ich will sie zurückdrängen: es steht dem wackern Krieger übel an, im Angesichte des Kampfes und der Gefahr zu weinen. Alles wohl erwogen, ist, was uns widerfahren, auch nichts Neues. Haben wir es nicht selbst sozusagen tagtäglich vorausgesagt? Hat es nicht ehemals einen Philosophen gegeben, weiser als alle andern, der ins Gefängnis geworfen wurde, weil er entgegen der allgemeinen Ansicht behauptete, es gebe nur einen Gott? Und übrigens sind die Evangelien ganz angefüllt von Er-

[1] D. h. auf den jeweiligen Abt oder Vorsteher.

munterungs- und Troſtgründen für uns; ſind ſie doch hauptſächlich deswegen geſchrieben, um den wahren Jüngern des Gekreuzigten zu zeigen, wie ſie ihm mit ihrem Kreuze nachfolgen ſollen. Welch herrliches Beiſpiel hat der Herr uns hinterlaſſen, der freiwillig das Kreuzesgerüſt beſtieg! Glückſelig, wer teil hat an ſeinen Leiden und an ſeiner Erniedrigung!

Doch es genügt nicht, mit Chriſtus zu leiden; wir müſſen ausharren in unſern Leiden, denn nur wer ausharrt bis zum Ende, der wird ſelig werden (Matth. 10, 22). Aber um ausharren zu können, flehe ein jeder Gott um ſeinen Beiſtand an, denn ‚es liegt nicht an jemandes Wollen oder Laufen, ſondern an Gottes Erbarmen‘ (Röm. 9, 16). ‚Beſſer iſt Gottes Barmherzigkeit als das Leben des Menſchen‘ (Pſ. 62, 4), wie gut es auch immer ſein mag. Wer aber ſein Elend vor Gott nicht bekennt, noch eingeſteht, daß er aus ſich zu ſeinem Heile nichts tun kann, der verdient Gottes Barmherzigkeit nicht. Wenn er ſich auch bewußt iſt, gute Werke vollbracht zu haben, ſo muß er doch ſtets das Gericht Gottes fürchten, ſtets ſeine Vergehen beweinen und ſein ganzes Vertrauen auf Gott allein ſetzen. Je demütiger dieſes Vertrauen, deſto wohlgefälliger wird es Gott ſein; denn ‚der Herr hat Wohlgefallen an denen, die ihn fürchten, und an denen, die auf ſeine Barmherzigkeit hoffen‘ (Pſ. 146, 11). Durch ſeine eigene rechte Hand wird niemand gerettet (Job 40, 9); jeder aber gebrauche ſeine Fähigkeiten — die auch ein unverdientes Geſchenk Gottes ſind — in Furcht und Zittern, und führe ſtets das Gebet des Pſalmiſten auf den Lippen: ‚Verwirf mich nicht von deinem Angeſichte und laſſe mich nicht weichen von deinen Geboten‘ (Pſ. 50, 13; 118, 10).

So laßt uns denn auf der königlichen Bahn der Kreuzigung des Fleisches und der Buße des Herzens zur Stadt Gottes emporsteigen durch Mühen des Leibes, durch Verdemütigung des Geistes, durch eifrige Pflichterfüllung, und was noch mehr ist, durch die Gnade Gottes, durch Glaube, Hoffnung und Liebe.

Die Gefahren, die uns drohen, sind zahlreich, aber herrlich auch der Lohn nach bestandenem Kampfe. Erkenne des Kampfes Grund, verkenne den mächtigen Feind nicht, noch die Freiheit, die dein Wille besitzt. Wo kein Feind, da kein Kampf; wo kein Kampf, da kein Sieg und keine Krone; wo keine Freiheit, da keine Würde. Wo aber Kampf ist, da muß auch, soll der Sieg uns winken, Mut sein, Wachsamkeit, Eifer, Ausdauer, Treue, Weisheit, Festigkeit, Klugheit. So viele Widerwärtigkeiten auch auf uns eindringen, mein lieber Athala, Gottes Beistand wird uns Schwachen zum Siege verhelfen. . . .

Während ich schreibe, meldet man mir, daß das Schiff, auf dem ich wider meinen Willen in mein Vaterland zurückgebracht werden soll, zur Abfahrt bereitliege. Es hindert mich aber niemand, zu fliehen, ja man scheint sogar meine Flucht zu wünschen. Doch sollte ich ins Meer geworfen werden wie Jonas, dessen Name im Hebräischen auch columba (Taube) bedeutet, so betet, daß statt eines Walfisches ein Seemann euern Jonas glücklich birgt und dem ersehnten Lande wiedergibt.

Nun nötigt mich das Pergament, meinen Brief zu schließen, obwohl die Fülle des Stoffes noch viel größeren Raum forderte. Die Liebe weiß nichts von Ordnung; darum ist auch mein Schreiben so verworren. Ich wollte in aller Kürze alles sagen; allein alles sagen konnte ich nicht, schon

wegen der Meinungsverschiedenheiten unter euch. Gottes Wille möge in allem geschehen. Kommt nicht zu mir bloß von der Sehnsucht nach mir getrieben, sondern nur wenn die Notwendigkeit es erheischt. Mißbrauchet meine Abwesenheit nicht, um Unordnung anzustiften, noch um eine Freiheit zu erlangen, die nur zur Sklaverei der Sünde führen würde. Wer die Einigkeit liebt, der ist mein Mann, nicht aber wer Zwiespalt sät: ‚Wer nicht mit mir sammelt, der zerstreut' (Luk. 11, 23). Wenn ihr wahrnehmet, daß das Leben der Vollkommenheit immer mehr abnimmt und das Schicksal mich länger von euch fernhält, suchet einen andern Ort, wo ihr den Kampf gegen die Sünde und die Fallstricke des Teufels mit mehr Erfolg führen könnt. Sollte Athala zu eurer Leitung nicht der rechte Mann sein, so sei derjenige euer Vorstand, welchen ihr alle hierfür in freier Wahl bestimmt. Gefällt euch aber euer jetziger Aufenthalt und baut Gott das Haus mit euch, so mehret euch mit seinem Segen zu tausend und aber tausend Seelen.

Betet für mich, Geliebteste meiner Seele, auf daß ich Gott lebe."

Als das Schiff segelfertig war, befahl Kolumban seinen Gefährten, sich einzuschiffen; er selbst wollte auf einem Nachen die Loire hinabfahren und das Schiff erst an der Mündung besteigen. Mit günstigem Winde segelte der Kauffahrer aus dem Hafen; doch bevor er die offene See gewinnen konnte, entstand ein furchtbarer Sturm und warf ihn mit so großer Gewalt zurück, daß er wie festgemauert auf dem Strande sitzen blieb. Drei Tage lang waren alle Bemühungen, das Schiff flottzumachen, erfolglos. Schließlich glaubte der Schiffsherr, das Unglück habe ihn um der Mönche willen, die er mitführte, getroffen, und er ließ sie

und ihr Gepäck wieder ans Land bringen. Bald darauf befreite die wiederkehrende Flut sein Fahrzeug, und er segelte froh und freudig von dannen[1].

Das königliche Geleite, das die Verbannten nach Nantes gebracht, hatte sich unterdessen auf den Heimweg gemacht, und da sonst niemand sie zu belästigen wagte, waren sie ihre eigenen Herren und konnten ihren Weg nehmen, wohin sie wollten[2].

11. Auf dem Wege nach Metz.

Das Stranden des Schiffes war für Kolumban ein Zeichen vom Himmel, daß er nicht in sein Vaterland zurückkehren solle. Warum sollte er die dargebotene Gelegenheit nicht benutzen, um sich in Sicherheit zu bringen? Theuderich und Brunhilde hatten damals Dringenderes zu tun, als sich um die Bewegungen einer Handvoll fremder Mönche zu bekümmern, die sie aus ihrem Reiche vertrieben. Theudebert hatte die Rückgabe des Elsasses an die austrasische Krone verlangt, zu der es früher gehört hatte. Als Theuderich sich weigerte, herauszugeben, was er von seinem Vater Childebert geerbt hatte, warf Theudebert ein starkes Heer in die begehrte Provinz. Nach einigen Kämpfen, die keiner Seite bemerkenswerte Vorteile brachten, ward von den Großen beider Reiche beschlossen, den Streit der Könige durch einen Urteilsspruch der Franken in der Burg Saloissa (Seltz am Rhein) zu schlichten. Theuderich erschien mit 10000 Mann, Theudebert aber rückte mit einem noch größeren Heere herbei, um eine Schlacht zu liefern. Auf diese Weise überlistet,

[1] V. Col. I, 23, 205 f. [2] Ebd.

mußte der Burgunder das Elsaß, den Sundgau, Thurgau und Kembsgau an seinen Bruder abtreten. Gleichzeitig machten die Alamannen, die zu Austrasien gehörten, einen Einfall in die burgundische Schweiz, schlugen Theuderichs Heere und verwüsteten das Land mit Feuer und Schwert[1].

Gerüchte von diesen Ereignissen waren auch bis Nantes gelangt und wirkten ohne Zweifel mitbestimmend auf Kolumbans Zukunftspläne. Er verweilte noch einige Tage in seiner bisherigen Wohnung und begab sich dann nach Soissons an den Hof Chlotars II. von Neustrien. Dieser nahm die Flüchtlinge mit großem Wohlwollen auf — waren doch ihre Feinde auch seine Feinde — und bat sie dringend, in seinem Lande zu bleiben und unter seinem Schutz ein neues Luxeuil zu gründen. Kolumban ging auf das Anerbieten nicht ein, weil er daraus für Chlotar verhängnisvolle Verwickelungen mit dem Hofe von Burgund befürchtete. Auch war die alte Wanderlust aufs neue in ihm erwacht, und sein Herz sehnte sich nach Italien und der Hauptstadt der Christenheit. Dem Wunsche seines königlichen Gönners entsprach er jedoch insoweit, daß er Potentinus, einen seiner tüchtigsten Schüler, in seinem Reiche zurückließ mit dem Auftrag, ein Kloster nach der Regel von Luxeuil zu gründen[2]. Für sich selbst begehrte er nur ein bewaffnetes Geleite bis zum Hofe Theudeberts, was ihm auch bereitwillig zugesagt wurde.

Während Kolumban am neustrischen Hofe weilte, kamen Gesandte von Theudebert und Theuderich, die beide bemüht waren, sich Chlotars Beistand für den bevorstehenden Entscheidungskampf zu sichern. Der Neustrier war auch geneigt, den einen gegen den andern zu unterstützen, und fragte hierüber

[1] Fredegar, Chron. IV 37. [2] V. Col. I, 21, 199.

Kolumban um Rat. „Laß dich mit keinem ein", gab ihm der Heilige zur Antwort; „binnen drei Jahren werden die Reiche beider dir zufallen." [1]

Doch Kolumban besaß nicht bloß die Prophetengabe, den Schleier der Zukunft zu durchdringen, es brannte auch in ihm der echte Propheteneifer für die Ehre Gottes und die Beobachtung seiner Gebote. Mit seinem gewohnten Freimut machte er den König auf die an seinem Hofe herrschenden Laster aufmerksam, und er hatte die Genugtuung zu sehen, daß seine Mahnungen nicht auf unfruchtbares Erdreich fielen: der König war nicht nur nicht erzürnt über die Zurechtweisung, sondern nahm sie mit Demut an und versprach, sein Bestes zu tun, um die gerügten Mißstände zu beseitigen.

Unter dem Schutze des königlichen Geleites machte sich sodann Kolumban mit seinen Gefährten auf den Weg nach Metz. Die Vorsehung, die ihn bisher so sichtbar beschützt und geleitet hatte, war auch fernerhin für sein Wohlergehen besorgt und erweckte ihm überall mächtige und treuergebene Freunde. In Meaux, wohin sie über Paris gelangten [2], wurden die Reisenden von dem Edelmann Chagnerich, einem Freunde und Ratgeber Theudeberts, mit großer Freude empfangen und genötigt, einige Tage auf seinem Landsitz Pipimisiacum zu verweilen. „Wer einen Propheten aufnimmt im Namen eines Propheten, wird Prophetenlohn empfangen, und wer einen Gerechten aufnimmt im Namen eines Gerechten, wird den Lohn eines Gerechten empfangen" (Matth. 10, 41). Diese feierliche Verheißung des Heilandes ging an Chagnerich in reichem Maße in Erfüllung. Nicht

[1] Fredegar a. a. O. 38. V. Col. I, 24, 207.

[2] V. Col. I, 25, 208 ff.

weniger als drei Heilige brachten in der Folgezeit seinem Hause unvergänglichen Ruhm. Seine Tochter Burgundofara, für die seine Gattin Leubegunde Kolumbans besondern Segen erbeten hatte, gründete später mit ihrem väterlichen Erbe das Kloster Evoriacas oder Faremoutier, wie es nach ihr benannt wurde. Bald wurde es so berühmt, daß selbst die sächsischen Könige von England ihre Töchter zur Erziehung dorthin sandten[1]. Burgundofaras ältester Bruder Chagnoald schloß sich Kolumban an, wurde dessen vertrauter Freund und Gehilfe und starb im Rufe der Heiligkeit als Bischof von Laon (633). Ein anderer Bruder, Faro, schlug zunächst mit Auszeichnung die Schlachten seines irdischen Königs, stellte sich dann ganz in den Dienst seines himmlischen Meisters und schloß hochbetagt als Bischof von Meaux sein an heiligen Werken reiches Leben.

Von Chagnerich selbst geleitet, überschritt Kolumban die Hochebene, die das rechte Ufer des Grand-Morin bildet, stieg dann hinab ins Marnetal und nahm Einkehr im Hause eines andern fränkischen Großen namens Authar, der ein Verwandter Chagnerichs war und wie dieser im Dienste Theudeberts stand[2]. Auch diesem Hause brachte der Besuch des Heiligen unschätzbaren Segen. Authar hatte drei Söhne, Ado, Rado und Dado, von denen zwei noch ganz jung waren. Auf die Bitte ihrer Mutter Aiga segnete Kolumban die Kinder, und sein Segen begleitete sie durch ihr ganzes Leben. Solange sie in der Welt lebten, brachte er ihnen Ruhm und Ansehen, und endlich trieb er sie, den verlockenden Aussichten, die ihnen königliche Gunst darbot, den Rücken zu kehren und Talente und Glücksgüter dem Dienste Gottes

[1] Beda, H. E. III 8. [2] V. Col. I, 26, 209 f.

zu weihen. Ado brach zuerst mit den Herrlichkeiten und Freuden der Welt: auf einer Anhöhe, die den Lauf der Marne beherrscht, gründete er das Kloster Jouarre, wo er die Regel Kolumbans einführte und selbst als Mönch eintrat. Rado, der Schatzmeister des Königs Dagobert geworden war, folgte dem Beispiel seines Bruders und verwendete gleichfalls einen Teil seines väterlichen Erbes zur Gründung eines zweiten Klosters an der Marne, das nach ihm Radolium (Reuil) genannt wurde. Um das Jahr 635 verließ auch Dado oder Audoenus den Hof Dagoberts, wo er das wichtige Amt eines Referendars oder Siegelbewahrers bekleidet hatte, und errichtete mit Hilfe seiner Brüder in den Wäldern von Brie ein Kloster nach dem Muster von Luxeuil. Er selbst nannte seine Stiftung Jerusalem, als ein Symbol des Friedens und der brüderlichen Eintracht sowie des Lebens der Betrachtung himmlischer Dinge, denen es gewidmet sein sollte; das Volk aber gab ihm den Namen Resbach (Rebais), nach dem Waldbächlein, an dessen Ufern es erbaut war. Zum ersten Abte ernannte er Agilus von Luxeuil, in dem ihm Kolumbans Geist am besten fortzuleben schien. Im Jahre 641 wurde Audoenus Bischof von Rouen und leitete während annähernd zweiundvierzig Jahren diese wichtige Diözese mit seltenem Geschick. Das religiöse Leben erneuerte er durch zahlreiche Klostergründungen. Eine derselben hat in Rouen selbst seinen Namen verewigt in der wunderbaren Basilika von St. Ouen, die bis heute das volkstümlichste Denkmal in der Normandie geblieben ist.

So sehen wir, wie Kolumbans prophetische Worte bereits in Erfüllung gingen: weit entfernt, den Untergang seines Werkes herbeizuführen, gab seine Verbannung vielmehr den

Anstoß zu seiner weiteren Ausbreitung und glänzenderen Entfaltung. Der Herr „hatte seine Gefangenschaft gewandt gleich dem Bache im Mittagslande. Die mit Tränen säen, werden ernten mit Frohlocken. Sie gehen und weinen und streuen ihren Samen; aber sie kommen mit Jubel und tragen ihre Garben" (Ps. 125, 4—6).

Dritter Teil.

In deutschen Landen.

1. Kolumban wird Missionär. Der Schauplatz seiner Tätigkeit.

Nach langer Wanderung erreichte Kolumban endlich die Stadt Metz und wurde von König Theudebert mit Ehren empfangen. Von Luxeuil kamen bald mehrere Brüder, unter andern Athala und Eustasius, herüber, um ihren geliebten Meister zu begrüßen und über die Zukunft mit ihm zu beraten. Wie früher Chlotar, so wollte nun auch Theudebert den Abt in seinem Reiche zurückhalten. Heidnische Stämme, sagte er ihm, welche der Predigt des Evangeliums bedürften, finde er überall in nächster Nähe, besonders jenseits des Rheins und im Alamannenlande. Er sei bereit, fügte er hinzu, ihm innerhalb der Reichsgrenzen einen passenden Ort für diesen Zweck zu überlassen. Kolumban, dessen sehnlichster Wunsch es stets gewesen war, den Heiden das Licht des Evangeliums zu bringen, ging mit Freuden auf das Anerbieten ein. „Wenn du dein Versprechen hältst", erklärte er, „und mich tatkräftig unterstützest, so werde ich mich gern auf längere Zeit in deinem Reiche niederlassen und es versuchen, in das Herz des Nachbarvolkes den Samen des Glaubens auszustreuen." Die Gegend am südlichen und östlichen Ufer des Bodensees wurde ihm als überaus schön und für eine klösterliche Niederlassung durchaus geeignet

empfohlen; er beschloß darum, sich mit den Seinen unverzüglich dorthin zu begeben[1].

Vom König mit einem Trupp kräftiger Ruderknechte versehen, fuhren die Missionäre die Mosel hinab bis Koblenz, wo sie sich ausruhten und neue Kraft für die lange Rheinfahrt schöpften. Als Kolumban zusah, wie die Schiffsleute jede Sehne und Muskel spannten, um dem reißenden Strom die Spitze zu bieten, fiel ihm der Kehrreim eines alten Ruderliedes ein:

Heia viri! nostrum reboans echo sonet heia!

Um die Leute bei ihrer schweren Arbeit aufzumuntern und ihnen zugleich eine heilsame Lehre in angenehmer Weise beizubringen, änderte er auf der Stelle das heidnische Lied in ein christliches um, indem er vier ganz neue Strophen hinzufügte mit dem schönen Refrain:

Vestra, viri, Christum memorans mens personet heia![2]

I.

1. Sieh, wie gleitet der Kiel, aus dem Holze des Waldes geschnitten,
Glatt durch des Doppelrheins Fluten hinaus in des Ozeans Wogen.
Wacker, ihr Männer, Glückauf! kling's freudig im Echo uns wider.

2. Sturmwind türmet die Wasser, es wütet ein frostiger Schauer;
Kundiger Ruderer Kraft bezwingt und meistert ihr Toben.
Wacker, ihr Männer, Glückauf! kling's freudig im Echo uns wider.

3. Denn am kernigen Streben zerschellen die wilden Gewalten,
Alles bezähmt frischer Mut, und Sieg krönt rastloses Ringen.
Wacker, ihr Männer, Glückauf! kling's freudig im Echo uns wider.

4. Ausgeharrt und euch selbst glückseligen Tagen bewahret,
O die ihr Schweres trugt, auch dies wird enden die Gottheit![3]
Wacker, ihr Männer, Glückauf! kling's freudig im Echo uns wider.

---

[1] V. Col. I, 27, 211. [2] S. Anhang II, 14.
[3] Aen. I 207 199.

II.

5. Ähnlich der höllische Feind, der neidvoll die Herzen ermüdet,
Durch der Versuchungen Qual den Frieden der Seele erschüttert.
Streiter des Herrn, Glückauf! sei Schlachtruf euch gläubigen Sinnes.

6. Steht in erhabenem Mut und verachtet die Ränke des Feindes.
Wacker die Waffen zur Hand, der Tugenden wirksame Schutzwehr!
Streiter des Herrn, Glückauf! sei Schlachtruf euch gläubigen Sinnes.

7. Alles besiegt tiefgründender Glaube und preiswerter Eifer;
Und, der seit Anbeginn Feind, zerbricht auf der Flucht die Geschosse.
Streiter des Herrn, Glückauf! sei Schlachtruf euch gläubigen Sinnes.

8. Und der Tugenden König, der Welten Urquell, die Allmacht,
Preise verheißt er dem Kämpfer, den Sieger glänzend belohnt er.
Streiter des Herrn, Glückauf! sei Schlachtruf euch gläubigen Sinnes.

Die Fahrt dauerte viel länger, als sie vorausgesehen. Daher waren die Reisenden ohne alle Lebensmittel, als sie in Mainz ankamen. Die Schiffsleute sagten, sie hätten Freunde in der Stadt, die ihnen das Nötige für die Weiterreise gerne geben würden. Doch sie täuschten sich: es fand sich niemand, der willens war, die Fremdlinge zu unterstützen. So kehrten sie ganz niedergeschlagen zu ihrem Fahrzeug zurück. „Laßt mich einen Versuch machen", sprach darauf der Abt; „ich habe einen Freund hier, der mich nicht abweisen wird." Alle wunderten sich, wie jemand, der niemals in Mainz gewesen, von einem guten Freunde daselbst sprechen könne. Er aber stieg wohlgemut aus und schlug den Weg zur Kirche ein, um bei dem Freunde, der ihn schon so oft erhört, anzuklopfen und seine und seiner Genossen Not zu klagen. Dieser ließ auch nicht lange auf sich warten. Während Kolumban noch im Gebete auf den Knien lag, kam Lesio, der Bischof der Stadt[1], in die Kirche.

[1] Über ihn vgl. Fredegar, Chron. IV 38.

Als er den fremden Mönch erblickte, trat er auf ihn zu und fragte ihn, wer er sei. „Ich bin ein Wanderer aus dem fernen Westen", entgegnete Kolumban. — „Wenn du am Nötigen Mangel leidest", sagte darauf der Bischof, „so gehe in meine Wohnung und nimm mit dir, soviel du bedarfst." Seinen Freunden erklärte später der Bischof, er sei früher um die Unterstützung der Hilfsbedürftigen nicht sonderlich besorgt gewesen; auch sei er ohne jegliche Veranlassung, allein auf göttliche Weisung hin, zur Kirche gegangen[1].

War auch Kolumban nur vorübergehend mit Mainz in Verbindung getreten, so verdient sein Besuch dennoch Beachtung. Die freundliche Aufnahme, die ihm zuteil geworden, mußte seinen Genossen und den späteren Irenmönchen, die sein Leben kannten, ein Wink sein, daß in der Stadt selbst bei bleibender Niederlassung ein gewisses Entgegenkommen ihnen nicht fehlen würde. Tatsächlich errichteten irische Pilger im 8. Jahrhundert eine Klosterkirche in Mainz, die später in die Pfarrkirche zu St. Paul umgewandelt wurde; 1657 mußte sie leider den neuen Festungswerken weichen. Im Jahre 1069 kam der berühmte irische Chronist Marianus Scottus nach Mainz, wo er als Klausner in einem Gebäude am Dom den Rest seines Lebens verbrachte. Noch im 12. Jahrhundert hören wir von Iren, die mit dem Wanderstab von dem äußersten Endpunkte der Welt nach der Goldenen Stadt am Rhein kamen und in Erzbischof Arnold v. Selenhofen einen Vater und Beschützer fanden.

Von Mainz fuhren die Reisenden weiter nach Worms und Speier, beide damals noch unbedeutende Ortschaften, und gelangten bei Selz auf alamannisches Gebiet. Da

[1] V. Col. I, 27, 212 f.

Kolumban die nächsten zwei bis drei Jahre seines Lebens unter den Alamannen zubringen wird, dürfte es am Platze sein, einen Blick auf die wechselvollen Geschicke dieses mächtigen deutschen Volksstammes zu werfen.

Die Alamannen oder Sueven, deren ursprüngliche Wohnsitze wohl an der Spree zu suchen sind, tauchten zu Anfang des 3. Jahrhunderts in den Maingegenden auf. Caracalla will sie bei Mainz im Sommer des Jahres 213 geschlagen haben; Dio Cassius dagegen behauptet, der Kaiser habe den Frieden von ihnen erkauft. Wie dem auch sei: wenn wir wieder von den Alamannen hören, haben sie das Siegen bereits gründlich gelernt. Unter Kaiser Gallienus (260—268) durchbrachen sie den römischen Grenzwall und nahmen Besitz von dem sog. Zehentland im südwestlichen Deutschland. Bald dehnten sie ihre Beutezüge über den Rhein nach Gallien und südwärts bis nach Ravenna aus. Probus (276—282) warf sie zwar über den Neckar und die Alb zurück und schloß den Grenzwall gegen sie, aber sie kehrten bald wieder mit verstärkten Kräften und noch keckerem Mute. Zu Beginn des 4. Jahrhunderts finden wir sie in vollem Besitz der Landstriche auf dem rechten Ufer des Oberrheins, und alle Bemühungen der Römer, sie daraus zu vertreiben, blieben erfolglos. Julians und Valentinians Siege bei Straßburg und Metz waren nur vorübergehende Erfolge, die Gallien eine Zeitlang gegen die Einfälle der Alamannen sicherten. Gratian (375—383) war der letzte römische Kaiser, der den Versuch machte, dem Reiche das Zehentland wiederzugewinnen. Er schlug die Alamannen bei Argentaria (Horburg) an der Ill, ging bei Breisach über den Rhein und drang bis weit in den Schwarzwald vor. Kaum hatte er jedoch seine Legionen zurückgezogen, da setzten auch schon

die Alamannen wieder über den Rhein und ließen sich im heutigen Elsaß nieder.

Um die Mitte des 5. Jahrhunderts fiel der westliche Teil Vindeliciens mit Augsburg in die Hände der Alamannen, und hier kamen sie zum erstenmal mit einer organisierten Christengemeinde in Berührung, ohne jedoch dadurch dem Christentum selbst näherzutreten. Wie es scheint, machten die arianischen Goten die ersten Bekehrungen unter ihnen; denn im 5. Jahrhundert hören wir von einem alamannischen Fürsten namens Gibuld, der sich zum Arianismus bekannte. Nur wenige werden diesem Beispiel gefolgt sein. Überhaupt machte das Christentum in irgendeiner Form keine nennenswerten Fortschritte unter dem Volke, solange dieses seine nationale Unabhängigkeit bewahrte.

Gegen Ende des 5. Jahrhunderts stießen die Alamannen, als sie vom Elsaß und von der Maingegend die Rheinlande besetzten, mit dem mächtigen fränkischen Bunde zusammen. Anfangs errangen sie einige Vorteile und drangen bis Köln, Jülich, Aachen und Maastricht vor. Da entschied Chlodwig den Kampf um die Vorherrschaft zugunsten der Franken. Auf dem blutigen Felde von Zülpich (496) fiel der Alamannenfürst mit der Blüte seines Volkes; die Überreste ergaben sich dem Sieger auf Gnade und Ungnade unter dem Rufe: „Schone des Volkes! wir sind dein!“ Darauf verließen die Nordalamannen ihre Wohnsitze am Mittelrhein und sammelten sich unter dem Schutze Theoderichs des Großen im oberen Donau- und Rheingebiet. Im Jahre 536 trat Vitigis das auf diese Weise entstandene gotische Alamannien an Theudebert I. von Austrasien ab. Von dieser Zeit an teilte das Alamannenland, das ungefähr das heutige Elsaß, Baden, Württemberg, Bayern bis zum Lech und einen

großen Teil der Schweiz umfaßte, die Schicksale des fränkischen Reiches.

Als die Franken die Alamannen besiegten, waren beide Völker noch heidnisch; während aber Zülpich die Sieger zum wahren Glauben führte, sollten noch anderthalb Jahrhunderte vergehen, bis auch die Besiegten sich unter das sanfte Joch Christi beugten. Dieser lange Widerstand erklärt sich zum Teil aus ihrer angeborenen Wildheit — dem sprichwörtlich gewordenen „Alamannentrotz". Anderseits ließen ihre neuen Herren mit ihrem angestammten Rechte auch ihre Religion bestehen. Der byzantinische Geschichtschreiber Agathias (gest. 582) unterscheidet die Alamannen in religiöser Beziehung ausdrücklich von den Franken und fügt bei, daß sie Bäume, Gewässer, Hügel und Schluchten verehrten und ihnen Pferde, Ochsen und viele andere Tiere zum Opfer darbrachten. An einem andern Ort bemerkt er, die Alamannen, die unter Theudebert I. den Ostgoten in ihrem Kampfe gegen die Römer zu Hilfe kamen, hätten die christlichen Kirchen geplündert und verwüstet, während die bereits christlichen Franken sie schonten. Somit hing die Masse des Volkes noch um die Mitte des 6. Jahrhunderts dem Heidentum an. Doch schon damals hatten viele Adelige die Religion der Herrscher angenommen, und Agathias spricht die Hoffnung aus, daß in nicht langer Zeit alle ihre Stammesgenossen ihnen folgen würden[1].

Wir hören nur wenig von unmittelbarer Missionstätigkeit unter den Alamannenstämmen vor der Ankunft der Kelten; doch fehlte es nicht an Einflüssen, welche ihnen das Christentum immer näher brachten. Im Osten hatte das

[1] Agathias, Hist. I 7.

Bistum Augsburg den Sturm der alamannischen Eroberung überlebt; im Norden der Schweiz hatte die Reihenfolge der Bischöfe in Augst und Windisch seit den Tagen der römischen Herrschaft keine dauernde Unterbrechung erlitten, während im Süden Bischöfe von Chur noch lange nach dem Rückzug der Legionen erwähnt werden. In der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts wurde das Bistum Windisch nach Konstanz und das von Augst nach Basel verlegt. Um dieselbe Zeit wurde das alte Argentoratum, das von den Alamannen zerstört worden war, unter dem Namen Straßburg wieder aufgebaut und zur Würde einer Bischofsstadt erhoben. Die ersten Inhaber des Bischofsstuhles, Arbogast und Ansoald, waren entweder Franken oder Alamannen. Das Vorhandensein dieser Bistümer beweist, daß die Zahl der Christen in jenen Gegenden recht bedeutend war; ob sich aber viele Alamannen darunter befanden, läßt sich nicht feststellen. Im ältesten, dem 6. Jahrhundert angehörigen Teil des alamannischen Gesetzes wird das Christentum nur einmal erwähnt, während die für die Krieger vorgeschriebene Eidesformel noch die Vorherrschaft des Heidentums bezeugt.

Ein anderer wichtiger Anlaß zur Bekehrung der Alamannen waren die zahlreichen Meierhöfe, welche die fränkischen Könige nach Unterwerfung des Landes an sich zogen und durch christliche Franken verwalten ließen. Die meisten dieser Höfe erhielten mit der Zeit Kapellen mit ständiger Seelsorge; so wurden sie gewissermaßen Missionsstationen für die umwohnende alamannische Bevölkerung. Der regere Verkehr, der sich nun zwischen den fränkischen und alamannischen Gutsbesitzern und Pächtern entspann, kam dem Christentum zustatten. Er hatte aber nicht selten den Nachteil, daß die Neubekehrten bald wieder ins Heidentum zurück-

fielen oder wenigstens ohne Scheu an heidnischen Opfern und Gastmählern teilnahmen.

Im Laufe des 6. Jahrhunderts hatte somit das Christentum nicht unbeträchtliche Fortschritte unter den Alamannen gemacht, aber von einer Verdrängung des Heidentums konnte kaum die Rede sein. Vielmehr hatte die christliche Mission noch eine Riesenarbeit zu leisten, bis sie das arme Volk von dem Dienst, „der mit verruchtem Trug die Welt umwoben", befreite und in die Herzen den Namen dessen einpflanzte, „der zur Erde brachte die Wahrheit, welche uns so hoch erhebt".

Kolumban und seine Gefährten waren von Gott berufen, durch ihren glühenden Seeleneifer und ihre unermüdliche Tätigkeit das Missionswerk mächtig zu fördern und sich einen Ehrenplatz unter den Aposteln der Deutschen zu sichern.

2. Im Herzen der Schweiz.

Nach einer langen und mühevollen Reise kamen unsere Glaubensboten, die wir bei Selz verlassen hatten, endlich in der jungen Bischofsstadt Basel an. Hier trennte sich, nach einer alten Überlieferung[1], Ursicinus von seinen Mitbrüdern. Er ließ sich zuerst an den fruchtbaren Ufern des Bieler Sees nieder, wo er eine kleine Christengemeinde gründete. Dann kam er in die schroffen und jähen, von dichten Tannenwäldern bedeckten Felsschluchten, die den obern Lauf des Doubs beherrschen. Bald sammelten sich dort Schüler in so großer Zahl um ihn, daß er sich ge-

[1] Vgl. Montalembert, Mönche des Abendlandes II 546.

nötigt sah, im Grunde der Talschlucht am Ufer des Flusses, wo breiterer Raum war, Hütten für sie zu bauen. So entstanden Kloster und Stadt St. Urs. Mit den übrigen Mönchen setzte Kolumban die Reise rheinaufwärts fort; aber anstatt nach seinem ursprünglichen Ziel, dem Bodensee, weiterzufahren, verließ er, wahrscheinlich bei Waldshut, den Rhein, folgte dem Lauf der Aare und der Limmat und gelangte nach Zürich.

Das Kastell Turegum, wie Zürich damals hieß, war zur Römerzeit ein nicht unbedeutender Ort gewesen; lag es doch an der großen Handelsstraße, die von Italien über den Septimerberg nach Gallien führte. Die alte Herrlichkeit aber war längst dahin. Die Burg, die Tempel und die andern öffentlichen Gebäude waren nur noch ein Trümmerhaufen, von Gestrüpp und Gebüsch überwachsen. Die lange vernachlässigte Landstraße hatte sich in sumpfige Wiesen verwandelt. Wald bedeckte den Albis und füllte die Talgegenden; der ganze Arbongau war unübersehbares, trauriges Ödland. Die langen Kriege, worin die Römer den freien Alamannen, diese dem Heer der Franken unterlagen, hatten alles der Verwilderung preisgegeben. Nur hin und wieder tauchte ein Weiler oder Gehöft aus der Wildnis auf, wo die Überreste des einstmals so tapfern rätischen Volkes als Leibeigene die Äcker ihrer neuen Herren bebauten.

Ein Bild von entzückender Schönheit bot sich den Augen der naturfrohen Kelten dar, als sie aus dem Waldesdunkel heraustraten und die kristallklare Fläche des Züricher Sees vor sich sahen. Ruhig und friedlich in das liebliche Hügelgelände eingebettet lag er vor ihnen, ewig von den gletschergepanzerten Riesen der Alpenwelt bewacht.

Es war Kolumbans erster Anblick der Alpen, jener

Burgen der Natur mit Riesenwall,
Die mit der Stirn sich in die Wolken wagen,
Wo Ewigkeit bewohnt die Eiseshall',
In kalter Hoheit der Lawine Fall,
Die Schneegewitter ihre Spiele treiben,

und gewiß schlug sein Herz höher und brachen seine Lippen in Lob- und Jubellieder aus: Benedicite glacies et nives Domino, laudate et superexaltate eum in saecula. Benedicite montes et colles Domino, laudate et superexaltate eum in saecula — „Eis und Schnee, preiset den Herrn; lobet und erhebet ihn über alles in Ewigkeit! Berge und Hügel, preiset den Herrn; lobet und erhebet ihn über alles in Ewigkeit!" . . .

Als Xerxes zögerte, so erzählt Herodot, wider Griechenland zu Felde zu ziehen, bewog ihn Mardonios schließlich doch dazu, indem er ihm einredete, unter allen Sterblichen verdiene der Großkönig allein, ein Land von solch wundervoller Schönheit und Fruchtbarkeit zu besitzen. Hatte Kolumban bis dahin noch Zweifel gehegt, ob er die geistliche Eroberung Helvetiens versuchen sollte, so verschwand jedes Bedenken in den Stunden stiller Betrachtung des göttlichen Wunderwerkes, das vor ihm ausgebreitet lag: wer anders als der große König des Himmels verdiente die ungeteilte Herrschaft über dieses Meisterwerk seiner Schöpfung?

Nach einer kurzen Rast in Zürich zogen die Missionäre dem linken Seeufer entlang bis zum Ausfluß der Limmat in den Obersee, wo sich viele Alamannen, von dem milden Klima und der Fruchtbarkeit des Bodens angezogen, niedergelassen hatten. Tuggen, ihr Hauptort, lag am Fuße des Buchberges, dicht an der Linth, die sich damals wie ein

See über das ganze Tal ausbreitete. „Der Ort gefiel ihnen", heißt es in der alten Lebensbeschreibung des hl. Gallus[1], „aber es mißfielen die verkehrten Gewohnheiten der Bewohner, die grausam und boshaft waren, Götzenbilder verehrten, den Dämonen in einsamen Gehölzen Opfer darbrachten, Wahrsagerei, Zauberei und andere abergläubische Dinge trieben." Hier war demnach ein weites Arbeitsfeld für ihren apostolischen Eifer, und kaum hatten sie ihre Zellen auf der Höhe zwischen Tuggen und Wangen errichtet, als sie auch schon anfingen, es mit echt keltischem Ungestüm zu bebauen.

Gallus nahm hier einen hervorragenden Anteil an dem Predigtwerk. Nicht weniger kühn als Kolumban, war er zudem der deutschen wie der lateinischen Sprache mächtig, was ihm in dem rein germanischen Gebiete sehr zu statten kam. Täglich unterrichtete er die Bewohner in den christlichen Wahrheiten, lehrte sie den dreieinigen Gott, den Vater, den Sohn und den Heiligen Geist, anbeten und forderte sie auf, ihre Götzen zu zerstören und von ihren abergläubischen Bräuchen abzulassen. Gleichwohl verharrten die Tuggener, all diesen Belehrungen und Ermahnungen zum Trotz, in ihrem Aberglauben und opferten nach wie vor ihren Göttern Herdenvieh und Pferde. Da ward Gallus von seinem Feuereifer zu rascher Tat hingerissen: er zündete den Götterhain an und schleuderte die zubereiteten Opfergaben in den See. Allein Eifer, der nicht von der Klugheit geleitet wird, führt selten zum erwünschten Ziel. Das ganze Volk geriet über das kühne Vorgehen des Fremdlings in Aufruhr. Seine

[1] Wettinus, Vita S. Galli 5. Über den Wert dieser Vita vgl. Wattenbach, Deutschlands Geschichtsquellen I 119 f.

bisherige Gleichgültigkeit schlug in tödlichen Haß um. Eine Versammlung der freien Männer wurde auf der Stelle einberufen. Es wurde einstimmig beschlossen, Gallus als den Hauptschuldigen zu töten und Kolumban mit Rutenstreichen aus dem Lande zu verjagen.

Von der drohenden Gefahr beizeiten unterrichtet, entschloß sich Kolumban, dem Anschlag durch schnelle Abreise zuvorzukommen. Hatte doch der Apostel gesagt: „Weichet dem Zorne aus", und der Heiland den Jüngern befohlen: „Wenn sie euch nicht aufnehmen, so schüttelt den Staub von den Füßen und ziehet von ihnen hinweg." Warum sollte er auch unfruchtbare Herzen noch länger fruchtlos begießen? In Gottes großem Weinberg gab es gewiß andere Stellen, wo reichlichere Ernte zu erhoffen war. Bevor er aber dem undankbaren Volke den Rücken kehrte, kündete er ihm, weil es die Gabe Gottes verschmäht hatte, die göttlichen Strafgerichte an. „Gott, Herr des Himmels", sprach er, „dessen Wille die ganze Welt regiert, schlage mit Unheil dieses Geschlecht, damit, was es Übles deinen Knechten zudenkt, auf sein Haupt falle und sich an ihnen das Wort des Psalmisten erfülle, der da sagt: ‚Sein Schmerz wird auf seinen Kopf kommen und sein Frevel auf seinen Scheitel fallen'[1] (Ps. 7, 17). Man sieht, das Alter hat das Feuer seines Charakters nicht im geringsten gedämpft. Wie er ehedem seine Stimme furchtlos gegen die Laster der christlichen Fürsten erhoben hatte, so erhebt er sie jetzt gegen die Greuel des Heidentums. Er sah seine Mühen und die Mühen seiner Gefährten zur Rettung jenes Volkes vereitelt und die heidnischen Schandtaten weiterwuchern, daher dieser Ausbruch

[1] Wettinus, Vita S. Galli 5.

des gerechten Zornes. Weit schärfer sind die Verwünschungen und Drohungen, welche die Propheten gegen die Götzendiener und selbst gegen Israel erließen, als es sich zu den falschen Göttern gewandt. „Es ist nicht das Gefühl der Rachsucht und Lieblosigkeit, das den Heiligen solche Wünsche und Worte eingibt, sondern des Schmerzes und Unmutes über die Gott entzogene Ehre, also im Grunde die Liebe zu Gott und zu den Irrenden. Der Uneingeweihte heißt diesen Zorn Fanatismus, wir nennen ihn lieber mit Joseph de Maistre den Zorn der Liebe.“ [1]

Um eine schöne Hoffnung ärmer, aber keineswegs entmutigt ergriffen die Mönche von neuem den Wanderstab. Zu Wasser, zu Lande, wie es sich gerade traf, zogen sie in nordöstlicher Richtung weiter, bis sie zu dem alten Römerlager Arbon am südlichen Ufer des Bodensees kamen. Willimar, der Pfarrer des Ortes, eilte ihnen mit seinen zwei Diakonen entgegen und begrüßte sie mit dem schönen Psalmwort: „Gesegnet sei, der da kommt im Namen des Herrn!“ — „Aus der Ferne hat uns der Herr gesammelt“, antwortete Kolumban mit einem andern biblischen Spruch [2], und die Freundschaft war im Herrn geschlossen. Willimar führte seine Gäste zuerst in die Kirche, wo sie ein gemeinsames Gebet verrichteten und Gott dankfagten, der sie aus so vielen Gefahren errettet. Bei der einfachen Abendmahlzeit las Gallus auf Kolumbans Geheiß einen Abschnitt aus der Heiligen Schrift vor und wußte den verborgenen Sinn des göttlichen Wortes so vortrefflich zu erschließen, daß Willimar über seine Rednergabe staunte und vor Rührung sich der Tränen nicht erwehren konnte.

[1] Rademacher, Seelenleben der Heiligen 216. [2] Ps. 117, 26; 107, 3.

Nachdem die Pilger sieben Tage die Gastfreundschaft des guten Pfarrers genossen und ihm „die leibliche Nahrung mit geistiger Speisung ersetzt hatten", berieten sie über ihre nächsten Schritte. In Arbon selbst war ihres Bleibens nicht; denn hier hatte die Vorsehung genugsam für die religiösen Bedürfnisse des Volkes gesorgt. Heiden und Halbheiden gab es aber noch viele in der Umgegend, und es wurde beschlossen, trotz den schlimmen Erfahrungen in Tuggen ihre Missionierung zu unternehmen. Kolumban erkundigte sich bei Willimar, ob er in der Nähe einen Ort kenne, der sich für eine klösterliche Niederlassung eigne. Dieser wies ihn hinüber nach Bregenz, einem in Trümmer liegenden und deshalb zum königlichen Fiskus gehörenden Römerort; dort sei der Boden fett und für den Feldbau geeignet; an Wasser, Wald und Wiese fehle es auch nicht, da der Rhein und der See ganz in der Nähe seien und hohe Berge die Gegend von drei Seiten umschlössen. Kolumban glaubte nun endlich den Ort gefunden zu haben, welchen er von dem König erbitten wollte, und ließ sich noch am selben Tage, von Gallus und einem Diakon Willimars begleitet, nach Bregenz hinüberfahren, um den Ort selbst in Augenschein zu nehmen.

3. Kolumbans Aufenthalt in Bregenz.

Nicht weit von der Stelle, wo Kolumban mit seinen Begleitern ans Land stieg, stand ein altes, der heiligen Märtyrin Aurelia geweihtes Kirchlein. Ohne Zweifel stammte es aus jener Zeit, da in den römischen Kolonien am Bregenzer See christliche Gemeinden blühten und unter dem Schutze der christlichen Kaiser öffentlich Tempel

und Altäre errichtet werden konnten. Seit aber die Alamannen bis in diese Gegend vorgedrungen waren und auf den Trümmern der römischen Herrschaft ihre eigene gegründet hatten, lag Bregenz in Schutt und Asche. Nur die Aureliakirche hatten die Eroberer geschont und sie zu einem Tempel ihrer heidnischen Gottheiten umgestaltet. Zwar verehrten die alten Germanen ihre Götter nicht in den engen Räumen steinerner Tempel; wohl sagten ihnen die ahnungsvollen, dämmerungsreichen Haine mehr zu, in deren geheimnisvollem Rauschen sie die Stimme des Höchsten zu vernehmen glaubten; aber durch ihren häufigen Verkehr mit den Römern hatten sich viele von ihnen mit dem Gedanken vertraut gemacht, ihre Götter auch in Tempeln zu verehren. So standen auch hier in der Aureliakirche drei eherne, vergoldete Statuen alamannischer Götter, denen die heidnischen Bewohner Opfer darbrachten und von denen sie rühmend sagten: „Dies sind unsere heimischen Götter, unsere uralten Schutzgeister; sie haben uns und unsere Väter mit Regen und Wärme versehen; ihrem Wohlwollen verdanken wir, was immer wir besitzen; sie regieren gut.“ [1]

Kolumban betrachtete das Kirchlein als ein Gottesgeschenk und als eine unzweideutige Einladung, das erste Kloster auf alamannischem Boden in seinem Schatten zu errichten. Willimar hatte auch die mannigfachen Vorzüge der Gegend keineswegs übertrieben; das mußten die Kundschafter schon auf den ersten Blick hin eingestehen. Um ihr neues Arbeitsfeld ganz überschauen zu können, hätten sie den Gebhardsberg besteigen müssen. Fluß, See

[1] Wettinus, Vita S. Galli 7. Hefele, Einführung des Christentums im südwestl. Deutschland 276.

und Berge drängen sich hier, wie Martin Deutinger so treffend bemerkt, zu einem einzigen Bilde von unbeschreiblicher Schönheit zusammen. Das Rheintal und der Bodensee breiten ihre Flügel wie ein Riesenadler zwischen den Bergen aus, und dieser Adler trägt den Geist des Beschauers mit sich fort in die unermeßliche Weite und in die unendliche Höhe der Bewunderung. Überall möchte das Auge weilen, die Nähe und die Ferne zugleich umfassen, und doch findet es sich immer wieder von jedem einzelnen Teile insbesondere angezogen. Das Gesamtbild ist so schön, weil alle seine Teile schön sind.

Kolumban ließ die Mönche, welche in Arbon zurückgeblieben waren, nach Bregenz kommen, und sofort wurde mit dem Bau des neuen Klosters begonnen. Um die Kirche herum erhoben sich bald, wie in Luxeuil, eine Anzahl kleiner Hütten aus Lehm und Flechtwerk; Obst- und Gemüsegärten wurden angelegt, Kähne und Netze zum Fischfang hergestellt. Allmählich wurden auch die Waldungen gelichtet und für die Kultur gewonnen; denn hier wie anderswo verfolgten die Mönche ein doppeltes Ziel: die Barbaren zu Christen und die Wälder zu Menschenwohnungen zu machen.

Von der Aureliakirche nahm Kolumban nicht sogleich Besitz; er befürchtete mit Recht, daß die Heiden die Entfernung der Götzenbilder als eine Herausforderung ansehen würden. Er wartete jedoch mit Ungeduld auf eine günstige Gelegenheit, um den Handstreich zu wagen. Diese bot sich ihm bald nach seiner Ankunft. Es war an einem heidnischen Festtage. Mehr Volk als gewöhnlich hatte sich bei der Kirche eingefunden; alle wollten die kühnen Fremdlinge sehen, die sich so ohne viele Umstände unter den Augen ihrer Götter häuslich niedergelassen hatten. Die

Götzenbilder standen noch an ihren gewohnten Plätzen, und das beruhigte die Menge; am Ende waren die Mönche doch ganz verträgliche Menschen, die nichts Schlimmes gegen ihre Götter im Schilde führten. Die so dachten, wurden bald eines Bessern belehrt; denn schon hatte sich Gallus, von Kolumban beauftragt, erhoben, um eine Rede an das Volk zu halten. In beredten Worten sprach er zu ihnen von Gott dem allmächtigen und einzigen, dem Schöpfer des Himmels und der Erde, und von dem Herrn Jesus Christus, seinem Sohne, der dem Menschengeschlechte, das im Pfuhle des Verderbens lag, den Eingang zum Himmel wieder erschlossen, und ermahnte sie dann, diesen einen wahren Gott zu verehren und anzubeten, die eitlen, leblosen Bilder aber auf immer zu verlassen. Um ihnen den kräftigsten Beweis von der Nichtigkeit und Machtlosigkeit der falschen Götter zu geben, warf er die Statuen um, schlug sie mit Steinen in Stücke und schleuderte sie in die Tiefe des Sees.

Diese Energie des Handelns verfehlte ihre Wirkung nicht: ein Teil des Volkes bekehrte sich und verlangte die Taufe; die andern aber gingen wutentbrannt nach Hause, Rache sinnend gegen den Frevler. Kolumban aber ließ Wasser bringen, segnete es, besprengte damit die durch den Götzendienst entweihte Kirche und übergab sie unter Gebet und Psalmengesang wieder dem Dienste des wahren Gottes. Um die Freuden dieses einzigartigen Kirchweihfestes zu krönen, fanden sich abends mehrere abgefallene Christen ein, bekannten ihre Sünden und versprachen, in Zukunft dem heiligen Glauben treuzubleiben.

Wie anfangs in Annegray, so machten auch hier die Mönche eine Zeit schwerster Not durch, denn die Ernte lag noch weit in der Ferne, und die Landesbewohner waren

entweder zu arm oder zu feindlich gesinnt, um ihnen Unterstützung zu gewähren. Fiel der Fischfang, den Gallus insbesondere eifrig betrieb, schlecht aus, dann suchten sie ihr Leben mit Waldbeeren und wilden Äpfeln zu fristen. Doch auch diese karge Kost mußten sie oft den Raubtieren abjagen. Eines Tages war Chagnoald auf Befehl des Abtes tief in das Waldesdunkel vorgedrungen, um Äpfel zu sammeln. Da gewahrte er plötzlich mit Schrecken, daß ein Bär ihm zuvorgekommen war, der die Äpfel von den Bäumen riß und verzehrte. Chagnoald eilte zum Kloster zurück und erzählte Kolumban den Vorfall. Dieser befahl ihm, unverzüglich an die bezeichnete Stelle zurückzukehren und mit einer Gerte die Obstbäume in zwei Abteilungen voneinander abzugrenzen; die eine davon sollte den Brüdern zum Unterhalt vorbehalten bleiben, die andere dem Tiere zur Fütterung überlassen werden. Solange sich die Brüder in Bregenz aufhielten, scheint der Bär wirklich die ihnen vorbehaltenen Obstbäume unberührt gelassen zu haben.

Auch durch Vogelstellen konnten sie zuweilen der Not steuern. Einmal waren sie ganz besonders vom Glück begünstigt. Ein großer Schwarm Zugvögel ließ sich, wie einst die Wachteln im Lager der Israeliten, an einer Waldstelle in der Nähe des Klosters nieder. Drei Tage lang machten die Brüder Jagd auf sie, und es gelang ihnen auch, eine ganz ansehnliche Menge einzufangen. Noch in späterer Zeit bemerkte Eustasius, der sich damals in Bregenz aufhielt, keiner der Mönche habe früher derlei Vögel gesehen, und sie seien so schmackhaft gewesen, daß sie einer königlichen Tafel wohl Ehre gemacht hätten. Bald nachher ließ Bischof Gaudentius von Konstanz, zu dessen Sprengel Bregenz gehörte, in den umliegenden Ortschaften Getreide sammeln und

den darbenden Mönchen zuschicken. Endlich war das Korn auf ihrem eigenen Acker reif, und sie konnten fortan nicht nur selbst von dem Brote leben, das sie der Erde abgerungen, sondern auch den Notleidenden der Umgegend reichlich Almosen spenden[1].

Seiner früheren Gewohnheit, sich von Zeit zu Zeit in die Waldeinsamkeit zurückzuziehen, blieb Kolumban auch in Bregenz treu. Als er eines Tages mit Chagnoald durch den Wald zu seiner Klause zog, stieß er auf einen Haufen Heiden, die um einen großen Bierkessel versammelt waren. Auf seine Frage, was der Zweck der Zusammenkunft sei, antwortete man ihm, das Bier sei zum Opfer für ihren Gott Wodan bestimmt. „Wie nun Kolumban von diesem scheußlichen Werke hörte", erzählt Jonas, „da blies er in das Faß hinein, und siehe da, es löste sich mit Gekrach und sprang in Stücke, so daß alles Bier augenblicklich herausströmte. Da zeigte es sich klar, daß der Teufel in der Kufe verborgen gewesen war, der durch das irdische Getränk die Seelen der Opfernden fangen wollte. Wie das die Heiden sahen, staunten sie und meinten, Kolumban habe einen starken Atem, da er ein festgebundenes Faß zersprengen könne. Er aber schalt sie mit den Worten des Evangeliums und befahl ihnen, abzulassen von solchen Opfern und nach Hause zu gehen. Viele wurden damals durch die Predigt des heiligen Mannes bekehrt und ließen sich von ihm taufen; andere, die schon getauft waren, aber noch fortlebten im heidnischen Unglauben, führte er durch seine guten Worte wie ein guter Hirt zum Glauben und in den Schoß der Kirche zurück."[2]

---

[1] V. Col. I, 27, 214 f. [2] Ebd. 213 f.

Daß das Christentum immer mehr an Boden gewann, geht auch aus den Legenden hervor, die sich frühzeitig um den Aufenthaltsort unserer Glaubensboten am Bodensee bildeten. Als einst der hl. Gallus in der Stille der Nacht in seinem Fischerkahn saß und nach seinen ausgeworfenen Netzen sah, hörte er einen Teufel vom Gipfel des Berges nach seinem Genossen rufen, der sich in den Abgründen des Sees befand. Auf dessen Antwort: „Hier bin ich!" entgegnete der Bergteufel: „Mache dich auf und komm mir zu Hilfe! Siehe, Fremdlinge sind gekommen, die mich aus meinem Tempel geworfen haben; komm, komm, hilf uns sie aus dem Lande zu treiben." Der Seeteufel erwiderte: „Einer von ihnen ist gerade auf dem See; ich vermag ihm aber nicht zu schaden; ich wollte seine Netze zerreißen, aber ich konnte es nicht. Mit dem Zeichen des Gebetes ist er stets umgeben und wird niemals vom Schlafe überwältigt." Als Gallus dies hörte, schützte er sich allenthalben mit dem Zeichen des Kreuzes und sprach zu ihnen: „Im Namen Jesu Christi befehle ich euch: weichet aus dieser Gegend und unterfanget euch nicht, irgend jemand hier zu verletzen!" Alsdann kehrte er eilends ans Gestade zurück und erzählte seinem Abte, was er gehört hatte. Dieser rief sogleich die Brüder durch das gewohnte Glockenzeichen zum Gebet zusammen, und kaum hatte der Psalmengesang begonnen, da hörte man von den Gipfeln der Berge ringsumher ein furchtbares Geheul und Gebrüll der Dämonen, das sich nach und nach in der Ferne verlor, wie das verworrene Getöse eines Kriegsheeres auf der Flucht[1]. Was anders ist

[1] Wettinus, Vita S. Galli 8.

diese schöne Legende als eine dramatische Darstellung des Sieges des Christentums über den heidnischen Naturdienst? Es liegt aber noch etwas anderes darin, das unsere besondere Beachtung verdient: die heiligen Männer, die das Evangelium am Bodensee verkündigten, waren so eifrig im Dienste Gottes, daß sie dem Volke immer zu wachen, immer zu beten, niemals zu schlafen schienen; nur so blieben sie Sieger in dem gewaltigen Ringen mit den Mächten der Finsternis. „Die Waffen unseres Kampfes sind nicht fleischlich, aber mächtig in Gott zur Zerstörung von Bollwerken" (2 Kor. 10, 3).

Obgleich Berge und Flüsse unsern Heiligen von seinen Klöstern in Burgund trennten, so blieb er doch ständig in Verbindung mit ihnen. Die Nachrichten aus Luxeuil waren anfangs keineswegs beruhigend. Die Maßregeln, die er von Nantes aus für die Verwaltung des Klosters getroffen hatte, waren nicht ausgeführt worden. Athala, den er zu seinem Nachfolger bestimmt hatte, war ihm in die Verbannung nach Bregenz gefolgt; auch Waldelenus hatte sich geweigert, die Abtswürde zu übernehmen, und war Missionär geworden. So waren die Mönche ohne ein eigentliches Oberhaupt — ein Zustand, der auf die Dauer die schlimmsten Folgen zeitigen mußte. Endlich schritt man zur Wahl; die Stimmen der Brüder fielen auf Eustasius. Als Burgunder und Neffe des Bischofs Miechius von Langres mußte er dem Hofe und dem Episkopat genehm sein; als Vertrauensmann Kolumbans aber würde er das Kloster ohne Zweifel im Geiste des großen Stifters leiten. Es fiel Kolumban schwer, sich von seinem treuen Schüler und Mitarbeiter zu trennen; doch zum Wohle seiner geliebten Stiftungen brachte er freudigen Herzens das verlangte

Opfer. Der neue Abt[1] wandelte getreulich in den Fußstapfen seines Meisters, und unter seiner Leitung blühte Luxeuil rasch empor.

Während die Klöster in den Vogesen glücklicheren Tagen entgegensahen, zogen sich unheilschwere Wolken über der jungen Missionsanstalt am Bodensee zusammen. Je größere Fortschritte das Christentum unter den Alamannen machte, desto erbitterter wurden die noch übrigbleibenden Heiden. Auf alle mögliche Weise suchten sie den Mönchen den Aufenthalt zu verleiden und sie zum Abzug zu zwingen. Selbst vor Gewalttaten schreckten sie nicht zurück. Eines Nachts drangen sie in den Klosterstall ein, stahlen eine Kuh und führten sie in die Berge ab; zwei nacheilende Brüder wurden von ihnen in einen Hinterhalt gelockt und getötet. Um ihren Frevel zu bemänteln und einer etwaigen Klage Kolumbans zuvorzukommen, eilten die Mörder nach Überlingen zum Alamannenherzog Gunzo und spiegelten ihm vor, daß die öffentliche Jagd durch die fremden Ansiedler immer mehr beeinträchtigt werde, da sie die Waldungen ausreuteten und das Wild verscheuchten. Der Herzog ließ sich durch die falschen Ankläger irreführen und versprach, gegen die Mönche vorzugehen[2]. Um diese Zeit fand jedoch ein Ereignis statt, das ein Eingreifen seinerseits überflüssig machte, da es die gänzliche Auflösung der blühenden Missionskolonie herbeiführte.

---

[1] Eustasius scheint erst nach dem Tode des hl. Kolumban den Abtstitel geführt zu haben. Vgl. V. Col. I, 30, 222 u. II, 7, 241.

[2] Wettinus, Vita S. Galli 9.

4. Keine bleibende Stätte.

Ungefähr zwei Jahre waren seit der Gründung des Klosters zu Bregenz verstrichen, als Kolumban, zum nicht geringen Staunen der Brüder, eines Tages plötzlich Wanderstab und Reisetasche ergriff und nach Meersburg[1] eilte, wo König Theudebert sich gerade aufhielt. Gerüchte von einem drohenden Kriege zwischen Theuderich und Theudebert waren ihm zu Ohren gekommen, und das Schlimmste für seinen Gönner fürchtend, wollte er ihn vor der nahenden Katastrophe warnen und ihn mahnen, an sein Seelenheil zu denken. Theuderich hatte nämlich viele Sünden abzubüßen; äußerst ausschweifend wie die meisten Merowinger, hatte er zudem erst kürzlich, um eine andere Frau nehmen zu können, seine Gemahlin Bilichilde töten lassen. Er muß wieder zur Vernunft gebracht werden, sagte sich Kolumban, und bewogen werden, Buße zu tun, bevor es zu spät ist.

Theudebert war hocherfreut, seinen väterlichen Freund wiederzusehen; als ihm aber Kolumban riet, sein Königreich preiszugeben und Mönch zu werden, wolle er nicht das Himmelreich zugleich mit der irdischen Krone verlieren, da verspotteten ihn König und Höflinge: „Du bist wohl närrisch geworden, Vater Abt", sagten sie; „wer hat je gehört, daß ein Merowingerkönig aus freien Stücken vom Thron herabstieg und sich in ein Kloster sperrte?" — „Nun, wohlan denn", erwiderte Kolumban; „da er es nicht freiwillig tun will, so wird er es gar bald gezwungen tun müssen."[2] Mit diesen Worten verließ er die Versammlung

[1] Daß der Ort des Zusammentreffens der Königshof Meersburg war, läßt sich allerdings nur als Vermutung aussprechen.

[2] V. Col. I, 28, 217 f.

und kehrte nach seiner Zelle zurück, wo er fortfuhr für die Bekehrung seines Wohltäters zu beten. Bald darauf, im Frühling des Jahres 612, hielt Theuderich zu Langres Heerschau über seine Völker und zog von da gegen die feste Stadt Toul, die er nach kurzer Belagerung einnahm. Hier stellte sich ihm Theudebert mit dem austrasischen Heere entgegen. Auf dem Blachfeld vor Toul kam es zur Schlacht: Theudebert wurde besiegt und eine große Anzahl seiner tapfersten Krieger niedergemacht; er selbst floh über Metz nach Köln. Dort gelang es ihm, ein neues Heer aus Sachsen, Thüringern und andern Völkerschaften zu bilden, mit dem er den Unglückstag von Toul auszugleichen hoffte. Mittlerweile hatte Theuderich die Ardennen überschritten und in der Nähe von Zülpich ein Lager bezogen. Die Schlacht, die sich hier entspann, war überaus blutig. „Seit alten Zeiten", sagt Fredegar, „haben die Franken und die übrigen Völker wohl nirgends so erbittert gestritten. Beide Heere richteten eine solche Metzelei an, daß, wo die Schlachtreihen im Kampf aufeinanderstießen, die Körper der Getöteten nicht zur Erde fallen konnten, sondern zwischen den übrigen Leichnamen aufrecht stehen blieben, als lebten sie noch." Abermals blieb Theuderich Sieger, und bis Köln hin waren die Straßen mit den Leichen der Flüchtigen besät. Noch an demselben Tag zog Theuderich in Köln ein, bemächtigte sich des Schatzes seines Bruders und ließ dessen Söhnchen Meroväus grausam hinrichten. Theudebert, der mit einer Handvoll Getreuer über den Rhein geflohen war, wurde von Berthar, Theuderichs Kämmerer, eingeholt, seiner königlichen Kleidung beraubt und in Ketten nach Chalon gesandt. Endlich war Brunhildens Rachedurst gestillt; Kolumbans Weissagung aber ging buchstäblich in Erfüllung, denn die

unerbittliche Königin stieß ihren Enkel zunächst in ein Kloster und überlieferte ihn bald darauf dem Henker; dann zog sie selbst im Triumph in Metz ein, von wo sie einst so schmählich verjagt worden war[1].

Während der mörderische Bruderkampf bei Zülpich tobte, saß Kolumban im Walde bei Bregenz auf einem alten abgesägten Eichenstamme und las in einem Buche. Doch er konnte sich nicht mit dem gewohnten Eifer dem Studium widmen, denn sein Geist war zu sehr mit dem Ausgang des schrecklichen Krieges beschäftigt. Das Wetter war schwül, und allmählich schlummerte er ein. Beim Erwachen rief er seinen Diener Chagnoald zu sich. „Im Schlafe", sagte er, „sah ich wilde Krieger in furchtbarem Kampfe, und Blut gleich Wasserbächen strömen." — „Vater", meinte Chagnoald, „bete doch für Theudebert; erflehe den Sieg für ihn über Theuderich, unsern gemeinsamen Feind." — „Dein Rat ist töricht, mein Sohn", erwiderte der Abt, „und nicht dem Willen Gottes gemäß, der uns gelehrt hat, für unsere Feinde zu beten: Theudeberts Schicksal ruht in den Händen des gerechten Richters."[2]

Infolge der Schlacht von Zülpich und der Hinrichtung Theudeberts war ganz Austrasien, und damit auch die oberen Rheingegenden, in die Gewalt Theuderichs und Brunhildens geraten. Es stand zu erwarten, daß die neuen Herrscher die keltischen Mönche nicht lange im ruhigen Besitze ihres Klosters lassen würden. Darum faßte Kolumban schweren Herzens den Entschluß, das liebliche Tal von Bregenz zu verlassen und ein anderes Arbeitsfeld auf-

[1] Fredegar, Chron. IV 38 42. V. Col. I, 28, 218.
[2] V. Col. I, 28, 219.

zusuchen. „Wir haben hier eine goldene Schale gefunden", sagte er zu den Seinen, „aber sie ist mit Schlangen gefüllt. Doch tröstet euch; Gott, dem wir dienen, wird unsere Schritte lenken."

Zunächst dachte er daran, das Evangelium unter den slawischen Wenden zu predigen, die um diese Zeit ihre Ansiedelungen bis zum Thüringer Wald ausgedehnt hatten. Als er diesen Plan bei sich erwog, erschien ihm im Traume ein Engel des Herrn, der eine Weltkarte vor seinen Augen entrollte und zu ihm sprach: „Du siehst den ganzen Weltkreis im Bilde vor dir liegen. Nun gehe zur Rechten oder zur Linken, wie du willst; doch siehe zu, daß du auch die Frucht deiner Mühen ernteſt." Kolumban deutete den Traum dahin, daß die Völker des Ostens noch nicht zur Bekehrung reif seien, und richtete deshalb seine Blicke wieder nach Italien, wo er bei dem Langobardenkönig auf günstige Aufnahme rechnete[1].

Als Kolumban sich zum Abzuge anschickte, erkrankte Gallus an einem Fieber und bat deshalb um die Erlaubnis, im Lande zurückbleiben zu dürfen. Er hatte die Alamannen liebgewonnen und war mit ihrer Sprache und Lebensweise vertraut, so daß er hoffen durfte, in kürzester Frist eine reiche Seelenernte unter ihnen einheimsen zu können. Unter diesen Umständen war es ganz natürlich, daß er die Krankheit, die ihn so plötzlich befallen, als Ausdruck des göttlichen Willens ansah. Kolumban aber, gewohnt zu befehlen und unverzüglichen Gehorsam zu finden, wollte die Entschuldigung seines Untergebenen nicht gelten lassen. Der Mönch muß auf das erste Wort seines Vorgesetzten ge-

[1] V. Col. I, 27, 216 f.

horchen; und wenn ein Befehl auch noch so hart und schwierig ist, er muß ihn mit Freuden entgegennehmen. So hatte er es in seiner Regel angeordnet. Sich dieser Verpflichtung zu entziehen, war in seinen Augen eine beweinenswerte Schwäche, die mit schwerer Strafe geahndet werden mußte. Nicht einmal die Tatsache, daß die innigsten Freundschaftsbande ihn mit dem Schuldigen verknüpften, konnte ihn davon abhalten, der Schuld auf der Stelle die Strafe folgen zu lassen. „Ich weiß, Bruder", sagte er zu ihm, „daß es dir lästig ist, diese neuen Mühen auf dich zu nehmen, deshalb bleibe hier; aber das sage ich dir, solange ich lebe, sollst du nie mehr eine Messe feiern." Demütig nahm Gallus die ihm auferlegte Buße an, bot seinem Meister den Abschiedsgruß und zog sich in seine Zelle zurück[1].

Von Athala, Sigisbert und einigen andern Brüdern begleitet, trat Kolumban die lange und mühsame Reise über die Alpen an. Wahrscheinlich folgte er der Straße über den Septimerpaß im rätischen Gebirge, als der nächsten und damals meist benutzten. Auf der Höhe der Alpen trennte sich Sigisbert von ihm und gelangte, über die Eisfelder und Bergkämme des Crispalt wandernd, an die Quellen des Rheins. Von da stieg er in eine weite Einöde hinab, wo er sich aus Baumzweigen eine Zelle baute. Bald nähern sich ihm die Gebirgsbewohner zutraulich und hören seine Lehren staunend an. Das Bekehrungswerk schreitet, trotz mancher Schwierigkeit, rüstig voran; Schüler sammeln sich um den Einsiedler, und in kurzer Zeit muß die ärmliche Hütte einem der seligsten Jungfrau geweihten Kloster weichen, das nach der wilden Gegend Desertina oder Disentis ge-

[1] Wettinus, Vita S. Galli 10.

nannt wird. „Im finstern Wald entsteht ein Dörflein, wo der Rauch des Herdes emporsteigt, wo der Acker grün und gelb wird, wo Tiere zutraulich und dienstbar werden, wo Bach und Berg ihre Schätze an den Tisch abliefern, wo Arbeit und Gebet, Werktag und Sonntag in das Stillleben Wechsel und Weihe bringen, wo christliche Bildung und Tugend selbst der ärmsten Hütte einen trauten Schimmer verleihen." [1] Das Kloster Disentis ward aber nicht nur die Wiege des Christentums für die heidnische und halbwilde Bevölkerung des Vorderrheintales, sondern auch das Nationalheiligtum, das St. Gallen Rätiens, die christliche Bildungsstätte des Landes. „So wurde an seiner Quelle erobert und gesegnet von einem Schüler Kolumbans jener Rheinstrom, dessen Wasser nach und nach die Mauern so vieler Heiligtümer bespülten." [2]

Kolumbans Aufenthalt unter den Alamannen, wenn auch verhältnismäßig kurz, war dennoch keineswegs fruchtlos geblieben. Seine gewaltige Persönlichkeit hatte einen unauslöschlichen Eindruck auf das Volk gemacht. Die Bewohner des Urserentales vergaßen nie, daß ihr Apostel Sigisbert ein Schüler Kolumbans gewesen, und zweihundert Jahre nach dem Tode des großen Abtes erbauten sie ihm zu Ehren eine Kirche am Fuße des St. Gotthard. Zu Wangen im Thurgau, wo er auf der Reise nach Arbon geweilt hatte, wurde ihm ebenfalls ein Gotteshaus geweiht. Für die Entfaltung der Kirche in Deutschland war es von der größten Wichtigkeit, daß Kolumban Luxeuil mit Ala-

[1] Maurus Carnot, Sigisbert in Rätien 2.

[2] Montalembert, Mönche des Abendlandes II 513. Der Kult des hl. Sigisbert wurde 1906 in Rom approbiert (Analecta Eccl. XIV 22).

mannien in Verbindung brachte. Eustasius, der eine Zeitlang seine Arbeit in Bregenz teilte, lernte die Notwendigkeit und die günstigen Aussichten des Missionswerkes unter den rein germanischen Völkern kennen, und als er Abt von Luxeuil wurde, wandelte er diese Anstalt in ein Missionsseminar um, aus dem bald eifrige und erfolgreiche Glaubensboten hervorgingen.

Doch bei weitem der größte Vorteil, den Kolumban dem Alamannenlande brachte, bestand unzweifelhaft darin, daß er, wenn auch gegen seinen Willen, ihm seinen fähigsten Schüler, den hl. Gallus, schenkte. Nach der Abreise seines Meisters ließ sich Gallus über den See nach Arbon fahren, wo er durch Willimars sorgsame Pflege bald wieder von seinem Fieber genas. Er wollte aber nicht mehr in das verlassene Kloster zu Bregenz zurückkehren. Deshalb machte er sich mit dem landeskundigen Arboner Diakon Hiltibod auf, um im Gebirge ein Plätzchen zu suchen, wo er sich eine Zelle errichten könnte. Nachdem sie viele Stunden gewandert waren, rasteten sie gegen Abend am Ufer eines kleinen Gebirgsflüßchens und nahmen ihr spärliches Mahl ein. Die tiefe Einsamkeit des Ortes und sein Wasserreichtum — die Steinach hatte für einen Augenblick ihren wilden Lauf unterbrochen und einen fischreichen Weiher in den Felsenmassen ausgehöhlt — gefielen Gallus, und die Bären, Wölfe und Wildschweine, die in den Wäldern hausten, flößten ihm keine Furcht ein. „Hier ist meine Ruhe ewiglich", sprach er mit den Worten des Psalmisten; „hier will ich wohnen, denn ich habe sie erkoren." Aus zwei Haselstäbchen machte er ein Kreuz, pflanzte es in die Erde, hing die Reliquienkapsel, die er am Halse trug, daran, und während sein Gefährte schlief, ergoß sich seine Seele in

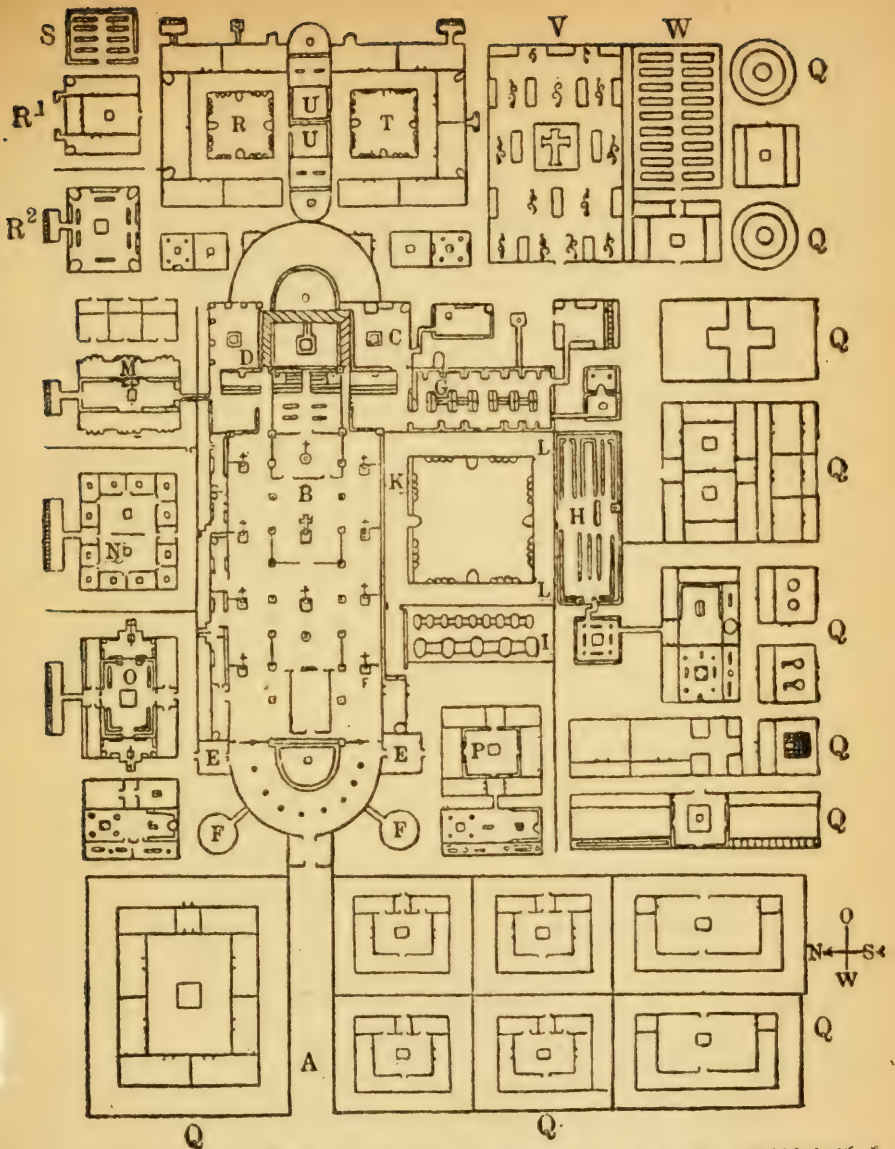
glühendem Gebete zu Gott, um dessen Segen auf das Werk herabzuflehen, das er nun beginnen sollte. Vom Berge her nahte sich ein Bär, der die Überreste des Mahles verzehrte. Gallus hieß ihn Holz zum Feuer herbeitragen, was er auch willig tat. Dafür reichte ihm Gallus ein ganzes Brot und befahl ihm, sich in die Berge zurückzuziehen und weder Menschen noch Tieren Schaden zuzufügen[1].

Bald fanden sich Schüler in der Gallenzelle ein: Magnoald und Theodor aus Arbon, Johannes, ein Diakon aus Grabs, und neun andere. Mit unsäglicher Mühe rodeten sie die Wälder, ebneten den Boden zum Ackerbau und pflanzten Obstbäume und Gemüse an. Die ersten rohen Hütten wurden durch bessere ersetzt, und auch eine würdige Kapelle wurde errichtet. Hier sangen die Brüder Gottes Lob und unterrichteten das Volk, das zu ihnen kam. Von Zeit zu Zeit verließen sie ihre Einsamkeit, um in den Weilern und Dörfern von Appenzell und Toggenburg zu predigen und die wilden Gebirgsbewohner in den Künsten des Friedens zu unterrichten. Die Raubtiere wurden zahm und mußten den Gottesmännern dienstbar sein, die Schlangen und anderes Gewürm verschwanden, die Dämonen zogen sich unter lautem Wehklagen, daß Gallus sie auch bis in die entlegensten Schlupfwinkel der Berge verfolge, zurück, und die Wassernixen, erschreckt durch das Geläute des Klosterglöckleins, stürzten sich kopfüber in die tosenden Alpenbäche und wurden nie wieder von Menschenaugen gesehen. Was versteht die Legendendichtung unter diesen Bildern anders, als daß Täler und Höhen zu Stätten der Kultur umgewandelt

[1] Der Bär ist das Abzeichen des hl. Gallus sowie das Wappentier der Abtei St. Gallen.

Relief von der sog. Tutilo-Tafel.
Elfenbeinschnitzerei des Mönches Tutilo von St. Gallen.

Oben die Himmelfahrt Mariä, unten das Wunder des hl. Gallus mit dem Bären (links trägt der Bär Holz herbei, rechts erhält er von dem Heiligen ein Brot).



Das Kloster St. Gallen. Plan nach dem in der Stiftsbibliothek zu St. Gallen befindlichen Original aus dem 9. Jahrhundert.

A Haupteingang. B Kirche. C Sakristei. D Bibliothek. E Vorhallen. F Türme. G H I Wohnung der Mönche (unter I der Keller). K Kapitelsaal. L Kreuzgang. M Abtswohnung. N Schulhaus. O Gasthaus. P Pilgerhaus. Q Wirtschaftsgebäude und Handwerkerräume. R R¹ R² Krankenhaus und Zugehör. S Medizinischer Garten. T Novizenhaus. U Doppelkirche für die Novizen und die Kranken. V Friedhof. W Gemüse- und Blumengarten.

wurden, während das aufgepflanzte Kreuzesbanner den dämonischen Bann, unter dem alles befangen war, für immer löste?

Als im Jahre 616 Bischof Martian von Konstanz aus dem Leben schied, wünschte Klerus und Volk den hl. Gallus zu seinem Nachfolger. Er sei von gutem Rufe in der ganzen Gegend, rühmte man ihm nach, erfahren in den heiligen Schriften, voll Weisheit, gerecht und keusch, sanft und demütig, ein Vater der Waisen und Witwen; es sei billig, daß ein solcher Mann den Bischofstuhl einnehme. Gallus aber schlug voll Demut die Würde aus, unter dem Vorwande, er sei ein Pilger und Fremdling im Lande, und lenkte die Wahl auf seinen Schüler, den Diakon Johannes. Dieser wurde denn auch gewählt und sogleich von den anwesenden Bischöfen von Basel und Speier geweiht. Gallus aber beschloß die heilige Feier mit einer erbaulichen Predigt.

Einige Jahre später (2. April 629) starb Eustasius, der Abt von Luxeuil, und die dortigen Brüder sandten eine Abordnung an Gallus, um ihm die Abtswürde anzutragen. Allein er wies auch diese Ehre von sich und verbrachte den Rest seines Lebens in seiner Zelle. Nur selten scheint er sie verlassen zu haben, um in der Umgegend das Wort Gottes zu predigen. Das letztemal tat er es auf Einladung des Pfarrers Willimar in Arbon am Feste des heiligen Erzengels Michael im Jahre 641 (oder 645). Drei Tage darauf ergriff ihn ein heftiges Fieber, dem er am 16. Oktober erlag. Er soll fünfundneunzig Jahre alt geworden sein. Sein Freund und Schüler, Bischof Johannes von Konstanz, der auf die Nachricht von seiner Erkrankung nach Arbon geeilt war, fand ihn nicht mehr am Leben. Über die Leiche seines teuren Vaters und Freundes gebeugt, weinte er heiße Tränen, so groß war sein Schmerz über den herben Ver-

luft. Dann begab er sich in die Kirche und brachte das heilige Meßopfer für die Seelenruhe des Verstorbenen dar. Nach dem Trauergottesdienst wurde die Leiche unter lautem Gebet und Psalmengesang zur Kapelle an der Steinach gebracht, wo sie nach altem Brauch „zwischen Altar und Wand" zur letzten Ruhe gebettet wurde. Gott verherrlichte das Grab des Heiligen durch zahlreiche Wunder.

Gallus' Stiftung, so klein sie auch bei seinem Hinscheiden war, sollte von weitgreifendem Einfluß sein. Sie wurde der Mittelpunkt einer Missionstätigkeit, die sich über das ganze Gebiet diesseits und jenseits des Bodensees verbreitete. Aus ihrem Schoße ging das mächtige Kloster hervor, das sich im 9. und 10. Jahrhundert rühmen durfte, die erste Kunst- und Hochschule der Christenheit und eine Hauptquelle des geistigen Lebens der germanischen Völker zu sein. Mit dem alten Sänger von St. Gallen[1] beten auch wir, daß der hl. Gallus uns Gnade erflehen möge vor dem Angesichte des Allmächtigen, und daß der Ort seiner Ruhe für immer erfüllt sei vom Frieden des Herrn:

Te nunc suppliciter precamur,
Ut nobis Iesum Christum, Galle,
Postules favere
Et locum corporis
Eius pace repleas.
Ac tuos supplices
Crebra prece subleves,
Ut tibi debitam
Honorificentiam
Laetabundi semper
Mereamur solvere.
O Galle, Deo dilecte!

[1] Mone, Lateinische Hymnen des Mittelalters III 310.

Voll Demut flehen wir zu dir,
Erlang' uns Gnad' bei Jesu Christ,
Heiliger Gallus,
Und deiner Leiche Ruheort
Mit seinem Frieden fülle.
Die hilfeheischend zu dir flehn,
Stets tröste deiner Fürbitt' Macht,
Daß wir den schuldigen
Tribut der Huldigung
Freudigen Herzens
Stets dir entrichten.
O Gallus, Gottgeliebter!

Vierter Teil.

Im Langobardenreich.

1. Am langobardischen Hof.

Ungefähr fünfzig Jahre vor Kolumbans Ankunft in Italien war die letzte Woge der Völkerwanderung über die Halbinsel hinweggeflutet. Die Geschichte der langobardischen Eroberung ist eine Geschichte von Blut und Eisen. Fast wie Bruchstücke eines gewaltigen Heldengedichtes mutet den Leser Paul Warnefrids Chronik seines Volkes an, so viel Wunderdinge meldet sie

Von preiswerten Helden, von großer Kühnheit,
Von Freud' und Festlichkeiten, von Weinen und von Klagen.

Zurzeit des Kaisers Augustus werden die Langobarden zum erstenmal erwähnt. Damals hatten sie ihre Wohnsitze an der untern Elbe südlich von den Angelsachsen und südwestlich von den Vandalen. Bei ihrem Vormarsch nach Süden im 4. Jahrhundert wurden sie von den Hunnen und später von den Herulern unterworfen. Zu Beginn des 6. Jahrhunderts ließen sie sich an der Donau nieder im heutigen Niederösterreich, wo viele von ihnen den Arianismus annahmen. Etwas später begegnen wir ihnen unter König Audoin im Süden der mittleren Donau auf Ländereien, die ihnen Justinian überlassen hatte.

Während der langen und blutigen Kriege, welche die Goten und Byzantiner um den Besitz Roms führten, kämpften Tausende von Langobarden in den Heeren des Belisar und Narses gegen Totila und Tejas. Die begeisterten Schilderungen der Heimkehrenden von der Schönheit und Fruchtbar-

keit Italiens brachten in Alboin, Audoins Nachfolger, den langgehegten Plan zur Reife, sich selbst der Perle des Kaiserreiches zu bemächtigen.

Im Mai 568 überschritt das langobardische Heer die italienische Grenze; in seinem Gefolge befanden sich auch zahlreiche Abenteurer aus andern Völkerschaften, darunter 20000 Sachsen mit ihren Frauen und Kindern. Als Alboin im Jahre 572 ermordet wurde, befand sich Oberitalien bis auf wenige feste Plätze im Besitz der Langobarden. Alboins Nachfolger Kleph dehnte die Eroberungen weiter nach Süden aus, endete aber schon nach drei Jahren durch Meuchelmord. Es folgte eine zehnjährige königslose Zeit, in der die feste Ansiedelung der Eroberer durchgeführt wurde. Italiens Leidenskelch füllte sich bis zum Rande, und es mußte ihn bis auf die Hefe leeren — so wollte es die strafende Gerechtigkeit für seine Treulosigkeit an den Ostgoten. Krieg und Jagd waren die Hauptbeschäftigung der neuen Herren des Landes, denen die Römer ein Dritteil der Bodenerzeugnisse abliefern mußten. Die Grundbesitzer wurden ihrer Ländereien beraubt, verbannt oder getötet; Kirchen wurden geplündert, Priester ermordet, ganze Städte zerstört und die Einwohner als Sklaven verkauft. Der wilde Zotto, Herzog von Benevent, verwüstete das Kloster Monte Cassino, und fast anderthalb Jahrhunderte sollten vergehen, bis der heilige Berg wieder von den Söhnen Benedikts bewohnt wurde.

Der Willkürherrschaft der Herzoge endlich müde, erwählten die Langobarden 585 Authari, Klephs Sohn, zu ihrem König. Er stellte die Ordnung im Innern wieder her und stärkte seine Macht nach außen durch ein Bündnis mit dem Bayernherzog Garibald, dessen Tochter Theudelinde er zur Frau nahm. Nach seinem Tod (590) überließen die

Langobarden der Königinwitwe die Wahl eines neuen Gemahls unter den Edeln des Landes. Theudelinde erkor den Herzog Agilulf von Turin, einen Verwandten Autharis. Auf einer Volksversammlung, die im Mai 591 vor den Toren von Mailand stattfand, wurde Agilulf durch die Erhebung auf den Schild feierlich als König anerkannt.

Der neue Herrscher war ein tapferer Krieger und kluger Staatsmann und rechtfertigte in jeder Hinsicht das auf ihn gesetzte Vertrauen. Sein Regierungsantritt leitete für das Langobardenreich eine Periode der Blüte ein. Theudelinde unterstützte ihren Gemahl in allen seinen Unternehmungen für die Hebung des Volkes und die Erhaltung oder Herstellung des Friedens. Sie war eine eifrige Katholikin, und ihrem Einfluß ist es an erster Stelle zu verdanken, daß die Kluft zwischen dem arianischen Königtum und dem katholischen Lande allmählich überbrückt wurde. Aufrichtige Freundschaft verband sie mit Papst Gregor dem Großen, der mit starker Hand in dieser sturmbewegten Zeit das Schifflein Petri lenkte. Ihren vereinten Bemühungen gelang es, der katholischen Religion am Hofe und unter dem heidnischen und arianischen Volke Eingang zu verschaffen. In religiöser Beziehung ließ Agilulf, im Gegensatz zu Authari, der ein schroffer Arianer gewesen war, der Königin freie Hand; ja, er willigte sogar ein, daß seine Tochter Gundiberga und sein Sohn Adalwald katholisch getauft und erzogen wurden. Die reichgeschmückte Basilika des hl. Johannes des Täufers in Monza, die erste katholische Kirchengründung im Langobardenreiche, sowie zahlreiche andere fromme Stiftungen in Norditalien zeugen von dem erleuchteten Eifer und der tiefen Frömmigkeit dieser wahrhaft christlichen Fürstin und Landesmutter. Die Geschichte weist ihr mit Recht einen Ehren-

platz an neben einer Chlotilde und Radegunde, einer Berta und Balthilde in der edlen Reihe der heiligen Frauen des Mittelalters, die durch ihre Glaubenstreue und hohe Sittenreinheit so viel zur Bekehrung und kulturellen Hebung der germanischen Völker beitrugen.

Bei Agilulf und Theudelinde, die damals (613) in Mailand Hof hielten, fand Kolumban die herzlichste Aufnahme. Der Ruf seiner Gelehrsamkeit und Heiligkeit, die Kunde von seinem Kampf mit den fränkischen Bischöfen und der gewaltigen Brunhilde, von seiner Verbannung und seinen apostolischen Arbeiten unter den Alamannen war längst über die Alpen gedrungen, und Neugierde sowohl als Mitleid hatten die Wege für seinen Empfang bereitet.

Theudelinde freute sich über Kolumbans Ankunft noch aus einem andern Grunde: sie hoffte nämlich, an dem streiterprobten Kelten eine kräftige Stütze in ihrem Kampfe gegen den Arianismus zu finden. Sie wurde in ihren Erwartungen nicht getäuscht. Kaum in Mailand angekommen, warf sich Kolumban mit der ganzen Energie seines Charakters auf das neue Missionswerk, wobei ihm seine gründliche Kenntnis der Heiligen Schrift sehr zu statten kam. Er verfaßte auch eine bisher nicht wiedergefundene Abhandlung „gegen die Irrlehren der arianischen Ketzer", welche sein Biograph wegen ihrer Gründlichkeit und des blühenden Stiles rühmend hervorhebt[1].

Kolumban scheint auch den Versuch gemacht zu haben, den König zum Glauben seiner Gemahlin zu bekehren. Agilulf näherte sich in der Tat der katholischen Kirche immer mehr und soll auch geäußert haben, „er würde sich bekehren, wenn

[1] V. Col. I, 30, 221.

er Gewißheit erlange". Doch den entscheidenden Schritt hat er niemals getan. Im Jahre 614 war er noch Arianer, und von einer späteren Bekehrung — er starb bereits 615 — ist nirgends in den Quellen die Rede. Der Arianismus verlor fortwährend an Boden und würde ohne Zweifel noch bei Lebzeiten Theudelindens vollständig ausgerottet worden sein, wäre nicht die unheilvolle Spaltung gewesen, die damals Norditalien und Istrien in zwei feindliche Lager teilte. Erst gegen Mitte des 7. Jahrhunderts, nach dem Tode Rotharis, des letzten arianischen Königs, hörte der Arianismus auf, die Staatsreligion der Langobarden zu sein.

2. Der Dreikapitelstreit.

Das Schisma, dessen oben Erwähnung geschah, dauerte bereits ein halbes Jahrhundert, als Kolumban damit in Berührung kam. Es war aus dem sog. Dreikapitelstreit entstanden.

Kaiser Justinian I. verurteilte im Jahre 544 durch ein dogmatisches Edikt die Schriften der Bischöfe Theodor von Mopsuestia, Theodoret von Cyrus und Ibas von Edessa, die zwar von der nestorianischen Irrlehre nicht frei waren, aber von dem Konzil von Chalcedon (451) nicht verdammt wurden, weil ihre Verfasser im Frieden mit der Kirche gestorben waren bzw. ihre Irrtümer widerrufen hatten. Man hatte ihm nämlich eingeredet, die Monophysiten, die nun schon seit einem Jahrhundert den Glaubensfrieden störten, würden durch Verwerfung dieser drei Schriften oder Kapitel, wie man sie nannte, leicht für die Kirche gewonnen werden können. Aber sein Erlaß wurde nur von den morgenländischen Bischöfen unterschrieben. Papst Vigilius, der mit

Gewalt nach Konstantinopel geschleppt wurde, weigerte sich anfangs, die drei Kapitel zu verurteilen, um das Ansehen des Konzils von Chalcedon nicht herabzusetzen, gab aber schließlich den Drohungen des Kaisers nach.

Dieser Schritt des Papstes rief unter den Abendländern heftigen Widerspruch hervor. Die Afrikaner schlossen Vigilius sogar von ihrer Gemeinschaft aus, bis er Buße tue. Auch die Verurteilung der drei Kapitel durch das zweite Konzil von Konstantinopel (553), dessen Beschlüsse von Vigilius und seinen Nachfolgern bestätigt wurden, stellte die Einheit nicht her. Die Bischöfe von Nordafrika gaben in ihrer Mehrzahl erst nach längerem Widerstreben nach. In den Kirchenprovinzen Mailand und Aquileja kam es zu einem förmlichen Schisma: Bischöfe und Geistlichkeit trennten sich vom Papste und beschuldigten ihn, das Konzil von Chalcedon verraten zu haben. Aus naheliegenden politischen Gründen nahm sich der langobardische Hof der schismatischen Bischöfe an. Sogar Theudelinde, die überzeugungstreue Vorkämpferin der katholischen Kirche gegen den Arianismus, ließ sich von der herrschenden Stimmung mitreißen und löste die Kirchengemeinschaft mit dem katholischen Erzbischof von Mailand (594). Durch sein kluges und schonendes Vorgehen gelang es indes Gregor dem Großen, die Königin von ihrem Irrtum zu überzeugen und zur Einigkeit mit der Kirche zurückzuführen. Agilulf dagegen blieb den Schismatikern nach wie vor geneigt; einer der hervorragendsten Verteidiger der drei Kapitel, der tridentinische Mönch Secundus, erfreute sich sogar seiner besondern Gunst[1].

[1] Über den Dreikapitelstreit s. die vortrefflichen Ausführungen in Grisar, Gesch. Roms und der Päpste im Mittelalter I, Nr. 329 371 ff. 439.

Als Kaiser Heraklius geeignete Wege zur Aussöhnung mit den Monophysiten suchte, scheint Papst Bonifaz IV. (609—615) diese Vermittlungspläne, wenn auch nicht angenommen, so doch eifrig erwogen zu haben. Das war für die schismatischen Bischöfe eine willkommene Gelegenheit, gegen die Rechtgläubigkeit des Heiligen Stuhles neue gehässige Anschuldigungen zu erheben und unter dem Volke die Lüge zu verbreiten, der Papst leugne die zwei Naturen in Christus und nehme Irrlehrer in die Kirchengemeinschaft auf.

Es war selbstverständlich, daß die Schismatiker sich bemühen würden, einen Mann von Kolumbans Ansehen für ihre Partei zu gewinnen. Agrippinus, Bischof von Como, richtete denn auch sofort ein Schreiben an ihn, um ihn vor den Päpsten in Rom zu warnen. Seit Vigilius seien sie auf falschem Wege und verteidigten die Ketzer; Vigilius habe sogar das Konzil von Chalcedon verdammt und die Erzhäretiker Nestorius, Eutyches und Dioskor losgesprochen. Kolumban war wie vom Blitze getroffen, erklärt er selbst, und antwortete dem Schreiber kurz, daß er diesen Anschuldigungen keinen Glauben schenke: der Stuhl Petri, die feste Säule der Wahrheit, könne nie und nimmer ein Zufluchtsort der Ketzerei sein. Allein die falschen Gerüchte über den angeblichen Abfall des Vigilius und die Irrlehren des Konzils von Konstantinopel, welche überall im Umlauf waren, machten mit der Zeit auch auf ihn Eindruck. Bei seinen eigenen, allerdings recht oberflächlichen Studien über die Streitfrage, die ihm bis dahin ferngelegen, fand er so wenig den Ausgang, daß er sich überzeugte, die Verurteilung der drei Kapitel sei mit Unrecht geschehen. Agilulf und Theudelinde, die beide eine Beilegung des Schismas sehnlichst wünschten, drangen in ihn, ein Schreiben an Papst

Bonifaz zu richten und ihn aufzufordern, eine Synode einzuberufen, damit wieder Friede und Eintracht unter den Katholiken herrsche. Er ging um so bereitwilliger darauf ein, als die berechtigte Hoffnung bestand, daß durch die Beilegung des Streites viele Langobarden, ja der König selbst für die Kirche gewonnen werden könnten.

Der Brief[1] ist zu lang, um ihn hier ganz folgen zu lassen; wir heben deshalb nur die wichtigsten Stellen in wörtlicher bzw. sinngetreuer Übersetzung heraus.

In der Aufschrift, die im schwülstigen Stile der Zeit gehalten ist, nennt Kolumban den Papst „das schönste Haupt der Kirchen Europas, den lieblichsten Vater, den erhabensten Vorsteher, den Hirten der Hirten, den ehrwürdigsten Wächter", sich selbst aber „einen Pilger, einen ungebildeten Bauer, den niedrigsten und unansehnlichsten aller Menschen", der nicht verdiene, Columba, „Taube", sondern Palumba, „Wildtaube" genannt zu werden. Der Brief selbst hebt ganz plötzlich und unvermittelt an:

„Wer könnte diesem Kahlkopf Gehör schenken? Wer wird nicht sofort sagen: ‚Wer ist dieser anmaßende Schwätzer, der ohne Aufforderung zu schreiben wagt?' Vielleicht wird man mir sogar mit derselben Frage begegnen, die jener Hebräer, der seinen Bruder geschlagen hatte, an Moses richtete: ‚Wer hat dich zum Fürsten und Richter gesetzt über uns?' (2 Mos. 2, 14). Darauf antworte ich, daß es keine Anmaßung ist zu reden, wenn es offenbar zum Nutzen der Kirche geschieht; und wer an meiner Person Anstoß nimmt, dem sage ich: ‚Es kommt nicht darauf an, wer etwas sagt,

[1] MG. Ep. III 170 ff. Kolumban wendet sich bald an den päpstlichen Hof, bald an Bonifaz allein.

sondern was er sagt. Warum sollte der Christ, auch wenn er fremd im Lande ist, verschweigen, was euer Nachbar, der Arianer, schon längst von den Dächern verkündet? ‚Besser sind die Wunden, die ein Freund schlägt, als die listigen Küsse eines Feindes' (Spr. 27, 6). Andere verletzen die Ehre der Kirche schadenfroh im geheimen, ich will lieber offen, wenn auch mit Schmerz, meine Klagen über das unheilvolle Schisma anbringen. Glaubet mir, weder Eitelkeit noch Zudringlichkeit treibt mich an, diesen Brief an euch zu richten. Schmerz, nicht Stolz nötigt mich, euch in aller Demut, wie es sich geziemt, zu sagen, daß durch eure Streitigkeiten ‚der Name Gottes gelästert wird unter den Heiden' (Röm. 2, 24).

Ich bekenne, daß mich der üble Ruf, in dem hierzulande der Stuhl des hl. Petrus steht, aufs tiefste schmerzt. Ich rede zu euch nicht als ein Fremdling, sondern wie ein Freund, wie ein Schüler, wie euer Diener; ich rede mit Freimut zu euch, unsern Herren, den Lenkern des geistlichen Schiffes, und rufe euch zu: Seid wachsam, denn das Meer wird von gewaltigen Sturmwinden aufgewühlt; seid wachsam: das Wasser ist bereits in das Schiff der Kirche eingedrungen und droht es zu versenken."

Kolumban nimmt für sich das Recht in Anspruch, andere zur Standhaftigkeit im Glauben zu ermahnen, weil er der Sohn eines Landes ist, das weder Ketzereien noch Glaubensspaltungen kennt, das den christlichen Glauben rein und unversehrt bewahrt hat, wie es ihn von den Nachfolgern der Apostel überkommen.

„Wir Irländer", rühmt er, „die wir am äußersten Ende der Welt wohnen, wir sind die Jünger der Apostelfürsten Petrus und Paulus und der andern heiligen Männer, die

unter dem Beistande des Heiligen Geistes den göttlichen Kanon der Schrift verfaßt haben. Wir nehmen nichts weiter an als die evangelische und apostolische Lehre. Niemals ist unter uns weder ein Irrgläubiger, noch ein Jude, noch ein Schismatiker gewesen, sondern noch immer wird bei uns der katholische Glaube, wie er von euch, d. h. von den Nachfolgern der heiligen Apostel, überliefert worden, unerschütterlich festgehalten. Durch dieses Vertrauen ermuntert und gleichsam angespornt, wage ich es, euch anzufeuern gegen die, welche euch verleumden, euch als Beschützer der Ketzer hinstellen und euch Schismatiker nennen, damit die Ehrenrettung, die ich vertrauensvoll für euch gegen jene übernommen habe, nicht vergeblich sei, und jene Schreier beschämt werden, nicht wir. Denn ich habe ihnen mein Wort verbürgt, daß die römische Kirche keine Ketzer in Schutz nimmt. Nehmet meine Vorschläge freundlich an; denn was ich Nützliches und Rechtgläubiges sagen werde, wird euch zur Ehre gereichen; liegt doch das Lob des Lehrmeisters in der reinen Lehre des Schülers, und wenn der Sohn weise spricht, freut sich der Vater. Nicht dem Bächlein, sondern der Quelle ist die Reinheit des Wassers zuzuschreiben. Solltet ihr aber in diesem Briefe oder in dem beigegebenen Schreiben an Agrippinus Worte und Ausdrücke finden, welche die Grenzen des berechtigten Eifers überschreiten, so schreibt sie nicht dem Stolze, sondern meiner Unbesonnenheit zu."

Das wirksamste Mittel, meint Kolumban, um den Sturm zu beschwichtigen, sei die Einberufung einer Synode, welcher der Papst ein schriftliches Glaubensbekenntnis vorlegen solle:

„Wachet über den Frieden der Kirche; kommet euren durch die Wölfe erschreckten Schäflein zu Hilfe. Rede zu ihnen, o Papst, mit der Stimme des wahren Hirten; stelle

Dich zwischen sie und die Wölfe, damit sie alle Furcht ablegen und Dich als ihren Hirten erkennen. Das Volk, das ich hier sehe, und das vielen Irrgläubigen Widerstand zu leisten hat, ist eifersüchtig; es ist unruhig wie eine eingeschüchterte Herde. Sei wachsam auf Deinem Posten Tag und Nacht! Willst Du der apostolischen Ehre nicht ermangeln, dann bewahre den apostolischen Glauben, bekräftige ihn durch Dein Zeugnis, bestärke ihn durch eine schriftliche Urkunde, befestige ihn durch eine Synode, damit keiner Dir mit Recht entgegentreten kann. Verachte diesen unscheinbaren Rat des Fremdlings nicht."

Um seinen Warnungen und Ratschlägen Nachdruck zu verleihen, macht er den Heiligen Vater auf die Zeichen der Zeit aufmerksam, die alle auf den unmittelbar bevorstehenden Zusammenbruch aller Dinge, auf das Weltende und das Jüngste Gericht hinwiesen. Kolumban teilte diesen Glauben mit vielen großen und heiligen Männern jener schrecklichen Zeit. Bischof Redemptus von Ferentum im Norden von Rom erzählte Gregor dem Großen, er habe, als er einst beim Grabe des heiligen Märtyrers Eutychius übernachtete, eine Stimme vernommen, die ihm zurief: „Das Ende alles Fleisches ist gekommen."[1] „Die Welt sinkt dahin!" schrieb der berühmte Bischof Avitus von Vienne, und eine Inschrift, die Johannes III. in der neuen Apostelkirche anbrachte, ist von derselben Überzeugung getragen. Angesichts der allgemeinen materiellen und sittlichen Verwüstung wendet Kolumban seine Augen zur Stadt Rom, dem Herzen der Welt, von wo er, wie Avitus vor ihm, Trost und Rettung erhofft.

[1] Grisar, Gesch. Roms I 697.

„Die Welt sinkt bereits zusammen. Der Hirt der Hirten naht zu seiner letzten Wiederkunft heran. Wir stehen am Rande der Zeiten; unsere Tage sind voll Gefahren. Der Herr des Himmels will uns durch die Schrecknisse, die sich um uns her verbreiten, aufrütteln aus dem Schlafe und der Trägheit, damit er uns wohlgerüstet finde bei seinem furchtbaren Erscheinen. Siehe, die Völker allüberall sind in Verwirrung und Aufregung; siehe, die Reiche zerfallen[1]. Bald wird der Allerhöchste seine Stimme ertönen lassen, und die Erde wird vor ihm erzittern (Ps. 45, 7). Habe wohl acht, daß er, wenn er kommt, Dich nicht nachlässig finde. Es genügt nicht, für Dich selbst besorgt zu sein, denn Du hast die Sorge für viele auf Dich genommen; und wem viel anvertraut ist, von dem wird auch viel verlangt werden.

Wache also, Heiliger Vater, ich bitte Dich, und wiederum sage ich: wache, denn vielleicht hat Vigilius, den jene Leute den Haupturheber des Ärgernisses nennen, nicht gut gewacht[2]. Deine Wachsamkeit wird vielen zum Heile gereichen, wie anderseits Deine Vertrauensseligkeit viele ins Verderben stürzen wird. Selber ein schwacher Krieger, will ich Dich, den obersten Heerführer, aufwecken: Dir steht es zu, die Gefahr von dem ganzen Kriegsheer abzuwenden. Alle schauen auf Dich, denn Dir ist die Gewalt gegeben, alles anzuordnen, den Krieg zu führen, die übrigen Führer anzutreiben, die Truppen aufzustellen, das Zeichen zur Schlacht zu geben, an des Heeres Spitze den Kampf zu

---

[1] Kolumban scheint die Ereignisse des Jahres 613 im Frankenreiche im Auge zu haben. Vgl. das folgende Kapitel.

[2] Quia forte non bene vigilavit Vigilius. Ein Wortspiel auf den Namen des Papstes.

beginnen. Wehe uns, wenn wir uns in diesem Lande, wo die Feinde des wahren Glaubens für den Kampf gerüstet sind, dem Wohlleben und einer falschen Sicherheit hingeben.

Als ich von den Grenzen der Welt, wo ich die geistlichen Führer die Schlachten des Herrn schlagen sah, in diese Länder kam, glaubte ich hierzulande noch gewandtere und tapferere Anführer für den heiligen Kampf zu finden; aber mit Schmerzen überschaue ich das Schlachtfeld, und meine Augen nach Dir wendend, der Du von allen Anführern meine einzige Hoffnung bist, beweine ich die Niederlage des einst so mächtigen Heeres. Das Papier vermag in seinem engen Raum nicht alles zu fassen, was ich Dir schreiben möchte; denn der König bittet mich, Dir ausführlich diesen traurigen Handel darzustellen. Die Spaltung unter dem Volke schmerzt ihn sehr der Königin und seines Sohnes wegen — vielleicht auch seiner selbst wegen, denn er soll gesagt haben, er würde sich bekehren, wenn er zur Gewißheit gelange. Schneide also unverzüglich die Ursache dieser Spaltung entzwei — Du bist ja gewissermaßen das Schwert des hl. Petrus — durch ein Glaubensbekenntnis vor einer Synode und durch Verabscheuung und Verdammung aller Häretiker, damit Du den Lehrstuhl des hl. Petrus von jedem Irrtum reinigst, wenn ein solcher sich eingeschlichen haben sollte. Denn es wäre überaus beklagenswert, wenn sogar auf dem Apostolischen Stuhle der katholische Glaube nicht mehr festgehalten, und der erste Sitz des wahren Glaubens deswegen beschimpft würde. Darum beschwöre ich euch um Christi willen, kommt eurem guten Namen zu Hilfe, der unter den Völkern zerfetzt wird, damit ihr nicht, wenn ihr noch länger schweiget, von euren Freunden des Verrates bezichtigt werdet.

Euch, meine Väter und Schutzherren, möchte ich anspornen, die Schamröte von dem Angesicht eurer Söhne und Schüler zu vertreiben, die euretwegen geschmäht werden, und, was noch mehr ist, den Nebel des Verdachtes von dem Lehrstuhle des hl. Petrus zu verscheuchen. Es ist wahrhaftig keine Kleinigkeit, die euch vorgeworfen wird, legt man euch doch die Begünstigung der Häretiker zur Last. Papst Vigilius habe, so wird behauptet, auf einer gewissen fünften Synode den Eutyches, Nestorius und Dioskor, diese Erzhäretiker, wieder in die kirchliche Gemeinschaft aufgenommen[1]; und das ist zur Ursache des ganzen Ärgernisses geworden, ein Ärgernis, das ihr aufrechterhaltet, falls es wahr ist, daß auch ihr diese Ketzer aufgenommen habt. Wenn ihr aber wisset, daß Vigilius von diesem Irrtum angesteckt gestorben ist, warum wird sein Name noch immer in den Diptychen aufgeführt und während des heiligen Opfers verlesen?"

Dann vergißt Kolumban für den Augenblick all seine früheren Beteuerungen unerschütterlichen Vertrauens auf die Weisheit und Rechtgläubigkeit des Papstes und führt eine Sprache, die geradezu herausfordernd und aufrührerisch klingt — ein neuer Beweis, wenn es eines solchen bedürfte, daß nicht alles, was ein Heiliger tut oder sagt, deswegen auch recht sei oder recht sein müsse.

„Durch eure Schuld", ruft er aus, „seid ihr von dem wahren Glauben abgewichen und ‚habt die erste Treue gebrochen'. Mit Recht stehen eure Untergebenen wider euch

[1] Der Nestorianismus und Entychianismus sind zwei einander ganz entgegengesetzte Irrlehren; es ist daher unverständlich, wie die Schismatiker ein so unsinniges Gerücht verbreiten konnten.

auf; mit Recht entziehen sie sich der kirchlichen Gemeinschaft mit euch, bis ihr das Andenken der Ruchlosen ausgelöscht und der ewigen Vergessenheit preisgegeben habt. Falls mehr Wahres als Falsches an den Gerüchten ist, die über euch im Umlauf sind, dann sind die Rollen vertauscht: eure Söhne — es schmerzt mich, es zu sagen — werden das Haupt, ihr aber der Schweif sein (5 Mos. 28, 44). Die, welche immer dem wahren Glauben treugeblieben, mögen sie auch eure Untergebenen sein, werden zu euren Richtern; denn sie sind die wahren und rechtgläubigen Katholiken, da sie niemals weder Ketzer noch der Ketzerei Verdächtige aufgenommen oder verteidigt haben."

Es war nicht der Geist der Empörung, der Kolumban diese kühnen Worte eingab; Eifer für die Wahrheit, wie er sie erkannte, Eifer für die Ehre des Heiligen Stuhles führte ihm vielmehr die Feder. Er war ein Mann, der sich mit ganzer Seele für jede Sache ins Zeug legte, die ihm die Sache Gottes zu sein schien; der hitzig auf sein Ziel losging, es um jeden Preis zu erreichen suchte und in seinem Ungestüm sich über Personen und Einrichtungen hinwegsetzte. Sein Eifer für Gott ist unverkennbar, nur ist er nicht immer „nach Einsicht" (Röm. 10, 2). Er ist sich auch selbst der Verwegenheit seiner Sprache bewußt und sucht sie zu entschuldigen. Der Versuch kann aber nur insofern ein glücklicher genannt werden, als wir ihm den poetisch schönsten und kräftigsten Huldigungsgruß verdanken, den Altirland dem christlichen Rom dargebracht.

„Verzeihet mir, wenn ich etwas für fromme Ohren Verletzendes gesagt habe. Meine Wahrheitsliebe verbietet mir, irgend etwas in der Sache zu verschweigen. Der meinem Stamme angeborene Freimut ist zum Teil schuld an meiner

Kühnheit. Bei uns gilt nämlich nicht die Person, sondern die Vernunft. Meine große Sorge, daß Friede und Eintracht unter euch herrsche, drängt mich, offen zu reden und nichts zu verheimlichen. ‚Wenn ein Glied leidet, so leiden alle Glieder mit' (1 Kor. 12, 26). Wir Irländer sind, wie ich bereits gesagt, mit dem Stuhle Petri eng verbunden. Wenn Rom auch als Stadt groß und berühmt ist durch die weite Welt, so ist es in unsern Augen groß und leuchtend nur durch diesen seinen Apostolischen Stuhl. Obwohl der Name der alten Weltstadt, der Zierde Ausoniens, in der ganzen Welt bis zu deren westlichen Grenzen, dank der allzu großen Gunst fast aller Völker, wie etwas einzig Hehres und Bewundernswertes verbreitet ist — für uns seid ihr erst groß und erhaben, seitdem der Sohn Gottes Mensch geworden, und der oberste Wagenlenker, der Christus ist, mit jenen feurigen Kampfrossen des Heiligen Geistes, den Apostelfürsten Petrus und Paulus, deren teuere Überreste euch so glücklich machen, das Völkermeer durchschnitten hat und bis zu uns gelangt ist; von da an seid ihr wahrhaft groß und berühmt geworden, und Rom selbst hat an Herrlichkeit zugenommen. Noch mehr: wenn man nach dem Ausspruch des Heiligen Geistes diejenigen ‚Himmel' nennen darf, die Gottes Herrlichkeit durch das Evangelium verkünden (Ps. 18, 2 5), so seid ihr wegen dieser beiden großen Apostel fast himmlische Wesen, und Rom ist das Haupt aller Kirchen der Welt, und heiliger ist nur die Stätte der Auferstehung des Herrn. Weil nun aber eure Ehre wegen der Würde des Apostolischen Stuhles so erhaben ist, darum ist auch besondere Obsorge nötig, damit ihr nicht durch eine Irrlehre eure Würde verlieret. Eure Macht währt nur solange, wie das rechte Bekenntnis auf eurer Seite

ist; denn nur der ist ein zuverlässiger Schlüsselbewahrer, der den Himmel den Würdigen öffnet und den Unwürdigen verschließt: tut er das Gegenteil, so kann er weder öffnen noch schließen.

„Jedermann weiß, wie unser Heiland dem hl. Petrus die Schlüssel des Himmelreichs übergab; wenn ihr euch aber deswegen eine unerhörte Autorität und Gewalt in göttlichen Dingen beimesset[1], so vergesset nicht, daß eine solche Überhebung eure Gewalt bei dem Herrn vermindert; denn die Einheit des Glaubens auf dem ganzen Erdkreise hat die Einheit der Macht und des Vorranges hervorgerufen. So wird der Wahrheit überall und von allen der freie Ausgang offengehalten, dem Irrtum aber der Zutritt gleichmäßig verweigert. Der hl. Petrus hat das Amt der Schlüssel, d. h. das Vorrecht zu binden und zu lösen, nur deshalb erhalten, weil er das rechte Bekenntnis hatte. Darum ist es auch euren Untergebenen gestattet, euch mit Bitten zu bestürmen im Eifer für den Glauben, in der Liebe zum Frieden und zum Nutzen der Einigkeit unserer gemeinsamen Mutter, der Kirche, die in ihrem Schoße wie einst Rebekka zerrissen den Streit und den inneren Krieg aufs schmerzlichste beklagt. ‚Tränen sind hier wahrlich mehr am Platze als Worte.‘[2] Darf denn das Kleid des Gottessohnes und Welterlösers, welches die Einheit der Kirche ist, zerrissen werden? Darf der Leib Christi, welcher die Kirche ist, geteilt werden?

Darum, Vielgeliebte, einigt euch; lasset die alten Streitigkeiten ruhen und übergebet sie der Vergessenheit. Was

[1] Wohl durch die Verurteilung der drei Kapitel, die das Konzil von Chalcedon verschont hatte.

[2] Gildas, Increpatio in Sacerdotes.

zweifelhaft ist, stellet dem göttlichen Richter anheim; was aber offen liegt und worüber die Menschen urteilen können, darüber richtet ohne Ansehen der Person. ‚Richtet zum Frieden in euren Toren' (Zach. 8, 16). Verzeihet einander, damit im Himmel und auf Erden Freude sei über eure Einigkeit. Ich kann überhaupt nicht verstehen, wie ein Christ mit dem andern über den Glauben streiten kann; denn was der eine glaubt und liebt, das glaubt und liebt doch auch der andere."

Nachdem er dann eine kurze Zusammenfassung des Nizäischen Glaubensbekenntnisses gegeben, fährt Kolumban fort:

„Verzeihet mir, ich bitte euch, meine freimütige und etwas derbe Redeweise; sie ist die eines urwüchsigen Schotten[1]. In dieser Angelegenheit konnte ich nicht anders schreiben, obgleich ich wußte, man würde mir deswegen Vorwürfe machen. Allein in der Sache Gottes fürchte ich die Zungen der Menschen nicht, die mehr zur Lüge als zur Wahrheit geneigt sind. Darum bitte ich euch nochmals, weil viele die Reinheit eures Glaubens bezweifeln, diesen Makel von der Schönheit des Heiligen Stuhles zu entfernen. Denn wahrlich, die üble Nachrede, die römische Kirche könne durch alle und jede Gewaltandrohung in der Festigkeit des Glaubens erschüttert werden, erhöht ihr Ansehen nicht; und doch haben so viele Märtyrer für sie ihr Blut vergossen, indem sie lieber sterben wollten, als ihr untreu werden. Der König bittet Dich, es bittet Dich die Königin, es bitten Dich alle, die Einigkeit sobald als möglich wieder herzustellen, damit für das Vaterland der Friede wiederkehre, die Herde Christi

[1] Bis zum 10. Jahrhundert wurde Irland auch Scotia genannt und die Iren Schotten.

einig werde, und Du dem Petrus, Dir aber ganz Italien folge. Was ist süßer als Friede nach einem langen Kriege, was köstlicher als die Wiedervereinigung getrennter Brüder? Der Friede der Söhne wird dem Vater im Himmel und unserer Mutter, der Kirche, auf Erden zur nie endenden Freude gereichen."

Zum Schlusse bittet Kolumban demütig um das Gebet des Papstes und seines Klerus:

„Betet für mich, Heiliger Vater, und ihr, meine Brüder, für mich, einen elenden Sünder, und für meine Mitpilger, an den Stätten, wo die Gebeine der Heiligen ruhen, vor allem aber am Grabe der Apostelfürsten Petrus und Paulus, der großen Heerführer des großen Königs, der unvergleichlichen Streiter Jesu Christi, des Gekreuzigten, dem sie bis zum Blutvergießen folgten, damit wir Gnade erlangen, Christo anzugehören, seine Huld zu genießen, ihm stets ein dankbares Herz zu bewahren und uns mit euch und allen Heiligen zu vereinigen, um ihn mit dem Vater und dem Heiligen Geist zu loben und zu verherrlichen hier und in alle Ewigkeit. Amen."

Die widersprechendsten Urteile sind über dieses merkwürdige Schreiben abgegeben worden. Ein katholischer Kirchenhistoriker, der sein Augenmerk nur auf die leidenschaftlichen Ausdrücke wider die Gegner der drei Kapitel und die mehr oder minder gewagten Behauptungen zu richten scheint, nennt Kolumbans Brief „von der ersten bis zur letzten Zeile einen baren, ununterbrochen fortlaufenden Unsinn"[1]; während ein anderer, dem die wiederholten Versicherungen aufrichtiger Demut und tiefster Ehrfurcht gegen den Römischen Stuhl,

[1] Stolberg (Kerz), Gesch. der Religion Jesu Christi XI 97.

sowie die große Vertrautheit mit der Heiligen Schrift besonders auffielen, meint, „dieser äußerst höfliche Brief" dürfte allein genügen, um uns einen recht hohen Begriff von Kolumbans Tugend und Gelehrsamkeit zu geben[1]. Katholische Apologeten, wie Bischof Greith, erblicken in dem Brief „ein klares Zeugnis für den Primat des Römischen Stuhles"; dagegen tragen nicht wenige protestantische Schriftsteller, auf denselben Brief sich stützend, gar kein Bedenken, Kolumban als einen entschiedenen Gegner des Papsttums, einen Vertreter einer romfreien Kirche und einen Vorläufer der Reformatoren hinzustellen. Bossuet widmet ihm ein ganzes Kapitel in seiner „Verteidigung der Erklärung des französischen Klerus über die kirchliche Gewalt"[2], und zitiert mehrere Stellen daraus, um zu beweisen, daß die Entscheidungen des Papstes nicht unumstößlich sind, bis sie die Zustimmung der gesamten Kirche erlangt haben.

Welche Schlüsse wir auch aus Kolumbans Schreiben ziehen mögen in bezug auf seine Bildung, seine Tugenden oder seine persönliche Ansicht über die päpstliche Unfehlbarkeit, jede Zeile bekundet „die in ihm lebende Überzeugung von der hohen Stellung des obersten kirchlichen Lehramtes, das nach ihm in allen Entscheidungen untadelhaft sein muß, ebendarum, weil ihm alle folgen müssen"[3]. Über Kolumbans Stellung zum Papste äußert sich der gelehrte protestantische Kirchenhistoriker Albert Hauck[4] recht zutreffend wie folgt: „Kolumban erkannte tatsächlich durch seine Appellation und ausdrücklich das Recht

---

[1] Gianelli, Vita di S. Colombano 179.

[2] III. Teil, Buch IX, Kap. XXV.

[3] Grisar, Gesch. Roms I 697.

[4] KGD. I[4] 281.

des Papstes an, Bestimmungen über Angelegenheiten der fränkischen Kirche zu treffen, die nicht nur moralisch, sondern rechtlich bindende Kraft hatten. Wie weit er dabei ging, erhellt sehr augenfällig daraus, daß er dieselbe Schriftstelle (5 Mos. 32, 7), welche ihm für das Verhältnis des Abtes zu den Mönchen maßgebend war (Reg. Mon. 9), auf den Papst anwandte. . . . Kolumban zeigte sich hier sicherlich nicht als Sprecher einer ‚romfreien Kirche'. An dieser Tatsache ändern natürlich die vielen freimütigen Worte nichts, die er Gregor wie Bonifaz IV. gegenüber spricht; ebensowenig der Umstand, daß er voraussetzt, der Papst könne möglicherweise eine irrige Entscheidung treffen, und daß er dann sich zum Widerspruch gegen den Papst verpflichtet hält." Aus dem Zusammenhang gerissen, lassen sich zwar einige Ausdrücke nur schwer mit einer rückhaltlosen Anerkennung des Primates in Einklang bringen; sie finden aber ihre Erklärung in dem Schmerz, der sich seiner bemächtigte, als man ihm von bischöflicher Seite versicherte, der Römische Stuhl sei der Häresie verdächtig. Ähnlichen scharfen Wendungen begegnen wir in den Schriften eines Cyprian, Irenäus und Bonifatius, Männer, deren päpstliche Gesinnungen über jeden Verdacht erhaben sind. „Sie sind eben ein Beweis, daß die Verfassung der Kirche nicht, wie ihre Gegner meinen, bloß Sklaventum erzeugt, und daß mit aller Hochachtung und Verehrung gegen die kirchlichen Obern auch ein edler Freimut vereinbar ist."[1]

Wir wissen nicht, was der Papst unserem Heiligen auf seinen Mahnbrief antwortete. Wir dürfen aber doch wohl annehmen, daß Bonifaz, eingedenk der großen Verdienste

[1] F. X. Funk, Kirchengesch. Abhandlungen I 431.

des Abtes um die Verbreitung des Glaubens und die Hebung der Sitten, ihm seine Unbesonnenheit und Anmaßung großmütig nachsah und ihn mit echt christlicher Liebe über das wahre Wesen der Streitfrage unterrichtete, und daß Kolumban seinerseits, nunmehr eines Besseren belehrt[1], jede Gemeinschaft mit den Schismatikern abbrach und sich den Beschlüssen des fünften allgemeinen Konzils unbedingt unterwarf. Übrigens nötigte ihn um diese Zeit ein neues Unternehmen, das sein Lebenswerk krönen sollte, den langobardischen Hof zu verlassen, und entzog ihn so der Versuchung, sich ferner in gefährliche Streitigkeiten zu verwickeln und dem Papste Verhaltungsmaßregeln für die Verwaltung der Kirche vorzuschreiben.

3. Bobbio. Des Pilgers letzte Fahrt.

Quum moriar, medium solvar et inter opus.
Wenn ich sterbe, so will ich sterben mitten im Werk.

Als Kolumban über die Alpen stieg, lag es in seiner Absicht, nach Rom zu pilgern, um, wie er an Gregor den Großen schrieb, am Grabe der Apostelfürsten zu beten und Christi Statthalter auf Erden von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Der glänzende Empfang, der ihm am langobardischen Hofe bereitet wurde, sowie die günstige Gelegenheit, die sich ihm hier bot, in Wort und Schrift den Arianismus zu bekämpfen, bewogen ihn, wie wir gesehen, seine Reise für einige Monate zu unterbrechen. Dann kam

[1] Non me inter irreprehensibiles profiteri audeo, hatte er an Papst Bonifaz geschrieben.

seine unglückliche Einmischung in den Dreikapitelstreit, und nach dem übereilten Schreiben an den Papst hielt er es wohl für geraten, mit dem Besuch in der Ewigen Stadt zu warten, bis er erfahren habe, welchen Eindruck es dort hervorgerufen. Doch in Mailand wollte er nicht länger verweilen. Er sehnte sich mehr denn je nach Einsamkeit und Ruhe, galt es doch, sich auf die letzte Reise vorzubereiten. So begann er denn ernstlich daran zu denken, von Agilulfs Erlaubnis, sich im Langobardenreiche einen geeigneten Ort zur Gründung eines Klosters auszuwählen, Gebrauch zu machen.

In den Nordapenninen, die Ligurien von Emilien trennen, im Tale der Trebbia, jenes trügerischen Flüßchens, das sich den Römern im zweiten Punischen Kriege so verderblich erwies, erhob sich über einem alten Dianaheiligtum eine Kirche zu Ehren des hl. Petrus. Der Gebirgsbach Bobbio, der sich hier in die Trebbia ergießt, hatte dem alten römischen Kastell und der ganzen Umgebung den Namen gegeben. Das Kastell war längst verfallen und die Kirche fast eine Ruine geworden. Doch die nahen Berge boten Steine und Bauholz in Menge, das Land war ungemein fruchtbar und die Bäche wimmelten von Fischen. Durch einen gewissen Jocundus, allem Anschein nach einen Bewohner dieser Gegend, auf die günstige Lage Bobbios aufmerksam gemacht, beschloß Kolumban, den Ort selbst zu besichtigen, und falls er seinen Plänen entspreche, dort ein Kloster zu gründen [1].

Es war im Frühsommer 614, als der Abt seinen königlichen Freunden und Gönnern in Mailand Lebewohl sagte und in Begleitung des treuen Athala und einer Anzahl anderer Schüler, die sich seit seiner Ankunft in Italien um

[1] V. Col. I, 30, 221.

ihn gesammelt hatten, den Weg nach Südosten einschlug. In Mombrione am Lambro soll er, nach einer sehr alten Überlieferung, kurze Zeit halt gemacht haben, um den Einwohnern, die noch größtenteils Götzendiener waren, das Evangelium zu predigen. Aus Dankbarkeit gegen ihren ersten Apostel nannten die Bürger in späteren Zeiten ihr Städtchen San Colombano, welchen Namen es noch heute trägt[1].

In Bobbio angekommen, sah Kolumban auf den ersten Blick, daß die Gegend wie geschaffen sei für eine klösterliche Niederlassung. Das Landschaftsbild entfaltete zwar nicht die Majestät der Alpenwelt, noch die Üppigkeit der Riviera, noch auch den lieblichen Reiz des Seengebietes; es bot aber dem Auge eine einfache, keusche Schönheit dar, eine Mischung von Schroffheit und Anmut, von Wildheit und Kultur, die einem Liebhaber der Natur und der Einsamkeit wie Kolumban zusagen mußte. So begann er denn sogleich mit der Wiederherstellung der halbverfallenen Kirche und dem Bau eines Klosters in deren Nähe. Trotz seinen siebzig Jahren wollte er alle Beschwerden mit den Arbeitern und Handwerkern teilen. Noch lange nach seinem Tode sprachen die älteren Mönche mit Bewunderung von seiner erstaunlichen Stärke und Gewandtheit. Des öfteren war es nötig, Bäume zu fällen an Orten, wohin weder Wagen noch Lasttiere gelangen konnten. Kolumban und zwei oder drei rüstige Holzschläger — mehr konnten auf dem schwierigen Gelände nicht festen Fuß fassen — hoben die gewaltigen Stämme auf ihre Schultern und trugen sie in die Ebene hinab mit einer solchen Leichtigkeit, daß es den Zuschauern ein wahres Wunder zu sein schien[2]. Auch die Macht über wilde

[1] Gianelli, Vita di S. Colombano 108. [2] V. Col. I, 30, 222.

Tiere verließ den heiligen Abt in Italien nicht. Eines Tages zerriß ein Bär einen der beiden Ochsen, welche die Balken zum Bauplatz hinzuziehen pflegten. Zur Strafe für den verübten Frevel spannte Kolumban den Bären neben den noch lebenden Ochsen ins Joch ein und befahl ihm, so erzählt die Legende, mit dem Ochsen die Last zu ziehen, was er auch ganz bereitwillig tat.

Die ursprüngliche Schenkungsurkunde, die Agilulf für Bobbio ausstellte, ist nicht mehr vorhanden. Die älteste erhaltene Abschrift stammt aus dem 10. Jahrhundert. Das interessante Dokument, die älteste langobardische Königsurkunde überhaupt, wurde lange Zeit für eine unzweifelhafte Fälschung gehalten, bis es einem deutschen Gelehrten gelang, alle Verdachtsgründe zu beseitigen und seine Echtheit einwandfrei festzustellen[1]. Flavius Agilulf, der erhabene König, so lautet im wesentlichen die Urkunde, schenkt dem ehrwürdigen Columbanus und seinen Gefährten die Basilika des heiligen Apostelfürsten Petrus zu Bobbio, dazu ein Stück Land im Umfange von vier Meilen mit vollkommenem Eigentumsrecht über allen Zubehör, ausgenommen die Hälfte einer Salzquelle, die er schon früher einem seiner Heerführer zur Ausbeutung überlassen hat. Als Entgelt für die Freigebigkeit des Königs sollen die Mönche täglich zu Gott beten um Bestand und Gedeihen des Reiches.

Wie Kolumbans frühere Stiftungen, so gelangte auch Bobbio rasch zu hoher Blüte. Von Piacenza und Pavia, von Genua und Mailand, selbst von Susa und dem fernen Frankenland kamen Römer und Germanen, um unter der

[1] L. M. Hartmann, Bemerkungen zu den ältesten langobardischen Königsurkunden, im Neuen Archiv XXV 608 ff.

strengen Zucht des keltischen Abtes ihr Heil zu wirken. Das Tal der Trebbia sollte, wie Bangor, ein Tal der Engel und Heiligen werden, ein Born geistlicher Erneuerung für ganz Oberitalien.

So hatte Kolumban nach vielen Wanderungen endlich wieder eine Heimstätte gefunden. Der Taube gleich, deren Namen er trug, war er weit fortgeflogen in die Wildnis, und ruhte nun aus. Und hier inmitten der Brüder, die ihm Gott so gnädig geschenkt an Stelle jener, die er um seines Namens willen verlassen, wünschte er zu bleiben und die Einladung zur ewigen Ruhe abzuwarten. Doch kaum hatte er begonnen, sein neues Arbeitsfeld zu bebauen, da trat auch schon die Versuchung, ihm den Rücken zu kehren, in so verlockender Gestalt an ihn heran, daß es all seiner Demut und Willenskraft bedurfte, um ihr zu widerstehen.

Nach dem Siege bei Zülpich und dem Tode Theudeberts rüstete sich Theuderich, gegen Chlotar von Neustrien zu Felde zu ziehen; aber ehe es zum Kampfe kam, raffte ihn ein bösartiges Fieber in seinem 26. Lebensjahr hinweg[1]. Brunhilde ließ darauf Theuderichs ältesten Sohn Sigibert, der kaum elf Jahre zählte, zum König ausrufen und bot das Heer wieder auf, das bei des Königs Tode auseinandergegangen war. Aber viele austrasische und burgundische Großen, an ihrer Spitze Pipin von Landen und Arnulf von Metz, wollten von einer vormundschaftlichen Regierung

[1] Sisebut (Vita Desiderii) und Fredegar (Chron. IV 39) berichten übereinstimmend. Theuderich sei am Durchfall gestorben; divinitus percussus inter flagrantis ignis incendia mortuus est, sagt Jonas (V. Col. I, 29), was wohl kaum mit O. Abel von einer „Feuersbrunst" zu verstehen ist; ein späterer Chronist (Taten der Frankenkönige Kap. 39) behauptet, Brunhilde habe Theuderich vergiftet.

Brunhildens für ihre Urenkel nichts wissen und riefen Chlotar ins Land. An der Aisne, in der Nähe von Châlons, trafen sich die Heere, aber es kam nicht zur Schlacht. Der Hausmeier Warnachar, der die Burgunder befehligte, ging zu Chlotar über, und der Rest des Heeres ergriff die Flucht. So wurde Fredegundens Sohn ohne Schwertstreich Alleinherrscher des gesamten Frankenreiches (613).

Chlotar nützte seinen Sieg in wahrhaft barbarischer Weise aus. Zwei von Theuderichs Söhnen tötete er mit eigener Hand; den dritten, den er aus der Taufe gehoben, ließ er im Gefängnis sterben; der vierte entkam durch Flucht und blieb verschollen. Brunhilde, die über den Jura nach Orbe im Waadtland entkommen war, wurde wie ein wildes Tier gehetzt, gefangengenommen und in Ketten nach Renève an der Vingeanne geschleppt. „Mit heftigen Worten warf Chlotar ihr vor, zehn Frankenkönige gemordet zu haben, und diese ungerechte Anklage mußte dann die grausame Rache rechtfertigen, welche die feindlichen Großen und der Sohn Fredegundens an der Königin nahmen.“ In einer Versammlung der Franken wurde das Todesurteil über sie gesprochen. Darauf ließ Chlotar sie drei Tage lang foltern; dann ward sie auf ein Kamel gesetzt und zur Schau im Lager umhergeführt und endlich mit dem Haupthaar, einem Arme und einem Fuße an den Schwanz eines wilden Pferdes gebunden und zu Tode geschleift[1].

Fünfzig Jahre waren verflossen, seitdem Brunhilde in der Blüte der Jugend, Schönheit und Unschuld ihre spanische Heimat verlassen hatte, um die Gemahlin Sigiberts von Austrasien zu werden. Venantius Fortunatus, „der letzte

[1] Fredegar, Chron. IV 42. Kaufmann, Deutsche Gesch. II 156.

römische Dichter", der bei den Vermählungsfeierlichkeiten in Metz zugegen war, preist sie jeden Zoll eine Königin:

Schön, anmutig und klug, wie bescheiden, lieblich und gütig,
Mächtig durch Schönheit und Geist, wie durch ihr hohes Geschlecht.

„Wie hatte damals das Volk der jugendlichen Braut entgegengejubelt, und was hatte sie dann erleben müssen, zuerst die Entehrung und Ermordung der geliebten Schwester, die ihr aus Spanien in das Frankenreich gefolgt war, dann die Ermordung des Gemahls, Kränkung ihrer Rechte, Nachstellung und rohe Gewalttat. Sie vermochte es nicht, wie Galswinda, dem Unrecht zu weichen, sondern sie nahm den großen Kampf um die Macht auf, in den sie hineingerissen war; mit nie versagendem Mut und nie erlahmender Geisteskraft kämpfte sie für die Sache des Königtums. Gewalttat und Rücksichtslosigkeit hat sie dabei nicht gescheut; und doch, verglichen mit ihrer Todfeindin Fredegunde, erscheint sie fast als edel: sie hat das königliche Blut, das in ihren Adern floß, nie verleugnet; nie ist sie so tief gesunken wie die Buhlerin und Mörderin, von deren Sohn sie zum Tode verurteilt wurde." [1]

Die Rachegier der Feinde Brunhildens war durch ihr schreckliches Ende noch nicht gestillt: ihren traurig verstümmelten Überresten verweigerte man sogar die Ehre einer christlichen Bestattung; wie etwas Unheiliges und Unreines wurden sie außerhalb des Lagers verbrannt. Fromme Hände sammelten jedoch heimlich ihre Asche und trugen sie nach Autun ins Kloster des hl. Martin, das sie einst, als sie auf dem Gipfel ihres Glückes stand, erbaut und reichlich ausgestattet hatte. Noch neunhundert Jahre nach ihrem

[1] Hauck, KGD. I 162.

qualvollen Tode bewahrte eine tägliche Almosenverteilung, bekannt als „Brunhildens Almosen", ihr Andenken in volkstümlichen Ehren[1].

Als Chlotar durch die Tragödie von Renève alleiniger König der Franken geworden war, wollte er den keltischen Mönch, der ihm diesen Wechsel in seinem Geschick vorausgesagt hatte, wiedersehen. Er ließ daher den Abt Eustasius zu sich bescheiden und gab ihm den Auftrag, Kolumban in Bobbio aufzusuchen und ihn zur Rückkehr nach Luxeuil zu bewegen.

Kolumban war hocherfreut, seinen Lieblingsschüler nochmals zu sehen und Nachricht von den burgundischen Klöstern zu erhalten. Doch was sollte er auf die schmeichelhafte Einladung Chlotars erwidern? Seine Rückkehr nach Luxeuil würde ihn in den Augen des gallischen Klerus und Volkes rechtfertigen, von denen zweifellos viele über die wahre Ursache seiner Verbannung falsch unterrichtet waren. Noch mehr, sie würde einen glänzenden Triumph bedeuten über jene burgundischen Bischöfe, die mit Theuderich und seinem Hofe gemeinsame Sache gemacht hatten. Und wäre sie nicht die Erfüllung einer langgehegten Hoffnung — der Hoffnung, im Schatten des großen Klosters zur letzten Ruhe gebettet zu werden, Seite an Seite mit den Freunden und Gefährten, die ihm bei der Gründung treu mitgeholfen, vielleicht in einem Grabe mit seinem Verwandten, dem heiligmäßigen Kolumban dem Jüngeren, den er so innig geliebt und so früh verloren?[2]

[1] Montalembert, Mönche des Abendlandes II 466.

[2] V. Col. I, 17. Kolumban der Jüngere wird mancherorts als Heiliger verehrt. Im Kalender von Einsiedeln steht sein Fest am 23. November.

Kolumban müßte nicht Mensch gewesen sein, wenn derlei Gedanken nicht in ihm aufgestiegen wären. Aber mannhaft kämpfte er sie nieder; denn er erkannte, schon vom menschlichen Standpunkte betrachtet sei es besser, zu bleiben, wo er war. Bobbio bedurfte seiner mehr als Luxeuil; auch war es mehr als wahrscheinlich, daß der alte Streit mit den gallischen Bischöfen im Falle seiner Rückkehr aufs neue ausbrechen würde. Außerdem wußte er aus Erfahrung, wie groß die Mühen und Gefahren einer Reise über die Alpen waren, selbst wenn für alle Bequemlichkeiten, die man in jenen Tagen bieten konnte, gesorgt würde. Eustasius suchte ihn zum Aufgeben seines Widerstandes zu bewegen. Er führte ihm die großen Vorteile vor Augen, die nicht bloß Luxeuil, sondern der ganzen Kirche im Frankenreiche aus seinem Einfluß auf Chlotar erwachsen würden. Doch alle Mühe war vergeblich: Kolumban blieb fest bei seiner Weigerung. Es sei nicht der Wille Gottes, sagte er, daß er die Alpen noch einmal übersteigen solle; er müsse sein Werk in Italien vollenden.

Mit Freuden nahm Eustasius die Einladung an, einige Zeit in Bobbio zu verweilen, und Kolumban benutzte die Gelegenheit, ihm seine letzten Wünsche bezüglich der Leitung von Luxeuil anzuvertrauen; besonders betonte er die Notwendigkeit, die heilige Regel in ihrer ganzen Strenge zu beobachten. Dann nahm er herzlichen Abschied von ihm und segnete seine Reise. An Chlotar richtete er ein Schreiben voll heilsamer Ermahnungen, deren dieser in der Tat sehr bedurfte, und bat ihn, den Brüdern in Luxeuil seinen königlichen Schutz angedeihen zu lassen.

Als die Besucher wieder abgereist waren, ging Kolumban an sein gewohntes Tagewerk, glücklich, daß er würdig be-

funden worden, dem Herrn ein kleines Opfer zu bringen. Auch in Bobbio blieb er seiner Gewohnheit treu, Tage und Wochen in der Einsamkeit der Berge zu verbringen. Noch heute zeigt man dem Pilger oder Touristen, der Bobbio besucht, zwei Grotten, die eine anderthalb Wegstunden nordöstlich von der Stadt in der Nähe von La Spanna, die andere zwei Stunden nach Südosten in einer fast unzugänglichen Felsmasse am linken Ufer der Coriasca di San Michele, wo der Heilige die letzten Tage seines Lebens in Gebet und Fasten zugebracht haben soll[1].

Das fortschreitende Greisenalter mit seinem Gefolge von Plagen und Beschwerden mahnte ihn, daran zu denken, das Ende liege nicht mehr in allzu weiter Ferne. Er hatte andern so oft gepredigt, das Leben sei nur ein „Wettrennen zum Tode"; so war er nicht überrascht, als das Ziel auch vor ihm auftauchte. Wohl um diese Zeit muß es gewesen sein, daß er an seinen Freund Sethus die herrlichen Verse richtete[2], in denen er in den lebhaftesten Farben die mannigfachen Gebrechen und Nöten des Alters schildert: häufige Krankheitsanfälle, allmähliches Schwinden der Geisteskräfte, Einschrumpfen der Glieder und Steifwerden der Gelenke; allgemeine Schwäche, Herzbeklemmung und Atemnot; schlaflose Nächte und nervöse Tage; beständige Nähe und doch Ungewißheit der Todesstunde:

In mentem tibi veniat tremebunda senectus,
Quam gelidae tandem sequitur violentia mortis.
Ultima iam sapiens meditatur tempora vitae.
Torpentes senio vires morbosque frequentes
Incertumque diem loeti certosque dolores;
Multa senem fragilis vexant incommoda carnis.

[1] Gianelli, Vita di S. Colombano 183. [2] MG. Ep. III 183 ff.

Nam macie turpi tabescunt languida membra;
Tunc genuum iunctura riget venasque per omnes
Illius in toto frigescit corpore sanguis:
Sic baculo nitens artus sustentat inertes.
Quid tristes memorem gemitus, quid taedia mentis?
Somnus abest oculis, illum sonus excitat omnis.
Quid meminisse iuvat transactae gaudia vitae,
Venerit extremi tandem cum terminus aevi?

Aus den Schlußversen seiner Epistel an Fidolius[1] geht hervor, daß ihn eine schwere Krankheit befallen hatte, die wahrscheinlich die Ursache seines Todes war:

Haec tibi dictaram morbis oppressus acerbis,
Corpore quos fragili patior tristique senecta;
Nam dum praecipiti labuntur tempora cursu,
Nunc ad olympiadis ter senae venimus annos.
Omnia praetereunt, fugit irreparabile tempus:
Vive, vale laetus tristisque memento senectae!

Dies diktiert' ich an dich, bei meinem gebrechlichen Körper,
Tief von Leiden gebeugt und von der Schwere des Alters;
Denn wir sind mit der Zeit, die in flüchtigem Laufe dahineilt,
Nun in die dreimalsechste Olympiade gekommen.
Alles vergeht, es entflieht die Zeit und kehret nicht wieder,
Lebe denn wohl, und in Freud' und Leid gedenke des Alters.

Dann kam der willkommene, der langerbetene Tag, an dem Gott den Verbannten heimrief ins Vaterhaus, ins Land seiner Sehnsucht. Losgeschält von der Welt, reich an Verdiensten und reif für die Krone des Lebens, gab Kolumban am 23. November 615 seine Seele dem Himmel zurück....[2]

In der kleinen Kapelle an der Steinach hatten die Mönche eben die Sonntagsmetten gesungen und wollten sich wieder zur Ruhe begeben, da rief Gallus den Diakon Maginald

[1] MG. Ep. III 186—188. [2] V. Col. I, 30, 223f.

und sagte zu ihm: „Mache dich schnell auf und bereite alles zur Feier der heiligen Messe." — „Wie, mein Herr", entgegnete der erstaunte Mönch, „du willst die Messe feiern?" — „Nach dem nächtlichen Chorgebet", erklärte ihm Gallus, „ist mir geoffenbart worden, daß mein Lehrer Kolumban im Herrn entschlafen; für seine Seelenruhe will ich dies Opfer darbringen." Sogleich wurde die Glocke geläutet, und während Gallus die heiligen Geheimnisse feierte, beteten die versammelten Brüder inbrünstig für die Seele Kolumbans.

Als die Messe beendigt war, beschied Gallus den Maginald wieder zu sich und sagte: „Gehe eilends nach Italien und besuche dort das Kloster Bobbio; daselbst forsche fleißig nach allem, was sich mit meinem Abte zugetragen; merke dir Tag und Stunde seines Todes und kehre unverzüglich zu mir zurück. Fürchte dich nicht, der Herr wird deine Schritte lenken." In Bobbio glücklich angelangt, erfuhr Maginald alles, wie es Gallus geoffenbart worden war. Er blieb nur eine Nacht bei den dortigen Brüdern, die ihm mit einem ausführlichen Bericht über die Taten des hl. Kolumban auch dessen Krummstab (Cambutta) für Gallus übergaben. „Unser Lehrer", sagten sie, „hat uns noch bei seinen Lebzeiten aufgetragen, daß durch diesen Stab Gallus losgesprochen werden sollte."[1]

[1] Wettinus, Vita S. Galli 29 f. Noch zur Zeit des hl. Notker war dieser Stab in der Basilika am Altare des hl. Gallus aufgehängt, „von wo ihn St. Notker während der Nacht wegnahm, um den Dämon, der ihm bei der Krypta der zwölf Apostel und des hl. Kolumban in Hundsgestalt erschienen war, zu züchtigen, und er schlug ihn damit so stark, daß der Stab an mehreren Stellen beschädigt wurde und nachher durch den Schmied wiederhergestellt werden mußte" (Greith, Gesch. der altirischen Kirche 377).

Die Mönche von Bobbio bestatteten die sterbliche Hülle ihres heiligen Stifters unter der Abteikirche zur Ruhe. Von nah und fern strömten das gläubige Volk, vor allem die Armen und Heimgesuchten, zu dem Grabe, das Gott durch zahlreiche Wunder verherrlichte. Heute ruhen die kostbaren Reliquien zusammen mit jenen der heiligen Äbte Athala, Bertulf, Bobolen und Comgall sowie einundzwanzig anderer Heiligen von Bobbio in einem Marmorschreine auf dem Hochaltar der Krypta in der Kirche des hl. Kolumban daselbst.

Nachwort.

Der Einfluß von Luxeuil und Bobbio.

„Kolumban war nicht der erste noch der letzte Irländer, der von der Wanderlust dieses Volkes getrieben und von dem Gedanken erfüllt, Christo als Fremdling nachzufolgen, den Kontinent aufsuchte; die Namen der meisten sind vergessen; sie haben nichts oder nichts Dauerndes geleistet. Wenn das bei Kolumban anders war, wenn tiefere Wirkungen von ihm ausgingen als von den meisten seiner Volksgenossen, so liegt der Grund darin, daß der feurige, erregbare Geist der Irländer bei ihm mit einer Kraft des Charakters gepaart war, die seinem Volke sonst fremd ist.“ [1]

Mit Recht vergleicht der alte Hymnendichter von St. Gallen unsern Heiligen mit den Patriarchen und Propheten der Vorzeit, vor allem mit Johannes dem Täufer:

Hic cum Iohanne regis
incestum increpare
non metuit.

Wie dem gewaltigen Bußprediger in der Wüste war auch Kolumban die Aufgabe gestellt, zu bessern, was er Fehlerhaftes an den Menschen fand, unter denen er lebte und verkehrte, ihr Herz und ihren Sinn in den ewigen Wahrheiten zu festigen und ihre Augen über das vergängliche Bild dieser Welt zu der Beständigkeit der ewige Dinge zu

[1] Hauck, KGD. I 264.

erheben: kurz, er war berufen, „die Lücken der Mauern auszubessern, was eingefallen, wieder aufzubauen und die Pfade zu weisen, auf denen die Menschen wandeln sollten". Und in diesem Berufe entfaltete er die furchtlose Energie, den rücksichtslosesten Freimut, der kein Ansehen der Person kennt, die schnelle Entschlossenheit, das ungestüme Vorgehen, das eichenfeste Gottvertrauen, die rastlose Pflichterfüllung bis ins kleinste, die wir an einem Elias und Elisäus bewundern.

Wie jene Propheten, sah auch er sich in seiner Scheidestunde von zahlreichen geistigen Söhnen umgeben, die dank ihrer Klugheit und ihres Organisationstalentes sein Lebenswerk nicht nur vor dem Untergang bewahrten, sondern zur höchsten Blüte emporbrachten. Wenn das abendländische Mönchtum im 7. Jahrhundert eine bis dahin ungeahnte Ausdehnung erlangte, so gebührt das Verdienst daran in erster Linie den Mönchen von Luxeuil und Bobbio.

Drei Jahre nach der Vertreibung Kolumbans aus Luxeuil vereinigte Chlotar II., wie früher bemerkt, Burgund und Austrasien unter seinem Zepter. Der Sohn Chilperichs und Fredegundens wird von Fredegar[1] geschildert als ein Mann, „der Gott fürchtete, Kirchen und Priester reichlich beschenkte, den Armen Almosen gab und sich milde und voll Güte gegen jedermann bewies". Dem Kloster Luxeuil vor allem wandte er auf jede Weise seine Gunst zu, gab ihm jährliche Einkünfte, vergrößerte sein Gebiet nach allen Seiten hin und sprang den Mönchen, wo er nur konnte, hilfreich bei[2]. Da auf solche Weise die Zukunft des Klosters gesichert war, strömten bald von überall Schüler herbei, und

[1] Chron. IV 42. [2] V. Col. I, 30 223.

für Kolumbans Lieblingsgründung begann eine Periode schönster Blüte.

Eustasius, Kolumbans Nachfolger, blieb in allem den Regeln und Satzungen seines Meisters treu; nur in der Osterfrage verließ er klugerweise die irische Sitte und schloß sich dem Landesbrauch an. Ganz besonders lag ihm der Wunsch seines seligen Vorgängers am Herzen, daß nämlich von Luxeuil aus das Evangelium den benachbarten Völkern gepredigt werden sollte. Im Jahre 616 begab er sich selbst in das Land der Warasken, die an den Ufern des Doubs bei Baume saßen, und von denen die einen noch dem Götzendienst frönten, während die andern eine Beute der Irrlehre geworden waren. Nachdem er in kürzester Zeit die letzten Spuren des Heidentums in diesem Gebiete ausgerottet hatte, unternahm er die Missionierung der Bayern. Sein Eifer ward belohnt durch zahlreiche Bekehrungen, und die Glaubensboten, die er dort zurückließ, bereiteten das Feld für die reiche Ernte, die später Rupert, Emmeram und Korbinian einbrachten.

Unter Eustasius' weiser und kräftiger Leitung wurde Luxeuil eine wahre Pflanzschule von Heiligen und Glaubensboten. Zu seinen Schülern zählten die Sprößlinge der vornehmsten Geschlechter Burgunds, Neustriens und Austrasiens, von denen in der Folgezeit nicht wenige mit der Abts- oder Bischofswürde geschmückt wurden. Walarich und Waldelen, die bereits zu Lebzeiten Kolumbans in Luxeuil eingetreten waren, gründeten in der Diözese Amiens eine Einsiedelei, die sich bald zu dem bekannten Kloster Leukonaus entwickelte. Bertinus, aus Konstanz am Bodensee gebürtig, wurde Abt von Sithiu und Patriarch des Mönchtums im Norden Galliens. Berchar gründete Hautevilliers

in der Diözese Reims und Montiérender in der Diözese Châlons. Ebertramnus wurde Abt von St. Quentin, Frodobert von Moutier-la-Celle bei Troyes, Theudolen von Saint-Seine in Burgund, und als die heilige Königin Balthildis das Kloster Corbie an der Somme stiftete, übergab sie dessen Leitung dem Mönche Theudofred von Luxeuil. Auch die Zahl der Bischöfe, die aus Luxeuil hervorgingen, war bedeutend. Donatus führte den Hirtenstab in Besançon, Chagnoald in Laon, Mummulen in Noyon, Aichar in Vermandois und Tournay, Ragnachar in Basel, Audemar in Boulogne und Therouanne, Leudoin-Bodo in Toul und Hermanfried in Verdun.

Von Zeit zu Zeit schlichen sich aber auch unwürdige Kandidaten in Luxeuil ein. Der unruhigste dieser falschen Brüder war ein gewisser Agrestius. Durch seinen Reichtum und seine edle Geburt stand er in nahen Beziehungen zu den einflußreichsten Männern in Kirche und Staat. Noch als Geheimschreiber Theuderichs II. faßte er eine große Vorliebe für das Mönchsleben, und bald nach Kolumbans Tod trat er in Luxeuil ein. Aber unstet, wie er von Natur war, hatte er das eintönige Klosterleben bald satt und bat um die Erlaubnis, den Heiden das Evangelium predigen zu dürfen. Vergebens suchte Eustasius, der an ihm gar keine apostolische Eigenschaft fand, ihm diesen verkehrten Eifer zu benehmen. Seine Hartnäckigkeit half ihm über alle Schwierigkeiten hinweg, und schließlich wurde er nach Bayern entsandt. Seiner Predigt ward jedoch nicht der geringste Erfolg beschieden, und so zog er sich verdrossen nach Aquileja in Istrien zurück. Hier mischte er sich eifrig in den Dreikapitelstreit und predigte in den Städten und Dörfern Norditaliens gegen den Heiligen Stuhl.

Nach Luxeuil zurückgekehrt, versuchte Agrestius seine Mitbrüder zum Abfall zu verleiten. Da gedachte Eustasius der Worte, die Kolumban aus seiner Verbannung an die Klostergemeinde geschrieben hatte: „Wenn sich jemand unter euch findet, der anderer Meinung ist als die übrigen, den duldet nicht unter euch", und befahl dem Unruhestifter, auf der Stelle das Kloster zu verlassen. Aus Rache darüber eröffnete dieser nunmehr einen gehässigen Verleumdungsfeldzug gegen die Regel des hl. Kolumban, zuerst in den Klöstern, die mit Luxeuil in Verbindung standen, sodann auch unter Geistlichkeit und Laien. Seine Verwandten, darunter Bischof Abelenus von Genf, traten für ihn ein, und er fand auch einen willigen Bundesgenossen an dem Hausmeier Warnachar, der schon längst Eustasius' Einfluß auf den König mit neidischem Auge sah. Abelenus gelang es, einige andere Bischöfe mit seinem Mißtrauen gegen Luxeuil anzustecken, und gar bald wurde Chlotar mit Bitten bestürmt, Kolumbans Regel abzuändern oder ganz zu unterdrücken. Aber die Mißgünstigen holten sich eine wohlverdiente Abweisung. Der König selbst verteidigte mit Wärme den Abt von Luxeuil, und als er sah, daß der Widerspruch immer mehr um sich griff, brachte er die ganze Angelegenheit vor die Synode, die damals gerade in Macon tagte (626).

Agrestius erschien als Hauptkläger. Warnachars jäher Tod kurz vor der Eröffnung der Verhandlung hatte ihn aber aus der Fassung gebracht, und nur mit Mühe konnte ihn Erzbischof Treticus von Lyon bewegen, seine Anklagen gegen Luxeuil kurz und bündig vorzubringen. „Ich habe entdeckt", sagte er endlich, „daß Kolumban Gebräuche eingeführt hat, die nicht diejenigen der ganzen Kirche sind." Und dann warf er seinen ehemaligen Mitbrüdern als ebenso viele Hä-

resien vor: daß sie beim Essen das Kreuzzeichen über ihre Löffel machten; daß sie beim Ein- oder Ausgehen um den Segen baten; daß sie die Gebete der Messe vermehrten. Insbesondere erhob er sich mit Heftigkeit gegen die von Kolumban in Gallien eingeführte Tonsur, die darin bestand, das Haar nur am Vorderteile des Kopfes zu scheren, am Hinterhaupte aber stehen zu lassen.

Eustasius verteidigte die Regel seines Meisters männlich und geschickt. Tiefen Eindruck machte er auf die versammelten Väter, als er Agrestius aufforderte, innerhalb zwölf Monaten vor dem Richterstuhle Gottes zu erscheinen. „Dort", sagte er, „wird der Heilige, dessen Rechtgläubigkeit du angetastet hast, selbst sich verteidigen." Die meisten Bischöfe waren für Agrestius durchaus nicht eingenommen; aber mit Rücksicht auf seinen einflußreichen Anhang sahen sie klugerweise von einer offenen Verurteilung ab und brachten eine Aussöhnung zwischen ihm und Eustasius zustande; wahrscheinlich willigte dieser in eine teilweise Reform der kolumbanischen Regel ein. Agrestius aber war es mit dem Frieden nicht aufrichtig gemeint. Der Friedenskuß, mit dem er den Zwist beilegen sollte, war ein Judaskuß. Denn kaum hatte er die Versammlung verlassen, als er seine Ränke gegen Kolumban und Luxeuil von neuem begann. Doch schon nach einigen Monaten nahm seine Laufbahn ein jähes Ende: er fiel von der Hand eines Dieners, den er selbst aus der Sklaverei losgekauft hatte. Mit seinem Tode war auch der Widerstand gegen Luxeuil gebrochen. Jonas berichtet, daß selbst Abelenus Eustasius' Freund und ein freigebiger Gönner der kolumbanischen Klöster wurde[1].

[1] V. Col. II, 10 255.

Eustasius' Nachfolger wurde 629 Waldebert, ein Franke von edler Herkunft, der ein berühmter Krieger gewesen war, bevor ihn die Gnade Gottes zum Mönchsleben berief. Während seiner vierzigjährigen Regierung erreichte Luxeuil den Höhepunkt seines Einflusses und galt unbestritten als das Hauptkloster des ganzen Festlandes[1]. Die Zahl der Mönche wuchs so rasch — sechshundert sollen es nach der Klosterchronik gewesen sein —, daß Zweigniederlassungen gegründet werden mußten. Fridoald, einer der letzten überlebenden Gefährten des hl. Kolumban, führte eine Kolonie in das wilde Münstertal und gründete die Abtei Granfelden. Eine zweite siedelte sich am Doubs an, im Herzen des Jura, wo sich Ursicinus bereits niedergelassen hatte, während der Grundstein zum Kloster Pfermund im Delsbergtal von einer dritten Kolonie gelegt wurde. Nach Kolumbans Beispiel setzte Waldebert einen Propst über jede der neuen Klostergemeinden und einen Abt über alle drei mit dem Sitz in Granfelden. Der erste Abt war der hl. Germanus von Trier, der später in der furchtlosen Verteidigung des armen Landvolkes gegen eine Horde alamannischer Plünderer sein Leben ließ.

Granfelden, St. Ursitz und Pfermund allein können als eigentliche Kolonien von Luxeuil gelten. Aber die Stiftungen, die ihr Entstehen dem hl. Kolumban selbst oder seinen Nachfolgern verdanken, geben uns keinen erschöpfenden Begriff von seinem Lebenswerk; mitberechnen müssen wir auch jene, die von Männern oder Frauen gegründet wurden, deren geistliches Leben mittelbar oder unmittelbar unter seinem Einfluß gestanden hatte.

[1] Vita Eligii I, 21. Vita Berchar. 6. Vita Sadalbergae 7.

Es wurde schon der unschätzbaren Dienste gedacht, die der hl. Donatus, Bischof von Besançon, sein Bruder Chramnelen und seine Mutter Flavia dem Klosterwesen leisteten; erwähnt wurden auch bereits die Verdienste Autharis und Aigas und ihrer Söhne Ado, Rado und Dado, sowie Chagnerichs und seiner Kinder Chagnoald, Faro und Burgundofara. Die Klöster, welche die Söhne Autharis gründeten und ausstatteten, wurden wiederum Vorbilder für zahlreiche andere religiöse Anstalten. St. Filibert, ein Freund des hl. Audoenus und selbst ein Schüler von Bobbio und Luxeuil, war einige Jahre Abt von Rebais, gründete hernach zwei Klöster für Männer: Jumièges[1] in der Diözese Rouen und Noirmoutier in der Diözese Poitiers; ferner zwei für Frauen: Pavilly und Montévilliers in der Diözese Rouen, und reformierte das Kloster Quincy bei Poitiers im Geiste von Luxeuil. „Viele andere Klöster", bemerkt sein Biograph, „erstanden unter seinem Einfluß in Neustrien, und aus allen Teilen Galliens eilten Priester nach Jumièges, die Lehren des heiligen Stifters zu vernehmen und sich mit seinem Geiste zu durchdringen."

Durch Audoenus' Vermittlung trat auch der weitberühmte Goldschmied Eligius mit den Jüngern Kolumbans in Berührung. Die Freundschaft dieser zwei bedeutenden Männer reicht zurück in die Zeit, da sie noch beide am Merowingerhofe weilten, Audoenus als Kanzler und Eligius als Münzmeister Dagoberts I. Nachdem Eligius einige Zeit in Luxeuil verbracht hatte, gründete er das berühmte Kloster Solignac bei Limoges und eine Anzahl ähnlicher Häuser in Paris und Noyon. Von Solignac aus nahm Kolum-

[1] Einer der Altäre der Kirche war dem hl. Kolumban geweiht.

bans Regel ihren Weg ins Erzbistum Köln durch Remaclus, den ersten Abt von Stablo und Malmedy, der in Luxeuil und Solignac Mönch gewesen war. Desiderius von Cahors, der mit Audoenus und Eligius eng befreundet war, führte die Regel des hl. Kolumban in Südgallien ein.

Ein anderer bedeutender Mann dieser Zeit, der hl. Wandregisel, hatte zwar Kolumban nie persönlich gekannt, aber es gab wenige, die so tief von dem Geiste des großen Kelten durchdrungen waren. Dank seiner adeligen Abstammung und seiner Verwandtschaft mit Pipin dem Älteren war er rasch zu den höchsten Staatsämtern gelangt. Da sagte er plötzlich der Welt und all ihren Freuden Lebewohl und zog sich mit einem gleichgesinnten Freunde in eine Einöde an der Maas zurück. Auf Gottes Antrieb, wie er fest vertraute, unternahm er die Reise über die Alpen nach Bobbio. Hier entschloß er sich zu einer Pilgerfahrt nach Irland, um den Geist des Mönchtums an dessen reinster Quelle zu schöpfen. Aus irgendeinem Grunde jedoch unterblieb diese Reise, und er wandte sich nach dem Kloster St. Oyand im Jura, das jüngst nach dem Muster von Luxeuil reformiert worden war. Aufs neue von der Sehnsucht nach Irland ergriffen, verließ er wieder St. Oyand und begab sich ins nordwestliche Gallien, um von dort die Pilgerfahrt anzutreten. In Rouen überredete ihn Audoenus, der mittlerweile Bischof von dieser Stadt geworden war, seine Wanderpläne aufzugeben und in die Reihen seines Klerus einzutreten. Aber selbst als Weltpriester blieb Wandregisel im Herzen Mönch. Im Jahre 648 überließ ihm sein Vetter, der Hausmeier Erchinoald, eine nicht weit von der Seine gelegene große, aber gänzlich öde liegende Herrschaft, wo man noch unter Gestrüpp und Waldesdickicht die Ruinen einer

alten, zur Zeit der fränkischen Eroberung in Grund und Boden zerstörten Stadt erblickte. An dieser wüsten Stätte erbaute Wandregisel die Abtei Fontanelle, die unter ihrem eigentlichen Namen St. Vandrille eine so bedeutende Stelle in der Geschichte Frankreichs und der Normandie einnehmen sollte[1].

Der Einfluß von Luxeuil kann auch noch in anderer Richtung verfolgt werden — unter den austrasischen Großen, die den Sturz Brunhildens herbeiführten. Ihr Anführer Arnulf wurde später Bischof von Metz und endete seine Tage als Mönch. Romarich, Arnulfs Freund, der ein Landgut an der Mosel unweit Luxeuil hatte, unterhielt freundschaftliche Beziehungen mit Kolumban. In seiner begeisterten Bewunderung für das keltische Mönchtum faßte er den Entschluß, selbst Mönch zu werden. Zunächst verbrachte er einige Jahre in Luxeuil unter Eustasius' Leitung und gründete dann ein Kloster auf dem Berge Habendum in der Diözese Toul. Eustasius legte die Leitung der Neugründung in die Hand eines gallo-römischen Adeligen namens Amatus, den er bewogen hatte, seine Einsiedelei in den Bergen von Valais zu verlassen und Mönch in Luxeuil zu werden. Habendum oder Remiremont, wie es nach Romarichs Tode genannt wurde, war ein Doppelkloster mit getrennten Räumlichkeiten für die Mönche und Nonnen und einer gemeinsamen Kirche. Es wuchs so rasch, daß sieben Kapellen für die Nonnen erbaut werden mußten und der

[1] Unter den Bücherschätzen von Fontanelle befand sich im Jahre 742 auch eine Handschrift mit den Regeln des hl. Benedikt und des hl. Kolumban und dem berühmten Martyrologium Hieronymianum (Gesta abb. Fontan. c. 13, Loewenfeld 38 f.).

ununterbrochene Chordienst, Laus perennis genannt, eingeführt werden konnte.

Ein anderer einflußreicher Edelmann, der mit Luxeuil in Verbindung stand, war Gundoin, der Vater des Bischofs Leudoin-Bodo von Toul. Er hatte Eustasius auf der Rückkehr von Bayern gastfreundlich in seiner Villa bei Langres aufgenommen, und der Abt hatte ihm die Gastfreundschaft dadurch vergolten, daß er seiner blindgeborenen Tochter Sadalberga das Augenlicht schenkte[1]. Auf Waldeberts Rat verwandte Sadalberga später ihr väterliches Erbteil zur Gründung eines Nonnenklosters in Laon. In ihrer Vaterstadt Bourges errichtete die fromme und edle Berthoara ein Nonnenkloster[2] und führte die Regel des hl. Kolumban daselbst ein. In derselben Diözese gründete Theudulf drei Klöster nach dem Muster von Luxeuil: zwei für Männer auf einer Insel der Marmande und bei Jouet am Aubois, und eins für Frauen zu Charenton. Dem hl. Theudulf verdankte auch Nevers die Errichtung eines kolumbanischen Frauenklosters[3].

So sehen wir, wie der Einfluß Luxeuils sich nah und fern fühlbar machte. Zeitgenossen loben die hervorragende Klosterzucht, den Eifer und die Gelehrsamkeit der Mönche und die Weisheit der Äbte. Klöster, in die der Keim des Niedergangs mit dem Weltgeist eingedrungen war, erwachten durch den Einfluß der kolumbanischen Regel zu neuem Leben. Äbte, denen das Wohl ihrer Häuser am Herzen lag, hielten es nicht unter ihrer Würde, persönlich in das Vogesental zu pilgern, um dort Licht und Kraft in sich aufzunehmen. Selbst Bischöfe entsandten ihre Priester

[1] V. Col. II, 8 244 f.
[2] Heute Notre-Dame de Sales.
[3] V. Col. II 10 256.

dorthin, damit sie in geistlicher und weltlicher Wissenschaft geschult würden. Ragnegisel von Troyes übergab den jungen Frodobert der Sorge Waldeberts, „damit er von ihm das Geheimnis des geistlichen Lebens lerne und in seine Heimat das wohltuende Beispiel von Heiligkeit und Vollkommenheit zurückbringe[1]. „So weitverbreitet war der segensreiche Einfluß Luxeuils um die Mitte des 7. Jahrhunderts, daß der Biograph des hl. Berchar von Montiérender schreiben konnte: „Welche Stadt oder Provinz könnte sich nicht rühmen, einen Bischof oder Abt aus der Schule des seligen Kolumban zu besitzen?“[2]

Der mächtige Anstoß, der von Kolumban und seiner Hauptstiftung ausging, kam der Gesamtkirche im Frankenreiche zustatten. Mit Recht hat man von jeher die erste Hälfte des 7. Jahrhunderts als eine Blütezeit der fränkischen Kirche angesehen. „In jener Zeit“, heißt es im Leben der hl. Austreberta (Kap. 3), „blühte die heilige Mutter, die Kirche, wie eine Palme in den gallischen Ländern, geschmückt mit den herrlichsten Tugenden heiliger Priester und Mönche und gottgeweihter Jungfrauen.“

Zeitweilig wenigstens scheinen die Äbte von Luxeuil eine Art Oberaufsicht über alle Klöster ausgeübt zu haben, die durch ihre Schüler gegründet wurden. Jonas berichtet, daß Eustasius die Äbte Romarich und Amatus zur Rechenschaft zog[3], und wir wissen, daß Waldebert das Disziplinarrecht über Solignac beanspruchte und auch ausübte. Aber noch vor Ende des 7. Jahrhunderts hatten sich alle Tochterklöster vom Mutterkloster freigemacht. Dies geschah hauptsächlich

[1] Vita Frodob. 5 6. [2] Vita Bercharii 6.
[3] V. Col. II, 10 252.

durch die rasche Verbreitung der Benediktinerregel, die zu Beginn des Jahrhunderts langsam im Frankenreiche zur allgemeinen Kenntnis gelangte und dann schrittweise in alle festländischen Klöster eindrang. Anfangs verschmolz sie mit der kolumbanischen Regel, dann verdrängte sie diese gänzlich. Einige Frauenklöster widerstanden ihrem Einfluß am längsten. Remiremont nahm erst gegen Ende des 8. Jahrhunderts die Benediktinerregel an. Die einheitliche Regelung, die das Mönchtum durch die Benediktinerregel erfuhr, gereichte ihm nicht zum Schaden: „Der Strom, den Kolumban entfesselt hatte, wurde dadurch in ein sicheres Bett geleitet.“ [1]

Ein Wort bleibt noch zu sagen über Kolumbans Anteil an der Befreiung der Klöster von der Jurisdiktion der Diözesanbischöfe [2]. Im 6. Jahrhundert unterstanden alle Klöster Galliens der Autorität der Bischöfe, die oft die Äbte ernannten, absetzten oder auch mit Disziplinarstrafen belegten. In Irland hingegen waren die Äbte tatsächlich unabhängig von jeder bischöflichen Oberhoheit. Kolumban scheint bei seiner Ankunft in Gallien diese Überlieferung seiner Heimat ebenso getreulich wie manche andere hochgehalten zu haben. Nirgends zwar spricht er ausdrücklich von den Beziehungen der Klöster zu den Bischöfen, aber sein ganzes Auftreten läßt keinen Zweifel über seine Haltung in dieser Frage zu. Seinem Beispiel folgten viele seiner Schüler. In der Gründungsurkunde von Solignac setzt Eligius ausdrücklich fest, daß weder der Diözesanbischof noch sonst jemand, außer dem König, irgendeine Macht über die Mönche oder das Eigentum des Klosters haben dürfe. Im

[1] Hauck a. a. O. I 310.

[2] Vgl. Krusch, Vita Col. 44 f.; Malnory, Quid Luxovienses etc.

Falle der Lockerung der Klosterzucht solle nicht der Bischof, wie die Benediktinerregel vorschreibt, sondern der Abt von Luxeuil das Recht und die Pflicht haben, einzugreifen. „Kein Bischof", heißt es in der Urkunde, die Dagobert I. für Rebais ausstellte, „kein bischöflicher Beamter noch sonstwer soll sich je auch nur die geringste Macht über das Kloster anmaßen. Noch auch darf jemals ein Bischof das Kloster betreten, es sei denn zum Beten, und auch dann nur mit Erlaubnis des Abtes und der Gemeinde." Bischof Faro von Meaux bestätigte diese Privilegien in einer Urkunde vom Jahre 648. Ähnliche Vorrechte erhielten fast alle Klöster, die nach dem Muster von Luxeuil gegründet waren. Ja hie und da beanspruchten die Äbte sogar das Recht, auch andere Bischöfe außer dem Ortsbischof zum Zwecke bischöflicher Amtshandlungen in ihre Klöster einzuladen oder eigene Klosterbischöfe anzustellen. Eine bemerkenswerte Tatsache, die laut für die Werbekraft keltischer Ideen auf dem Festlande spricht, ist jene, daß viele Bischöfe, unter ihnen Nummerian von Trier, aus freien Stücken an der Exemtion der Klöster mitwirkten.

Nicht so bedeutenden Einfluß wie Luxeuil im Frankenreiche gewann Bobbio in Italien. Kolumbans Regel fand dort in keinem schon bestehenden Kloster Eingang, und Neugründungen wurden von Bobbio aus, soweit uns bekannt, auch keine gemacht. Die unsichere politische Lage des Landes, die häufigen Kriege, das istrische Schisma und das Wiederaufleben des Heidentums in manchen Gegenden machten eine gedeihliche Entwicklung des Mönchtums geradezu unmöglich in Norditalien. In Süditalien und Sizilien war der byzantinische Einfluß übermächtig, und deshalb wäre eine lateinische Klostergründung ein aussichtsloses Bemühen ge-

wesen. In Rom und Mittelitalien genoß die Benediktinerregel unter wohlwollender Förderung der Päpste das Vorrecht der Alleinherrschaft.

Trotz dieser Hemmnisse im Wachstum erfüllte Bobbio doch seine providentielle Aufgabe sowohl auf dem Missionsgebiet als auch in der Förderung der frühmittelalterlichen Geisteskultur. Auch hier hatte Kolumban in der Wahl seines Nachfolgers eine glückliche Hand. Athala, ein burgundischer Edelmann, wurde nach vollendeter Ausbildung in den weltlichen Wissenschaften von seinem Vater nach Lyon gesandt, um dort unter den Augen des Bischofs Arigius sich zum Weltpriester auszubilden. Aber da er den Beruf zum Mönche in sich fühlte, begab er sich mit zwei Gefährten ins Kloster Lerin. Doch diese ehemalige Mutterschule der Gelehrsamkeit und Frömmigkeit war längst von ihrer Höhe gesunken, und so wandten sich die drei Männer nach Luxeuil, wo Athala bald der vertraute Freund und eifrige Gehilfe Kolumbans wurde.

Als Abt von Bobbio wandelte Athala getreulich die Wege seines Meisters. So streng führte er die Klosterzucht durch, daß die Mönche sich bei ihm beschwerten und viele von ihnen das Kloster verließen. Wahrscheinlich war es während dieser Krise, daß Athala sich um fränkische Mönche nach Luxeuil wandte zum Ersatz für die unbotmäßigen Italiener. Jedenfalls sind die Namen aller von Jonas erwähnten Mönche entschieden fränkisch. Athala war aber nicht nur ein strammer Zuchtmeister, sondern verfügte auch über reiches theologisches Wissen. Er bekämpfte unerschrocken und erfolgreich den Arianismus, und als Agrestius den Versuch machte, ihn in das Dreikapitelschisma hineinzuziehen, ward er so übel aufgenommen, daß er sich bemüßigt fand, eine Epistel

voll Schmähungen und Verleumdungen an ihn zu richten. In einem Traumgesichte, so erzählt Jonas, sein Sekretär und Biograph, erhielt der treue Diener Gottes die Aufforderung, sein Haus vor Antritt der letzten Reise zu bestellen. Darauf ließ er die Zellen neu bedachen, die Klosterumzäunung ausbessern, das Schuhwerk der Brüder erneuern und die Bücher der Bibliothek neu einbinden. Er starb am 10. März 626 zu Füßen des Kruzifixes, das er bei der Türe seiner Zelle hatte anbringen lassen. Sein Leichnam wurde in der Peterskirche neben demjenigen seines geliebten Meisters beigesetzt [1].

Auf Athala folgte in der Leitung des Klosters abermals ein Landesfremder, Bertulf, ein edler Austrasier und naher Verwandter des hl. Arnulf von Metz. Gleich nach Antritt seines Amtes hatte er heftige Kämpfe mit dem Bischof Probus von Tortona zu bestehen, der das Kloster unter seine Botmäßigkeit zu bringen suchte. Um dem Streit ein Ende zu machen, begab er sich im Juni 628 nach Rom. Honorius I., der uns als ein Mann von „großem Scharfsinn und Eifer, von außergewöhnlicher Gelehrsamkeit, Milde und Demut" geschildert wird, nahm den Abt freundlich auf, erkundigte sich eingehend nach dem Zustand des Klosters und lobte die strenge Zucht, die in dessen Mauern herrschte. Hitze und Fieber zwangen Bertulf, die Ewige Stadt nach kurzem Aufenthalte zu verlassen. Doch den Zweck seiner Reise hatte er erreicht: durch eine Bulle vom 11. Juni 628 wurde Bobbio jeder bischöflichen Gerichtsbarkeit enthoben und unter die unmittelbare Jurisdiktion des Heiligen Stuhles gestellt [2].

---

[1] V. Col. II, 1—6. [2] V. Col. II, 23 283.

Unter Bertulf wuchs das Besitztum des Klosters beträchtlich durch königliche Schenkungen. An der Bobbio ließ er eine Mühle bauen, deren Betrieb er einem der Mönche anvertraute. Auch der Weinbau wurde eingeführt, und Jonas erzählt uns, welche Mühe es kostete, trotz dichter Umzäunung die Verwüstung der Rebgärten durch Füchse und anderes Wild zu verhindern. Nahte die Zeit der Traubenlese, so mußte ständig ein Mönch auf Posten sein, um die diebischen Vögel vom Garten zu verscheuchen [1].

Nach einer dreizehnjährigen Amtsführung starb Bertulf, wahrscheinlich im Jahre 639. Unter seinem Nachfolger Bobolen, dem Sohne Winiochs, stieg die Zahl der Mönche auf fünfhundert, und der Ruhm des Klosters wurde durch ein neues päpstliches Privileg noch gemehrt. Auf die Fürbitte des langobardischen Herrscherpaares Rothari und Gundiberga bestätigte und erweiterte Papst Theodor alle Freiheiten, die Honorius früher schon zugestanden hatte. Der Abt und die Klostergemeinde wurden ermächtigt, jeden beliebigen Bischof einzuladen, in ihrer Kirche zu pontifizieren, die heiligen Weihen zu erteilen oder andere bischöfliche Funktionen zu verrichten. Nach beendeter Feierlichkeit sollte der Bischof möglichst bald das Kloster verlassen, ohne irgendeine Entschädigung für seine Dienste zu verlangen. Der Diözesanbischof wurde ausdrücklich gewarnt, die klösterlichen Freiheiten anzutasten oder die Einkünfte der Mönche zu schmälern. Nur wer einstimmig von der ganzen Klostergemeinde gewählt sei, hieß es weiter, könne Abt werden. Für seine Amtshandlungen war der Abt nur dem Heiligen Stuhle verantwortlich. Als im 11. Jahrhundert Bobbio

[1] V. Col. II, 25 292.

Bischofsitz wurde, tauchte die Frage der Exemtion nochmals auf. Honorius III. verfügte endgültig die Unterordnung des Klosters unter die Hoheit des Ortsbischofs.

Der Einfluß Bobbios auf das Geistesleben Italiens war anfangs nicht sehr bedeutend. Galt es doch zunächst die wilde Waldgegend urbar zu machen, die notwendigen Gebäude zu errichten und zu erweitern, die Arianer zu bekämpfen und das Evangelium den noch vielfach heidnischen Langobarden zu predigen. Doch wurde die literarische Tätigkeit keineswegs ganz vernachlässigt. Jonas, der seine ganze Bildung dem Kloster verdankte, bekundet in seinen Schriften durchaus achtbare Kenntnisse römischer und frühchristlicher Literatur. Im Laufe des 7. Jahrhunderts scheint jedoch das klassische Studium fast völlig verdrängt worden zu sein. Erst unter Karl dem Großen trat ein Umschwung in dieser Hinsicht ein. Aber das mittelalterliche Bobbio verdient unsere dankbare Bewunderung nicht so sehr für seine Leistungen auf dem Gebiete der Weltliteratur, als vielmehr für sein rastloses und zielbewußtes Streben, die Schätze des Altertums uns zu erhalten: nicht seine Theologen, Chronisten oder Dichter sind der Stolz Bobbios, sondern seine Handschriften.

„Mit vollem Eifer überließen sich die Mönche von Bobbio ihrer Lieblingsneigung zum Schreiben. Die unverständlich gewordenen Überbleibsel der gotischen Literatur und Fragmente von alten Prachthandschriften der Klassiker benutzten sie, um auf das reingewaschene Pergament die Werke der rechtgläubigen Kirchenlehrer zu schreiben. Sie retteten jene Pergamentblätter dadurch vom Untergang, und es war auch nicht etwa ein fanatischer Haß gegen die heidnischen Schriftsteller, welcher sie zu deren Vertilgung antrieb. An klassischen Handschriften war damals noch kein Mangel, und

sie selber benutzten dergleichen zur Erlernung der Sprache; finden wir doch unter den Schulbüchern zu Bobbio auch den Ovid.“[1]

Im 9. Jahrhundert hören wir wieder von mehreren gelehrten Irländern, die einige Zeit in Norditalien zubrachten und durch Wort und Schrift nicht wenig zur Hebung der weltlichen und geistlichen Bildung beitrugen. Im Jahre 825 wurde der Ire Dungal von Kaiser Lothar nach Italien berufen, wo er im Kloster des hl. Augustinus in Pavia Vorträge über Virgil, Horaz und Ovid hielt und gegen Klaudius von Turin die katholische Lehre von der Bilderverehrung verteidigte. Zu derselben Zeit wurde ein anderer irischer Pilger, Donatus, Bischof von Fiesole. „Wir besitzen von ihm zwei Gedichte, darunter auch seine Grabschrift; beide sind in schönen Distichen verfaßt. Über seine Lehrtätigkeit berichtet er selbst:

Grammata discipulis dictabam, scripta libellis,
Scemata metrorum, dicta beata senum.

Sein Unterricht beschränkte sich also auf Leseunterricht, etwas Verskunst und die Lehre der Väter.“[2]

Der große Gelehrte und gewandte Dichter Sedulius Scottus weilte um 850 mit einigen irischen Freunden in Mailand. Zu Bobbio hielt sich im 11. Jahrhundert ein anderer Dungal auf, der bei seinem Tode die Klosterbibliothek mit dreiundvierzig wertvollen Handschriften bereicherte.

Mochten die Mönche von Bobbio im Laufe der Jahrhunderte auch nur wenige selbständige Werke hervorgebracht haben, so galt ihre Schreibstube vom 7. bis zum 11. Jahr-

[1] Wattenbach, Deutschlands Geschichtsquellen I 111—112.

[2] Hörle, Frühmittelalt. Mönchs- und Klerikerbildung in Italien 59.

hundert doch als die fleißigste und tüchtigste in ganz Italien. Schon die Tatsache, daß die Schreiber ausgedehnten Gebrauch von der Stenographie machten, weist auf ihre Vielgeschäftigkeit hin. Ein unternehmungslustiger Schreiber versuchte sich sogar an der griechischen Kurzschrift[1]. Wenn wir uns vergegenwärtigen, welche Mühe und Arbeit die Abschrift der gewichtigen Bände der Kirchenväter verursachte, und wie selten und kostspielig gutes, dauerhaftes Pergament damals war, so können wir den Abschreibern nachempfinden, welche Erleichterung für sie die Kurzschrift bedeutete und wie hoch bei ihnen das Andenken jenes Mannes stand, der diese Kunst der Nachwelt erhalten hatte.

Die Bibliothek von Bobbio wurde im 15. und den folgenden Jahrhunderten durch Plünderung hart mitgenommen. Ein noch erhaltener Katalog aus dem 10. Jahrhundert zählt die stattliche Anzahl von siebenhundert Manuskripten auf. Ein zweiter Katalog aus dem Jahre 1461 kennt nur noch zweihundertvierzig Bände, und bald darauf brachen zwei literarische Freibeuter in die Bibliothek ein: zuerst 1493 Giogio Merula und zwei Jahre später Tommaso Inghirami, ein Schreiber der Vatikanischen Bibliothek in Rom, die beide manch unersetzliche Handschrift fortschleppten. 1606 erhielt Kardinal Federico Borromeo eine Anzahl Manuskripte von Bobbio für die Ambrosianische Bibliothek zu Mailand, und dem Iren Patrick Fleming klagte der Bibliothekar von Bobbio 1624 sein Leid, daß wieder wertvolle Handschriften, darunter Kolumbans Kommentar zu den Evangelien, nach Rom geschickt worden seien. Noch ist der Brief vom 3. November 1618 erhalten, worin Papst Paul V. dem Abt von

[1] S. ebd. 59 f.

Bobbio für die geschenkten Bücher dankt. Was noch übrigblieb, wanderte nach und nach in die Bibliotheken von Turin, Mailand, Neapel und Wien; Bobbio selbst kann von seinem einst so berühmten Handschriftenschatz nichts mehr sein eigen nennen.

Wie in Luxeuil und den andern Stiftungen Kolumbans, so wurde auch in Bobbio seine Regel allmählich von der Benediktinerregel verdrängt. Bis zu ihrer Unterdrückung zu Anfang des 19. Jahrhunderts teilten Luxeuil und Bobbio die Schicksale der Söhne des hl. Benedikt. In seinen eigenen Klöstern galt Kolumban merkwürdigerweise jahrhundertelang als ein Schüler des großen Gründers von Monte Cassino: über dem alten Sarkophag in der Krypta zu Bobbio grüßt den Besucher folgende Inschrift: S. Columbanus, Hibernensis, D. Benedicti discipulus et sectator.... Animo nunc coelo, corpore hic requiescit. Die Benediktiner feiern auch jetzt noch seinen Todestag, und ihr Brevier nennt ihn „einen der hervorragendsten Förderer des Mönchlebens“ [1].

In seinem Heimatlande war Kolumban, wie beinahe alle irischen Glaubensboten in fremden Landen, viele Jahrhunderte fast vergessen; sein Name findet sich weder in den Jahrbüchern noch in den Heiligenverzeichnissen. Seine Schriften waren bis zum Ende des Mittelalters auch den gelehrtesten seiner Landsleute unbekannt. In Luxeuil verblaßte sein Andenken mehr oder weniger vor dem hl. Waldebert, unter dessen Amtsführung die Abtei zum höchsten Glanz emporgestiegen war und dessen Leichnam daselbst ruhte. Kolumbans

[1] In Bregenz, St. Gallen und Bobbio wird der Heilige auch bildlich als Benediktiner dargestellt.

Reliquienschatz der Abteikirche (jetzt Basilica di S Colombano) in Bobbio.

Links Silberbüste des hl. Kolumban mit einem Teil seiner Hirnschale; in der Mitte (unter dem großen Marmorgefäß) Trinkbecher des hl. Kolumban, oben rechts (auf dem weißen Tuch) Messer des Heiligen. Die vier gotischen Ostensorien enthalten Reliquien von verschiedenen Heiligen; in dem silbernen Armreliquiar befindet sich eine Reliquie (Daumen) des hl. Sebastian; in dem Armreliquiar rechts eine Reliquie (Armknochen) des heiligen Erzmärtyrers Stephanus. Das Marmorgefäß in der Mitte soll einer der Wasserkrüge von Kana sein, angeblich dem hl. Kolumban von Papst Gregor dem Großen um das Jahr 600 geschenkt.

Name ist zwar in dem Kirchenkalender der Erzdiözese Besançon eingetragen, aber nur im erzbischöflichen Seminar, dessen Patron er ist, wird sein Festtag mit einiger Feierlichkeit begangen. Südwestdeutschland, Vorarlberg und die Schweiz hingegen verehren ihn als einen ihrer Apostel. Aber nur in Norditalien wird seinen großen Verdiensten und seiner Heiligkeit volle Verehrung zuteil. Zu seiner Gruft in der schönen Abteikirche zu Bobbio strömen alljährlich an seinem Feste Tausende von Pilgern zusammen, um den silbernen Reliquienschrein zu küssen, der seine Gebeine birgt. Vor allem sind es sorgenbeladene Mütter, die sich an seine Hilfe wenden: sie legen einen Laib Brot auf den Altar der Krypta, damit er gesegnet und mit dem Messer des hl. Kolumban zerschnitten werde.

St. Kolumban ist der Patron der Diözese Bobbio, und die zwei Tauben im Wappen der Bischofstadt gemahnen die Bewohner des Trebbiatales an den Pilger aus dem fernen Irland, der ihnen die frohe Botschaft himmlischen Friedens und christlicher Gesittung brachte. „Die Gebeine der Heiligen", schreibt Benedikt XIV., „erweisen sich durch die Gnade der göttlichen Barmherzigkeit immer als einen mächtigen Schutz für die Orte, wo sie ruhen und Verehrung genießen." Diese Worte des großen Papstes haben sich in ganz besonderer Weise für Bobbio bestätigt: Irrglaube und Unglaube, die anderwärts so schreckliche Verheerungen anrichten, haben ihren Weg nicht in seine grünen Täler gefunden. Wie sein tausend Jahre alter Schloßturm,

che non crolla
giammai la cima per soffiar de' venti[1],

[1] Purg. V, 14: „Des stolzes Haupt nie wankend ragt, wenn auch die Winde toben."

so stand und steht das Volk von Bobbio fest im Glauben seines heiligen Schutzpatrons.

Von Bobbio aus verbreitete sich der Kult des Heiligen über die Lombardei und in die Rätischen und Tridentinischen Alpen. Viele Kirchen in den Bistümern Bobbio, Pavia, Mailand, Piacenza, Tortona und Chiavari sind ihm geweiht; ein Marktflecken am Lambro in der Diözese Lodi, ein Dorf am Mella nahe am Idrosee und zwei hohe Alpenspitzen, die eine zwischen dem Val di Satto und dem Val Viola, die andere im Veltlin, tragen den Namen San Colombano. Eine der malerischsten Kirchen in ganz Tirol ist die des hl. Kolumban im Leno di Terragnolotal bei Rovreit.

Mögen diese bescheidenen Blätter, wenn auch nur in geringem Maße, ihren Teil dazu beitragen, die lang gestundete Dankesschuld zu tilgen, die die christliche Welt dem hl. Kolumban, dem „Könige der Mönche", schuldet.

Nos ergo te deposcimus,
Beate, ut nos Domino
tu commendes.

Anhang.

I. Jonas von Bobbio, der Biograph des hl. Kolumban.

1. Lebensgang.

Von dem Leben des Jonas ist uns nur wenig bekannt, und dieses Wenige verdanken wir einzig seinen eigenen Schriften. Danach wurde er um die Wende des 6. Jahrhunderts zu Susa in Oberitalien geboren[1]. Drei Jahre nach Kolumbans Tod trat er in das Kloster Bobbio ein. Hier genoß er eine für jene Zeit recht gediegene Bildung. Von den lateinischen Dichtern kennt er Virgil, Ovid, Juvencus und Silius. Für Livius hatte er eine besondere Vorliebe. Daß er sich gründlich in der Heiligen Schrift umgesehen hatte, dafür zeugen die häufigen Zitate aus den Büchern des Alten und Neuen Testamentes und die noch häufigeren biblischen Wendungen und Anlehnungen. Die ältere wie auch die zeitgenössische hagiographische Literatur war ihm wohlbekannt. Als Muster für seine Lebensbeschreibungen benutzt er die biographischen Schriften des Athanasius, Hieronymus, Sulpicius Severus, Possidius, Paulinus und Venantius Fortunatus[2]. Sisebuts Leben des hl. Desiderius von Vienne wird gelegentlich zitiert[3].

Jonas' grammatische Gewandtheit ist zwar nicht sehr groß, aber im Vergleich mit seinem Zeitgenossen Fredegar kann seine Sprache fast klassisch genannt werden. Seinem Stil sucht er durch getreue Nachahmung klassischer Vorbilder aufzuhelfen.

---

[1] V. Col. II, 5. [2] Ebd. I, 1, 151—152. [3] Ebd I, 27.

Jonas war ein ebenso pflichttreuer Ordensmann wie gelehriger Schüler, und Abt Athala, Kolumbans Nachfolger in Bobbio, der selbst ein feingebildeter Mann war, wußte seine Herzens- und Geistesanlagen zu schätzen und machte ihn alsbald zu seinem Geheimschreiber, ein Amt, das er auch unter dessen Nachfolger Bertulf weiterbekleidete [1]. Nach Athalas Tod (10. März 626/27) begleitete er Bertulf auf einer Reise nach Rom, wo er dem Papst Honorius I. vorgestellt wurde [2]. Da er auch Eustasius, Kolumbans Nachfolger in Luxeuil, persönlich kannte [3], so muß er kurz nach seiner Rückkehr von Rom (Juni 628) nach Burgund geschickt worden sein, denn Eustasius starb bereits am 2. April 629. Auf dem Wege dorthin scheint er den hl. Gallus in seiner Zelle an der Steinach besucht zu haben [4].

Um das Jahr 639 begab sich Jonas zur Erholung nach Bobbio. Bei dieser Gelegenheit versprach er dem Abte Bertulf (gest. ca. 639), die Lebensgeschichte des hl. Kolumban zu schreiben [5]. Allein mehrere Jahre sollten vergehen, bis er seinem Versprechen nachkommen konnte; denn während der nächsten drei Jahre half er dem hl. Amandus bei der Missionierung der noch zum größten Teil heidnischen Völkerschaften, Franken und Friesen, an der Schelde [6]. Bei einem Aufenthalt in Arras wird er wohl den dürftigen Stoff gesammelt haben zu seiner Lebensbeschreibung des hl. Vedastes (Waast), des ersten fränkischen Bischofs dieser Stadt [7].

Die letzte zuverlässige Nachricht über Jonas findet sich in der Einleitung zu seinem Leben des hl. Johannes von Reomaus. Im Monat November des Jahres 659 wurde er von Chlotar III. und der Königin-Mutter Balthildis in einer nicht näher bezeichneten Staatsangelegenheit nach Chalon an der Saône ge-

---

[1] V. Col. II, 2, 9. [2] Ebd. II, 23.
[3] Ebd., Widmungsepistel. Vgl. auch I, 27, 215.
[4] Ebd. I, 11. [5] Ebd., Widmungsepistel. [6] Ebd.
[7] Krusch, V. Col. 295.

sandt. Der Weg führte über das Kloster des hl. Johannes bei Semur-en-Auxois. Während er sich hier einige Tage ausruhte, schrieb er auf Veranlassung des Abtes Chunna, eines früheren Schülers von Luxeuil, das Leben des hl. Johannes (gest. 544)[1].

In der eben erwähnten Vorrede zum Leben des hl. Johannes wird Jonas Abt[2] genannt. Hinsichtlich der Tatsache selbst kann daher wohl kaum ein Zweifel bestehen; ob aber Jonas Abt von Elno in Flandern war, wie einige wegen seiner engen Beziehungen zum hl. Amandus vermuten, oder von einem kolumbanischen Kloster in den Vogesen oder Titularabt im Dienste der fränkischen Könige, muß dahingestellt bleiben. Ebensowenig läßt sich die Zeit oder der Ort seines Todes bestimmen.

2. Glaubwürdigkeit und Bedeutung der Kolumban-Vita.

Jonas' Ruf als Schriftsteller beruht auf seinem Leben des hl. Kolumban. Das Werk ist den Äbten Bobbolen von Bobbio und Waldebert von Luxeuil gewidmet und wurde im Jahre 642 oder 643 geschrieben[3], vielleicht in Evoriacas (Faremoutier), wo sich Jonas um diese Zeit aufhielt. Es zerfällt in zwei Bücher: im ersten wird das Leben des hl. Kolumban behandelt; das zweite enthält kurze aber sehr ansprechende Schilderungen der hll. Athala, Eustasius, Bertulf und Burgundofara[4], die der Verfasser persönlich gekannt hatte.

---

[1] Vita Iohannis Abbatis (ed. Krusch) 326.

[2] Daß Jonas Priester war, geht aus V. Col. II, 11 hervor.

[3] S. die Belege bei Krusch, V. Col. S. 58. Eligius war bereits Bischof, als Jonas sein Werk schrieb, also nach 641.

[4] Wundergeschichten aus dem Kloster der hl. Burgundofara könnte man die Kapitel 11—22 wohl besser betiteln als ein Leben der heiligen Ordensstifterin.

Die Glaubwürdigkeit des Jonas ist im wesentlichen nicht anzufechten. Er schöpfte in der Tat aus den lautersten Quellen. „Dem früher in Bobbio gegebenen Versprechen", schreibt er in der Widmung an die Äbte Bobbolen und Waldebert, „will ich nun Folge geben, besonders aus dem Grunde, weil sehr viele von denen, die mit dem seligen Vater Kolumban einst gelebt und die von ihm vollbrachten Taten selbst gesehen, unter euch noch am Leben sind. Was diese nicht gehört, sondern gesehen, und was mir die ehrwürdigen Väter Athala und Eustasius mitgeteilt haben, das berichte ich. Wenn ich einen noch Lebenden lobe, so möge man mich für keinen Schmeichler, sondern für den Erzähler guter Handlungen halten und glauben, daß ich niemand mit einem Lobgedichte Gunst erweisen, sondern nur Denkwürdiges überliefern will. Wir erzählen also, was wir von wahrhaftigen Berichterstattern erkundet haben; vieles, was wir nicht mehr vollständig wußten und doch nicht stückweise geben wollten, haben wir ganz weggelassen."

Unter den Zeugen, auf die sich Jonas beruft, sind außer den genannten Äbten besonders zu erwähnen der hl. Gallus, der Schüler des hl. Kolumban in Bangor und sein treuer Mitarbeiter bis zum Jahre 613; Theudegisil, dem Kolumban den Zeigefinger der linken Hand geheilt hatte; Chagnoald, Burgundofaras Bruder und nachmals Bischof von Laon (gest. 632/33), der die traute Gemeinschaft Kolumbans mit den Tieren des Waldes öfters selbst mit angesehen; Donatus, später Bischof von Besançon, den Kolumban getauft und von Kindheit auf in Luxeuil erzogen hatte; Potentinus, der Gefährte des hl. Kolumban auf der Verbannungsreise nach Nantes; endlich Domoal und Sonichar, die Kolumban bedienten, wenn er sich zu gewissen Zeiten in die Waldeinsamkeit zurückzog. Auch unter dem Mainzer Klerus scheint Jonas Bekannte gehabt zu haben, die ihm von Kolumbans Begegnung mit Bischof Lesio erzählten [1].

[1] V. Col. I, 27, 213.

Was diese Gewährsmänner anlangt, so waren sie alle Männer, welche nach bestem Wissen und Gewissen die Wahrheit sagen wollten und nach ihrer Zeit und Lage sie auch sagen konnten. Der ausgesprochenen Wundersucht ihrer Zeit ist es zuzuschreiben, daß sie manche außergewöhnliche Tatsachen als Wunder ansahen und berichteten, die, näher besehen, eine natürliche Erklärung zulassen.

Da Jonas in Italien geboren und erzogen wurde, ist es nicht zu verwundern, daß seine Kenntnisse in der fränkischen Geschichte manches zu wünschen übriglassen; so läßt er Kolumban in Gallien ankommen, „als Sigibert über die beiden Königreiche Austrasien und Burgund herrschte“ [1]. Über die Ereignisse der Jahre 610—613 zeigt er sich besser unterrichtet; hier stimmen seine Angaben im großen und ganzen mit denen Fredegars überein; wo sie voneinander abweichen, ist dem fränkischen Chronisten ohne Zweifel mehr Glauben zu schenken als dem italienischen Hagiographen.

Man hat Jonas mit Recht einen Vorwurf daraus gemacht, daß er zwei wichtige Ereignisse im Leben seines Helden mit keiner Silbe erwähnt: die Osterkontroverse und den Dreikapitelstreit. Diese Verschweigung ist um so verhängnisvoller, da sie seine ganze Schilderung von den Vorgängen bei der Verbannung Kolumbans beeinträchtigt. Um sein Schweigen zu verstehen, müssen wir bedenken, daß er, wie er uns selbst versichert, sein Werk schrieb, um zu erbauen und zur Nachahmung aufzumuntern [2]. Eine Schilderung von Kolumbans Widerspenstigkeit in der Osterfrage und seiner falschen Stellungnahme im Dreikapitelstreit wäre wohl diesem Zwecke in den

[1] V. Col. I, 6, 18. Austrasien wurde erst 592 unter Childebert II. mit Burgund vereinigt. Von Gregors Historia Francorum scheint Jonas nur die ersten sechs Bücher gekannt zu haben. Vgl. Krusch, Vita Col. 54.

[2] V. Col. I, 1. Praef. libri primi.

Augen vieler nicht gerade dienlich gewesen. Außerdem hatten die Mönche von Luxeuil schon längst mit dem Hofe und den Bischöfen Frieden geschlossen, und Bobbio stand in hohem Ansehen beim Heiligen Stuhle: warum, wird sich Jonas gesagt haben, die alten Streitigkeiten wieder aufrühren?

Trotz ihrer Mängel ist die Kolumban-Vita ohne Zweifel eines der interessantesten und wichtigsten historischen Denkmäler der merowingischen Epoche[1]. Ihr Einfluß ist in den meisten hagiographischen Werken des früheren Mittelalters bemerkbar[2]. Man nannte Jonas Praeceptor oder Lehrmeister und lobte ihn als „einen Mann von großer Beredsamkeit und tiefer Wissenschaft“[3]. Wohl keine Schrift aus jener Zeit ist uns in so vielen Handschriften erhalten als die Kolumban-Vita — ein Beweis für ihre Brauchbarkeit und Volkstümlichkeit.

Trotz Fredegars Klage, die Welt stehe im Greisenalter, und darum habe die Schärfe des Geistes nachgelassen, kann man dennoch um die Mitte des 7. Jahrhunderts von einer gewissen literarischen Wiedergeburt im Frankenreiche sprechen, und die Ehre, diese hervorgebracht zu haben, gebührt nicht an letzter Stelle dem Biographen des hl. Kolumban.

II. Anmerkungen und Erläuterungen.

1. S. 2. Über den Namen Kolumban. Der Heilige selbst zeichnet seinen Namen Columba; nur im Akrostichon an Hunald (MG. Ep. III 182) nennt er sich Columbanus. Jonas schreibt Columba und Columbanus. Das hebräische Wort für Taube — ionah oder

[1] Krusch, Vita Col. 48. Seebaß in Herzog, Real-Enzyklopädie IX 340 A. 3.

[2] Schon Fredegar (Chron. IV 36) schöpfte aus dem ersten Buch Kap. 18—20.

[3] Vita Walarici 9. Vgl. auch Vita Sadalbergae 3; Vita Agili 6; Vita Faronis 12.

ionas (1 Mos. 8, 8 10) — heißt auf Irisch Colum, ohne Zweifel von dem lateinischen Wort columba abgeleitet. Das Diminitivum von Colum ist Colman, was vielleicht dem lateinischen Columbanus entspricht (d'Arbois de Jubainville bei Martin, Saint Colomban 12 A.). Die Bezeichnung Columban wurde aber auch von den Iren gebraucht. In dem irischen Martyrologium von Maelmuire O'Gorman (12. Jahrhundert) ist unter dem 21. November zu lesen: Columban nocaraimn, „Kolumban, den ich liebe". Die Glosse dazu lautet: Abb robhui is in Ettail, „Ein Abt, der in Italien war". Somit kann nur unser Kolumban gemeint sein (John J. O'Gorman in Ecclesiastical Review [Philadelphia, Pa.], Jan. 1916, 95).

2. S. 3. **Das Geburtsdatum des hl. Kolumban.** Das Geburtsjahr läßt sich nicht mit Sicherheit feststellen. Der einzige Anhaltspunkt bietet die metrische Epistel an Fidolius (MG. Ep. III 188). Hier legt sich Kolumban ein Alter von achtzehn Olympiaden bei:

Nunc ad olympiadis ter senos venimus annos.

Rechnet man die Olympiade zu vier Jahren, so war Kolumban damals 68—72 Jahre alt; nimmt man sie hingegen, mit Mabillon (Ann. O. S. B. I 308) und Krusch (Vita Col. 21—22) im Sinne von Lustrum = ein Zeitraum von fünf Jahren, so müssen wir ihm ein Alter von 86 bis 90 Jahren geben. Wir dürfen wohl annehmen, daß die Verse im letzten Lebensjahre unseres Heiligen geschrieben wurden, vielleicht kurz vor seinem Tode — er spricht von einer schweren Krankheit, die ihn befallen —, dann wäre er entweder zwischen 528 und 532 oder zwischen 542 und 545 geboren. Ersteres Datum scheint uns nicht wahrscheinlich; denn in diesem Falle wäre Kolumban bereits 60 Jahre alt gewesen, als er sein erstes Kloster in den Vogesen gründete, und 85, als er, nach Jonas' Bericht (V. Col. I, 29), in Bobbio gewaltige Baumstämme von den Bergen in die Ebene tragen half. Der feurige Brief in der Dreikapitelfrage paßt auch eher zu einem Manne von 70 Jahren, als zu einem, der das gewöhnliche Maß der Menschenjahre überschritten hat. Es schien uns deswegen angemessener, seine Geburt in den Anfang der vierziger Jahre des 6. Jahrhunderts zu setzen.

3. S. 11. **Das Studium des Griechischen in den altirischen Klosterschulen.** Von einigen Schriftstellern, darunter namhafte Geschicht-

schreiber, ist wiederholt die Ansicht vertreten worden, die griechische Sprache sei schon im 6. Jahrhundert in den irischen Schulen gelehrt worden. So schreibt unter andern der bekannte irische Kulturhistoriker Dr. Joyce (Smaller Social History of Ireland 175): „Wir besitzen vollgültige Beweise, daß das Studium nicht nur der lateinischen, sondern auch der griechischen Sprache und Literatur vom 6. bis zum 10. Jahrhundert in Irland mit Erfolg betrieben wurde." Der Franzose Tougard (L'hellénisme au moyen-âge. Lettres chrétiennes III 233) meint sogar, alle Mönche, die den hl. Kolumban nach dem Festlande begleiteten, seien der griechischen Sprache mächtig gewesen. Die paar Hellenismen, denen man in den Briefen des hl. Kolumban und im Altus Prosator des hl. Kolumba von Jona begegnet, sind jedoch die einzigen Beweise, die man bis zur Stunde für diese Behauptung vorgebracht hat. Auf Stichhaltigkeit können sie keinen Anspruch erheben. Allem Anschein nach wurde das Griechische erst im 8. Jahrhundert in den Lehrplan der irischen Klosterschulen aufgenommen. Der Anstoß dazu ist wohl von England ausgegangen, wo der große Gelehrte Theodor von Tarsus als Erzbischof von Canterbury in der zweiten Hälfte des 7. Jahrhunderts die griechischen Studien zu solcher Blüte brachte, daß viele Angelsachsen, wie Beda (H. E. IV 2) berichtet, Griechisch wie ihre Muttersprache verstanden. Einmal eingeführt, wurde die griechische Sprache mit solchem Eifer in Irland gepflegt, daß ein Sedulius Scottus, ein Erigena und andere von ihren Zeitgenossen auf dem Kontinent nicht wenig angestaunt wurden wegen der Gewandtheit, mit der sie, „die Barbaren von den äußersten Grenzen der Welt", Griechisch sprachen und die schwierigsten griechischen Werke ins Lateinische übersetzten (Migne, P. lat. 129, 739. Über das Studium des Griechischen in Irland vgl. Marius Esposito, The Knowledge of Greek in Ireland during the Middle Ages, in Studies I, 4, Dec. 1912, 665 ff.).

4. S. 12. **Der verlorene Psalmenkommentar des hl. Kolumban.** Ohne Zweifel handelt es sich hier um den Psalmenkommentar, der in einem St. Galler Katalog aus dem 9. Jahrhundert und einem etwas späteren von Bobbio (G. Becker, Catalogi bibliothecarum antiqui S. 48, Nr. 229, und S. 67, Nr. 216/217) unter Kolumbans Namen angeführt wird. Als der gelehrte irische Franziskanermönch Patrick Fleming diese Klöster im Jahre 1625 besuchte, waren die

Handschriften bereits verschwunden. Die Büchereien von St. Gallen und Bobbio wurden gegen Ende des Mittelalters wiederholt von Humanisten auf der Suche nach Texten der alten Klassiker durchstöbert und ausgeplündert, und diesem unverantwortlichen Treiben wird der Verlust nicht nur des Psalmenkommentars, sondern auch der geistlichen Lieder und Abhandlungen, die Kolumban in Cluain-Inis verfaßte, zuzuschreiben sein. Der bekannte, mit irischen Glossen versehene Psalmenkommentar der Ambrosiana zu Mailand (c. 301 saec. VIII, fol. 14—146), der vielfach dem hl. Kolumban zuerkannt wurde, hat sich als „die verkürzte Übersetzung eines griechischen Kommentars Theodors von Mopsuestia entpuppt" (Krusch im Neuen Archiv f. d. ältere deutsche Geschichtskunde XXXIX [1914] 548).

5. S. 15. **Wie erklärt sich der üppige Aufschwung des Klosterwesens in der altirischen Kirche?** Die erste Ursache ist wohl in dem glühenden Apostoleifer der ersten Missionäre zu suchen. Der hl. Patrick und seine Genossen waren nach Kräften bestrebt, das Volk nicht nur zum Gehorsam gegen die Gebote, sondern auch zur Befolgung der evangelischen Räte zu führen. In seiner Confessio, deren Echtheit nicht mehr angezweifelt wird, spricht Patrick selbst von „zahllosen Söhnen und Töchtern der Adeligen und Könige, die ihr Leben Christus im jungfräulichen Stande weihten". Ein weiterer schwerwiegender Grund liegt im feurigen Temperament der Kelten, die im ersten Eifer ebenso bereit waren, der Welt und Weltlust zu entsagen, wie die ersten Christen, ihr Leben für den Heiland hinzugeben. Endlich hängt diese auffallende Entwicklung mit den politischen und sozialen Verhältnissen des Landes zusammen, die dem Individualismus und Partikularismus den weitesten Spielraum ließen. Irland zerfiel damals in eine Unzahl kleiner Bezirke, die je einem Stamme gehörten; der Stamm setzte sich aus den Clans oder Familien zusammen, die ihren Ursprung auf einen gemeinsamen Ahnen zurückführten. Obgleich es dem Namen nach sechs Könige (von Cashel, Connaught, Laigin, Aileach, Ulaid und Oriel) und einen Oberkönig, der Ard-ri von Tara, gab, war in Wirklichkeit jeder Stammeshäuptling König und übte königliche Rechte aus. Bekehrte sich ein Häuptling, so schenkte er regelmäßig ein Stück des Stammlandes oder auch seines eigenen zu kirchlichen Zwecken. Auf diesen Gütern erhoben sich alsbald Kirchen und Klöster, so daß es im Laufe der Zeit ebensoviele

klösterliche Niederlassungen als Stämme gab. Da zu jener Zeit noch keine Städte auf der Insel vorhanden waren, wurden die Klöster naturgemäß die Mittelpunkte des kirchlichen Lebens und die Sitze der Bischöfe. Neugegründete Klöster verlangten die Aufstellung eigener Bischöfe, um ganz unabhängig von dem Diözesanbischof zu sein. So kam die Gewohnheit auf, Bischöfe ohne Sprengel zu weihen. Natürlich verschwand mehr und mehr der Einfluß der bestehenden Bistümer; die Äbte erlangten größere Bedeutung als die Bischöfe, denen wenig mehr als das Wesen ihres Amtes übrigblieb, und schon vor Ende des 5. Jahrhunderts hatte die kirchliche Organisation Irlands einen fast ausschließlich klösterlichen Charakter angenommen. (Vgl. Beda, H. E. III 4. Über die ganze Frage orientiert wohl am besten J. B. Bury, Life of St. Patrick 67 ff. 179 ff.)

6. S. 22. **Kolumbans Priesterweihe.** Weder die Vita Columbani noch die Vita Galli erwähnen Kolumbans Priesterweihe; an der Tatsache ist aber dennoch nicht zu zweifeln. a) Die irischen Äbte waren durchweg Priester. b) In den Versus in eius festivitate ad mensam canendi, die der Vita Columbani beigefügt sind und Jonas zum Verfasser haben (vgl. Krusch, Vita Col. 56), wird der Heilige angerufen wie folgt:

Clare sacerdos, clues, almo fultus decore,
Tuis, Columba, decus, qui redoles in orbe.

c) Einem Mönche in Luxeuil reicht Kolumban die heilige Wegzehrung: Corpus Christi abeunti de hac vita viaticum praebet (V. Col. I, 17). d) Eine alte Missale-Handschrift von Bobbio, jetzt in der Ambrosiana (D. 84), enthält folgendes Gebet für das Fest des hl. Kolumban: Deus, qui nos sancti Columbani, sacerdotis et confessoris tui, annua beatae confessionis solemnitate laetificas . . . (E. Martin, Saint Colomban 70, A. 1).

7. S. 26. **Ad Brittanicos perveniunt sinus.** So Ionas I, 4; und I, 5: A Brittanicis ergo sinibus progressi, ad Gallias tendunt. Seine Worte wurden schon von Walafried so gedeutet, als hätte sich Kolumban von Bangor zuerst nach Großbritannien begeben. Auch neuere Schriftsteller sind dieser Meinung (Montalembert, Mönche des Abendlandes II [deutsche Ausg.] 452; Greith, Gesch. der altirischen Kirche 273; Martin, S. Colomban 21; Gougaud, Les Chrétientés

Celtiques 145). Vergleicht man aber die angeführten Stellen mit V. Col. I, 21: ut Ligeris scafa reciperetur Brittanicoque sinu redderetur, so muß man zu dem Schluß kommen, daß unter Brittanici sinus die Küste der Bretagne und nicht die Küste Großbritanniens gemeint ist (Krusch, Vita Col. I, 4, 160 A. 2). Übrigens, als Jonas schrieb, wurde das alte Armorica bereits Britannia genannt. Vgl. Fredegar, Chron. IV 11 12 78. Jonas gebraucht beide Benennungen: Brittanica arva (I 20), Armoricana loca (I 21).

8. S. 42. **Kolumbans Ankunft in Burgund.** Nach V. Col. I, 24 wurde Kolumban aus Luxeuil verbannt drei Jahre vor der Eroberung von Burgund durch Chlotar II., d. h. im Jahre 610; nach V. Col. I, 20 geschah die Ausweisung im zwanzigsten Jahre nach seiner Ankunft im Wasgenwalde; mithin fällt seine Ankunft in Burgund in das Jahr 591. Da wir nicht wissen, wie lange Kolumban als Wanderprediger tätig war, so können wir die Zeit seiner Ankunft in Gallien nicht mit Sicherheit bestimmen. Ohne festen Sitz wird er sich aber wohl schwerlich längere Zeit mit einer vielköpfigen Brüderschar im Frankenreiche aufgehalten haben. Seine Abfahrt aus der Heimat dürfte somit 590 angesetzt werden. Die Angabe der Vita Salabergae (Mabillon, Act. SS. O. S. B. II 405), daß Luxeuil unter der Regierung Childeberts II. gegründet wurde, wird wohl stimmen; denn Guntram starb im März 592, und Childebert, sein Nachfolger, im Herst 595. Wenn wir annehmen, daß mindestens zwei Jahre zwischen der Gründung von Annegray und Luxeuil lagen, so muß die Zeit der letzteren Gründung 593/94 angesetzt werden. (Martin [S. Colomban 30 A.] verwechselt die Gründung von Luxeuil mit der von Annegray.)

9. S. 50. **Die Echtheit der Regel des hl. Kolumban.** Die Echtheit der beiden Teile der Regel des hl. Kolumban sowie die Zusammengehörigkeit derselben hat Otto Seebaß in seiner Dissertation Über Columbas von Luxeuil Klosterregel und Bußbuch (Dresden 1883) und in der Zeitschrift für Kirchengeschichte XVII (1897) 218 bis 234 überzeugend nachgewiesen. Die beiden Teile der Regel hat er auch neu ediert, die Regula Monachorum in der Zeitschrift f. Kirchengesch. XV (1895) 366 ff., die Regula Coenobialis ebd. XVII (1897) 218 ff. Die späteren Zutaten sind durch Kleindruck gekenn-

zeichnet. Unserer Übersetzung liegt diese Ausgabe zugrunde. Zu der Seebaß-Ausgabe vgl. Krusch, Vita Col. 24 A. 2.

10. S. 62. **Der Ursprung des irischen bzw. kolumbanischen Offiziums (Cursus Scottorum).** Eine iro-schottische Abhandlung über die Schicksale der sechs verschiedenen Cursus (Ratio de cursus qui fuerunt) aus dem 8. Jahrhundert ist nicht ohne Wert für die Lösung dieser vielumstrittenen Frage. Danach geht der Cursus Scottorum auf den hl. Markus zurück, der nicht bloß Ägypten, sondern auch Italien (?) bekehrte. Gregor von Nazianz und die Mönche des Orients, Basilius, Antonius, Paulus, Makarius, Johannes, Malchus, befolgten diesen Cursus. Kassian verpflanzte ihn nach Gallien; er fand in Lerin Eingang; er wurde von Honoratus, Cäsarius von Arles, Lupus und Germanus angenommen. Lupus und Germanus unterrichteten den hl. Patrick in der Heiligen Schrift und vermachten ihm diesen Cursus, der durch ihn nach Britannien und Irland kam. Der Cursus des hl. Markus, auf diese Weise zum Cursus Scottorum geworden, wurde gegen Ende des 6. Jahrhunderts durch Kolumban von Luxeuil und seinen Genossen Wandilochus wieder nach Gallien gebracht. So der irische Anonymus (vgl. Gougaud, Les Chrétientés Celtiques 299; Krusch, Vita Col. 27, wo ein Teil des Textes abgedruckt ist). „Wenn auch seine geschichtlichen Angaben, auch da, wo er auf Kassian zu sprechen kommt", bemerkt Bäumer (Gesch. des Breviers 163 A.), „ziemlich konfus sind, so stellt (der Verfasser der Ratio de Cursus) doch, allem Anscheine nach, den wirklichen Verlauf der Ereignisse insofern richtig dar, daß er sagt, das irische Officium oder der in Irland vorherrschende Cursus sei aus südgallischen (nach ägyptischem Muster ausgebildeten) Klöstern, vielleicht aus Lerin selbst, entlehnt."

11. S. 84. **Über die Instructiones variae, sive Sermones S. Columbani.** Die siebzehn Instructiones (Fleming, Collectanea sacra [Löwen 1667]; Migne, P. lat. 80, 230 ff.) wurden allgemein als echt angesehen, bis Prof. Hauck (Zeitschrift f. kirchl. Wissenschaft [1885], 357—364) den Nachweis erbrachte, daß Instr. I u. II von einem Schüler des Faustus von Riez herrühren; auch die übrigen wollte er Faustus oder einem Schüler des Faustus zugeschrieben wissen. Seebaß (Zeitschrift f. Kirchengesch. XIII 513 ff. u. XIV 78 ff.) dagegen trat entschieden für die Echtheit der Instr. III, IX, XVI und XVII

ein. Seine Beweisführung fand dann auch den Beifall Haucks und anderer Forscher. Die genannten Instructiones gab Seebaß unter dem Titel, den sie auch in einer Fleury-Handschrift des 11. Jahrhunderts tragen: Ordo S. Columbani, Abbatis, de Vita et Actione Monachorum, neu heraus (Zeitschrift f. Kirchengesch. XIV [1894] 76 ff.). Instructio XIV ist in Wirklichkeit ein Brief an einen jungen Freund, wie Fleming bereits erkannte. Instructio XV, der Rhythmus de Vanitate et Miseriae Vitae Humanae, ist eine poetische Erweiterung einiger Stellen der Instructio III.

12. S. 104. **Das Bußbuch (Poenitentiale oder Liber de mensura poenitentiarum) des hl. Kolumban.** Es ist hier nicht der Ort, die vielerörterte Frage der frühchristlichen Bußdisziplin zu besprechen (vgl. Rauschen, Die Eucharistie und das Bußsakrament in den ersten sechs Jahrhunderten der Kirche 147 ff.). Nur einige Worte über die Bußbücher. H. J. Schmitz (Die Bußbücher und die Bußdisziplin der Kirche [Mainz 1883] Nr. 2; Die Bußbücher und das kanonische Bußverfahren [Düsseldorf 1898]) suchte den Beweis zu erbringen, daß sämtliche abendländischen Bußbücher auf ein römisches Poenitentiale zurückgehen. Seine These fand wenig Anklang. Am schärfsten wurde sie bekämpft von Paul Fournier (Études sur les pénitentiels, in Revue d'histoire et de littérature religieuses t. VI—IX). Heute dürfte sie wohl niemand mehr ernsthaft verteidigen. Man nimmt vielmehr allgemein an, daß die Bußbücher keltischen Ursprungs sind und von Kolumban ins Frankenreich übertragen wurden. Daß Kolumban auch selbst ein Bußbuch verfaßte, bestritt Schmitz; Hauck dagegen tritt für die Echtheit des größten Teiles des bekannten Poenitentiale Columbani ein (a. a. O. I 275); ebenso Malnory (Quid Luxovienses monachi 70 ff.) und Krusch (Vita Col. 27 f.). Nur ein stark interpolierter Text des Bußbuches ist uns in drei Handschriften (Bobbio) überliefert worden. Die erste Ausgabe besorgte Fleming (Collectanea sacra), die letzte und beste Seebaß (a. a. O. 441 ff.). Nach Haucks eingehenden Untersuchungen dürfte das mittlere Stück dieser Ausgabe (durch den Buchstaben B bezeichnet) bis c. 26 das echte kolumbanische Bußbuch oder doch ein beträchtlicher Teil desselben sein.

13. S. 121. **Zur Chronologie der Kolumban-Briefe.** a) Der Brief an Gregor den Großen (Ep. I) wurde in dem Jahre geschrieben, in welchem die Iren das Osterfest „mit den Juden" feierten.

Danach kämen in Betracht 595, 600 und 603 (Krusch, Vita Col. 7 ff. N. Archiv IX 101 ff.). 595 scheidet aus, weil Candidus, von dem im Briefe die Rede ist, erst in diesem Jahre von Gregor nach Gallien gesandt wurde (Greg. Reg. VI 10), und weil Gregors Kommentar zu Ezechiel, den sich Kolumban von ihm erbittet, vor 596 nicht vollendet wurde. In dem Brief an die burgundischen Bischöfe, der in das Jahr 603 gehört (s. unten), sagt Kolumban, die Osterfrage sei drei Jahre vorher erörtert worden. Ep. I wird daher wohl 600 geschrieben worden sein.

b) Die Abfassungszeit des Briefes an die burgundischen Bischöfe (Ep. II) kann aus dem Briefe selbst genau bestimmt werden. Kolumban sagt nämlich darin, er habe bereits zwölf Jahre in den Wäldern der Vogesen zugebracht. Der Brief ist also in das Jahr 603 zu verlegen. Hertels Vermutung (Zeitschrift f. Kirchengesch. III 145 ff.), die Synode, vor die Kolumban geladen wurde, sei mit der von Fredegar (Chron. IV 24) erwähnten Synode von Chalon-sur-Saône identisch, hat auch Haucks und Kruschs (a. a. O. 10) Beifall gefunden; der Eingang des Briefes scheint aber dagegen zu sprechen.

c) Hauck (a. a. O. I 601) verlegt den Brief an einen ungenannten Papst (Ep. III) in das Jahr 609, weil um diese Zeit der Osterstreit von neuem entbrannt war und schließlich zu Kolumbans Verbannung führte. Aus dem Briefe selbst scheint uns aber klar hervorzugehen, daß er kurz nach Gregors Tod an dessen Nachfolger Sabinian (604 bis 606) geschrieben wurde. Vgl. Krusch a. a. O. 12 A. 2. Übrigens ist es kaum denkbar, daß ein Mann von Kolumbans lebhaftem Temperament in einer Frage, die er für eine Lebensfrage hielt, fünf bis sechs Jahre gewartet hätte, ohne den Versuch zu erneuern, eine für ihn günstige Entscheidung von Rom zu erlangen.

d) Den Brief aus Nantes an die Brüder in Luxeuil schrieb Kolumban 610, dem Jahre seiner Verbannung, die vicesimo anno post incolatus heremi illius stattfand (V. Col. I, 20, 197).

e) Der Brief an Bonifaz IV. über die Dreikapitelfrage ist in das Jahr 613 zu verlegen, einige Zeit nach Kolumbans Ankunft in Mailand (612—613) und vor der Gründung von Bobbio (613—614). Die Worte Ecce conturbantur gentes, inclinantur regna beziehen sich anscheinend auf die Ereignisse des Jahres 613 im Frankenreiche (Fredegar IV 40 ff. V. Col. I, 29, 219 f.).

f) Gundlach (MG. Ep. III 180) hat nicht versucht, die Abfassungszeit des Briefes an einen jungen Freund näher zu bestimmen. Vielleicht bietet die Anrede: O puer amande ministerque dulcis, einen Anhaltspunkt. Zwei Diener unseres Heiligen werden von Jonas erwähnt: Domoal in Luxeuil und Besançon (V. Col. I, 9, 168; I, 19, 192) und Chagnoald, der nachmalige Bischof von Laon, in Bregenz (ebd. 185 216 218). An einen von diesen dürfte das Schreiben gerichtet sein: an Domoal in Luxeuil von Bregenz aus 610—612 oder von Italien aus an Chagnoald 613—615.

g) Die poetischen Briefe dürften wohl alle in Kolumbans italienische Zeit zu verlegen sein. Der Vers des Akrostichons an Hunald: Aspice, quam brevis est procerum regumque potestas, scheint auf den jähen Untergang der jungen Könige Theudebert und Theuderich (612—613) hinzuweisen.

14. S. 171. **Das Ruderlied (Carmen Navale) des hl. Kolumban.** Dr. W. Meyer, Sekretär der Stadtbibliothek zu München, entdeckte das Carmen Navale in einer Leidener Handschrift aus dem 10. Jahrhundert. Ernst Dümmler, dem er es zur Prüfung zusandte, erkannte es sofort als eine Nachahmung eines alten römischen Ruderliedes, das er in einer Berliner Handschrift zusammen mit den Versus ad Fidolium des hl. Kolumban gefunden hatte. Der Name des Verfassers am Rande ist bis auf die Endsilben -banus ausgeschnitten. Dümmler, der das Gedicht zuerst veröffentlichte (N. Archiv VI 191), war geneigt, es einem jüngeren Columbanus zuzuschreiben. Gundlach, der Herausgeber der Briefe und Gedichte des hl. Kolumban, trat mit gewichtigen Gründen für die Autorschaft unseres Heiligen ein (N. Archiv XV 514). Ihm schließt sich Krusch (Vita Col. 31) an. Die Erwähnung des Rheins (En silvis caesa fluctu meat acta carina, Bicornis Hreni, et pelagus perlabitur uncta) läßt die Vermutung zu, daß Kolumban das Lied während der Rheinfahrt im Jahre 610 dichtete. In dem Ruderlied weht derselbe Geist, dem wir die herrlichen Kampfworte in dem Briefe an die Brüder in Luxeuil verdanken.

15. S. 237. **Todestag und Todesjahr des hl. Kolumban.** Kolumban starb am 23. November. a) Die besten Handschriften der Vita Col. geben diesen Tag als Todestag an. b) In dem fast zeitgenössischen Martyrologium Hieronymi lesen wir: VIIII K. Dec. In Italia,

monasterio Bobbio, depositio sancti Columbani, Abb. c) In Luxeuil und Bobbio ist das Fest des Heiligen von jeher am 23. November gefeiert worden. d) Im Cod. F III, 8 der National-Bibliothek zu Turin ist unter dem 23. November in Goldschrift zu lesen: Sancti Columbani, Confessoris. e) Nach der Vita Galli (c. 26) starb Kolumban an einem Sonntag; im Jahre 615, dem Todesjahr, wie wir gleich zeigen werden, fiel der 23. November auf einen Sonntag.

Kolumban starb im Jahre 615. Nach der Schlacht bei Zülpich, die im Sommer 612 stattfand, verließ Kolumban Bregenz und siedelte nach Italien über. Nach einem längeren Aufenthalt am langobardischen Hofe (dum ille poenes Mediolanium urbem moraretur) gründete er das Kloster Bobbio. Im Laufe des Jahres 614 sandte Chlotar II., der 613 Alleinherrscher der Franken geworden war, den Abt Eustasius nach Italien, um Kolumban nach Burgund zurückzubringen. Ein volles Jahr darauf (expleto anni circulo) starb der Heilige zu Bobbio.

III. Quellen und Literatur.

A. Die Schriften des hl. Kolumban.

1. Briefe: a) An Gregor den Großen im Jahre 600; b) an eine burgundische Synode im J. 603; c) an Papst Sabinian im J. 604(?); d) an die Mönche von Luxeuil im J. 610; e) an einen jungen Freund, 610—615; f) an Papst Bonifaz IV. im J. 613.

2. Gedichte: a) Akrostichon an Hunald; b) an Sethus im J. 615(?); c) an Fidolius im J. 615(?); d) ein Ruderlied im J. 610 bis 611(?); e) Rhythmus de Vanitate et Miseria Vitae Humanae.

3. Die Regel des hl. Kolumban im J. 595(?).

4. Das Bußbuch des hl. Kolumban.

5. Geistliche Reden.

B. Ausgaben der Werke des hl. Kolumban.

Dümmler, Ernst, S. Columbani Carmen Navale, in Neues Archiv für die ältere deutsche Geschichtskunde VI (1881) 191 f.

Fleming, P., O. S. F., Collectanea Sacra seu S. Columbani Hiberni abbatis ... necnon aliorum ... Sanctorum acta et opuscula ... partim ab ipso brevibus partim fusioribus commentariis illustrata per Thomam Sirinum. Löwen 1667. Flemings Text ist abgedruckt in Migne, P. lat. 80, 259 ff.

Gundlach, Wilh., S. Columbani Epistolae et Carmina, in Monumenta Germaniae Historica (MG.), Ep. III, 156 ff.

Seebaß, Otto, Regula Monachorum S. Columbani Abbatis, in Zeitschrift für Kirchengeschichte XV (1895) 366 ff.

— S. Columbani Abbatis Ordo de Vita et Actione Monachorum, ebd. XIII (1893) 513 ff.

— S. Columbani Abbatis Regula Coenobialis, ebd. XVII (1897) 218 ff.; XVIII 58 ff.

— S. Columbani Liber de Mensura Poenitentiarum, ebd. XIV (1894) 441 ff.

C. Abhandlungen usw. über die Schriften des hl. Kolumban.

Bäumer, S., O. S. B., Geschichte des Breviers (Freiburg 1895) 164—169: Die Regel des hl. Kolumban und das Antiphonar von Bangor.

Friedberg, Über das Poenitentiale Columbani, in Lehrbuch des kath. und evang. Kirchenrechts [11] (1884) 289 ff.

Gundlach, Wilh., Über das Carmen Navale Columbani, in Neues Archiv XV (1890) 514.

— Über die Kolumban-Briefe, ebd. 497 ff.

Hauck, Albert, Kirchengeschichte Deutschlands I [4] (1904) 263 ff.: Über Leben und Schriften des hl. Columba. Über die Chronologie des hl Kolumban orientiert vorzüglich der Anhang S. 601 ff.

— Über die sogenannten Instructiones Columbani, in Zeitschrift für kirchliche Wissenschaft VI (1885) 357—364.

Hertel, G., Anmerkungen zur Geschichte Columbas, in Zeitschrift für Kirchengeschichte III 145 ff.

— Über des hl. Columba Leben und Schriften, in Zeitschrift für historische Theologie III (Gotha 1875) 396—454.

Knottenbelt, Disputatio histor. theolog. de Columbano. Leyden 1839.

Malnory, Quid Luxovienses monachi . . . ad regulam monasteriorum atque ad communem ecclesiae profectum contulerint. Paris 1894.

Manitius, Geſch. der chriſtl.-lat. Poeſie 390 ff.

— Zu ſpäteren lateiniſchen Dichtern, in Rhein. Muſeum XLIV (1889) 552.

Morin, G., O. S. B., Explication d'un passage de la règle de Saint Colomban relatif à l'office des moines celtiques, in Revue Bénédictine XII 200 ff.

Schmitz, H. J., Die Bußbücher und das kanoniſche Bußverfahren (Düſſeldorf 1898) 146 ff.

— Die Bußbücher und die Bußdiſziplin der Kirche. Mainz 1883.

Seebaß, Otto, Über Columbas von Luxeuil Kloſterregel und Bußbuch (Diſſert.). Dresden 1883.

Vering, Zur Charakteriſtik der mittelalterlichen Pönitentialbücher, in Archiv für kath. Kirchenrecht XXX (1875) 365 ff.

Waſſerſchleben, Die Bußordnungen der abendl. Kirche. Halle 1851.

D. Lebensbeſchreibungen des hl. Kolumban.

Abel, Otto, Die Chronik Fredegars und der Frankenkönige, die Lebensbeſchreibungen (im Auszug) des Abtes Columban, der Biſchöfe Arnulf, Leodegar und Eligius, der Königin Balthilde. 3. Aufl. von W. Wattenbach. Leipzig 1888.

Beſſer, W. F., Der hl. Kolumban. Leipzig 1857.

Bispham, C. W., Columban, Saint, Monk and Missionary. New York 1903.

Böhringer, Der hl. Kolumban. 2. Aufl. 1878.

Bonnet-Maury, M. G., Saint Colomban et la fondation des monastaires irlandais en Brie au VIIe siècle, in Revue Historique, Nov.-Dec. 1903.

Concannon, Mrs. T., St. Columbanus, in: A Study in early Irish Monasticism. Dublin 1816.

Gianelli, Ant., Vita di S. Colombano. 2 ed. Turin 1894.

Gorini, J.-M.-S., Défense de l'Église contre les erreurs historiques I (Lyon 1859) 449—528.

Ionae Vitae Sanctorum Columbani, Vedastis, Iohannis, ed. B. Krusch (Scriptores rerum germanicarum in usum scholarum). Hannover 1905. Ein Meisterwerk der Editionskunst!

Lütolf, A., Die Glaubensboten in der Schweiz vor St. Gallus. Luzern 1871.

Martin, Eug., Saint Colomban (Sammlung Les Saints). Paris 1905.

Metlake, George, Life and Writings of St. Columban. Philadelphia 1914.

Montalembert, Mönche des Abendlandes, übersetzt von K. Brandes O. S. B. II (Regensburg 1860), 7. Buch, 435—540.

Pözl, Leben des hl. Kolumban (nach den Bollandisten?). 1846.

Stokes, Marg., Six Months in the Apeninnes in Search of the Irish Saints in Italy. London 1892.

— Three Months in the Forests of France in Search of Vestiges of the Irish Saints. London 1895.

The Manuscripts of the Vita S. Columbani, ed. H. J. Lawlor. Dublin 1908. (Dazu Krusch im Neuen Archiv XXIX 445 ff.)

Zimmermann, J. A., Die Heiligen Kolumban und Gallus. St. Gallen 1865.

E. Die altirische Kirche.

Acta Sanctorum Hiberniae. Brügge 1887.

Adamnan, Vita S. Columbae, ed. Fowler. Oxford 1894.

Bedae Venerabilis Historia Ecclesiastica Gentis Anglorum, ed. Plummer. Oxford 1896.

Bellesheim, Alph., Geschichte der kath. Kirche in Irland. I. Bd. Mainz 1890.

Bury, J. B., The Life of St. Patrick and His Place in History. London 1905.

Funk, F. X., Kirchengesch. Abhandlungen I (Paderborn 1897) 421 ff.

Gildas, De Excidio Britanniae Liber Querulus, Epistola de Poenitentia, Altera Epistola. (MG. Auct. Antiq. XIII, Chron. Min. III.)

Gougaud, L, O. S. B., Les Chrétientés Celtiques. Paris 1911.
Greith, K., Geschichte der altirischen Kirche. Freiburg 1867.
Haddan and Stubbs, Councils and Ecc. Documents rel. to Gr. Br. and Ireland. Oxford 1869—1878.
Healy, J., The Life and Writings of St. Patrick. Dublin 1905.
Joyce, P. W., Smaller Social History of Ireland. London 1908.
Salmon, J., The Ancient Irish Church as a Witness to Catholic Doctrine. Dublin 1897.
Schmid, J., Die Osterberechnung auf den britischen Inseln. Regensburg 1904.
Warren, F. E., The Antiphonary of Bangor. London 1892—1895.
Wasserschleben, Die irische Kanonensammlung. 2. Aufl. Leipzig 1885.
White, N. J. D., Libri Sancti Patricii. The Latin Writings of St. Patrick. Edited with Introduction, Translation and Notes. Dublin 1905.
Zimmer, H., Die keltische Kirche in Britannien und Irland, in Realenzyklopädie f. prot. Theol. und Kirche X 204 ff.
— Pelagius in Irland. Berlin 1901.
— Über die Bedeutung des irischen Elements für die mittelalterliche Kultur, in Preußische Jahrbücher LIX (1887) 27—59.

F. Das Frankenreich, Alamannien und Italien im 6. und 7. Jahrhundert.

Bihlmeyer, Pius, O. S. B., Regel des hl. Benedikt, aus dem Lateinischen übersetzt (Bibliothek der Kirchenväter Bd. XX). Kempten 1914.
Chronicon Breve Luxoviense (MG. SS. III).
Delsart, H.-M., Sainte Fare. Paris 1911.
Fredegarii Chronicon (MG. SS. II).
Funk, F. X., Die Alamannen, in Wetzer u. Weltes Kirchenlexikon I² (Freiburg i. Br.) 387—394.
Gregorii Magni Registrum Epistolarum (MG. Ep. I).
Gregorii Turonensis Historia Francorum (MG. SS. I).
Grisar, H., S. J., Geschichte Roms und der Päpste im Mittelalter. Bd. I. Freiburg i. Br. 1901.

Grupp, G., Kulturgeschichte des Mittelalters. Bd. I. 2. Aufl. Paderborn 1907.

Hartmann, L. M., Geschichte Italiens. II. Bd., 1. Abt. Leipzig 1900.

Herber, Pauline, und Maria Grisar, Charakterbilder der kath. Frauenwelt. III. Bd.: Aus den Anfängen der abendländ. Kultur. Paderborn 1916.

Hörle, G. H., Frühmittelalterliche Mönchs- und Klerikerbildung in Italien, in Freib. Theol. Studien 13. Heft. Freiburg i. Br. 1914.

Krusch, B., Studien zur christl.-mittelalterl. Chronologie. Leipzig 1880.

Kurth, G., La Reine Brunehaut, in Revue des questions historiques vol. L.

Levison, W., Die Iren und die fränkische Kirche, in der Historischen Zeitschrift CIX (1912) 1—22.

— Einfluß der Hisperica Famina auf Kolumbans Sprache, im Neuen Archiv XXXV 654.

Miracula Waldeberti et Eustasii (MG. SS. XV).

Passiones Vitaeque Aevi Merow., edd. Krusch et Levison. Hannover 1910.

Pauli Diaconi Historia Langobardorum. Hannover 1878.

Potthast, A., Leben des hl. Gallus und des Abtes Otmar von Sanktgallen. 2. Aufl. von Wattenbach. Leipzig 1888.

Rauschen, G., Eucharistie und Bußsakrament in den ersten sechs Jahrhunderten der Kirche. 2. Aufl. Freiburg i. Br. 1910.

Vacandard, E., Études de critiques et d'histoire religieuse. Paris 1911.

Alphabetisches Namen- und Sachverzeichnis.

K. = Kolumban. B. = Bischof. Kl. = Kloster, Klöster.

Abelenus, B. von Genf 244 f.
Ackerbau, Mönche und 78 f. 200.
Ado, hl., Gründer von Jouarre 167 f.
Agathias, Geschichtschreiber 34 176.
Agilulf, Langobardenkönig 208 227 230; seine Kinder Gundiberga und Adalwald 208.
Agilus, hl. 168.
Agnoald, Vater des Agilus 47.
Agrestius, Mönch von Luxeuil 243 ff. 254.
Agrippinus, schismatischer B. von Como 212.
Aichar, hl., B. von Vermandois und Tournai 243.
Aidus, irischer B. in Luxeuil 160.
Aiga, Mutter des hl. Audoenus 166 247.
Alamannen 174 ff.
Alamannisches Gesetz 177.
Alboin, Langobardenkönig 207.
Aldhelm, hl. 76.
Alpen 180.
Amandus von Maastricht, hl. 264 f.
Amatus, hl., Abt von Habendum 249.
Anatolius von Laodizea 120; der falsche Anatolius 120 122 f.
Anicet, Papst 135.
Annegray (Anagrates), Kl. 42 ff.
Ansoald, B. von Straßburg 177.
Antonius, hl. 22.
Arbeit als Erziehungsmittel 81.
Arbogast, B. von Straßburg 177.
Arbon, K. in 183 f.
Arianer, K. bekämpft die 209.
Arigius, B. von Lyon 128 132.
Armen, K.s Sorgen für die 154 f.
Armut 55; Gelübde der 17 f.
Arnold von Selenhofen, Erzb. von Mainz 173.
Arnulf von Metz, hl. 231 249.
Asylrecht 146.
Athala, hl., Abt von Bobbio 158 ff. 170 191 228 254 f. 264 f.
Athanasius, hl. 81 263.
Audemar (-omer), hl. 243.
Audoenus (Dado, Ouen), hl., Gründer von Rebais, B. von Rouen 167 f. 247 f.
Audoin, Langobardenkönig 206.
Augsburg 177.
Aurelia, Kirche der hl., zu Bregenz 184 186 f.
Ausschluß aus dem Kl. 82 158
Austreberta, hl. 251. [244.
Authar, Freund des hl. K. 167.
Authari, Langobardenkönig 207 f.
Autiernus, Mönch von Luxeuil 116.
Avitus von Vienne, hl. 216.

Balthildis, hl., Königin, Stifterin von Corbie 209 243 264.
Bangor in Irland, Kl. 13 ff. 20 27 f.; Antiphonar von 16 20 64 f.
— — Wales 13 15.
Bardenschulen in Irland 4.
Basel-Augst, Bistum 177.
Basilius, hl. 41 49 66 74.
Bayern, Kolumbanische Missionäre in 242 f.

Beda, hl. 15 17 f. 19 111.
Beichte, öftere 83.
Beichtvater 100 f. 109.
Benedikt XIV. 261.
— hl. 49 64; seine Regel 71 f.
Berchar, hl., Klostergründer 242 f.
Bernhard, hl., über Bangor 27.
Berta, hl., Königin 34 209.
Berthoara, hl., Klostergründerin 250.
Bertinus, hl., Abt von Sithiu 109 242.
Bertulf, hl., Abt von Bobbio 239 256 264.
Besançon 118 145 f.
Bier als Tafelgetränk 54 67; als heidnisches Opfer 189.
Bobbio, Kl., Gründung 228; Schenkungsurkunde 230; Exemtion 255; Einfluß 253 ff.; Bibliothek 257 ff. 270 f.; Codex Bobbiensis 111.
Bobolen, hl., Abt von Bobbio 239 256 266.
Bonifaz IV., Papst 212 ff. 226 f.
Bonosus, Bonosianer 107 f.
Borromeo, Kard. Federico 259.
Bossuet 225.
Bregenz, K. in 184 ff.
Bretagne, K. in der 26 272.
Bretonen in Luxeuil 78.
Brie, Kolumbanische Kl. im Walde von 168.
Brunhilde, Königin 31 f. 137 ff. 164 231 ff.
Burgund 41 f.
Burgundofara, hl., Äbtissin von Faremoutier 167 247 265.
Bußbücher 101 ff. 275.
Bußdisziplin, öffentliche 99 f.; in Irland 100.

Cäsarius von Arles, hl. 49.
Cambutta (Stab) des hl. K. 238.
Candidus päpstlicher Verwalter in Gallien 121 125.
Carnot, Maurus O. S. B. 198.
Cassiodorus 77.
Chagnerich, Gönner K.s 166 f.
Chagnoald, Diener des hl. K., B. von Laon 113 167 188 195 266.
Chalcedon, Konzil von 210 f. 222.
Chalon, Synode von 109 276.
Charibert, König 33 f.
Childebert I. 32 f.
— II., König von Burgund 47 137.
Chilperich, König 31 f.
Chlotar II. von Neustrien 32 137 f. 150 f. 165 f. 231 ff. 241.
— III. 264.
Chlodwig 29 33 175.
Chlotilde, hl. 35 209.
Chorgebet in der Regel des hl. K. 61 ff. 274.
Chrysmale 69.
Chunna, Schüler von Luxeuil, Abt von Reomaus 265.
Chur, Bistum 177.
Cluain-Inis (Cleeniſh-Inſel) 9 ff.
Comgall, hl., Abt von Bangor 13 15 f. 20 f. 24 27 65 136.
— — Abt von Bobbio 239.
Cronan, hl., Abt von Bangor 65.

Dagan, irischer B. 135.
Dante 9 178 261.
Deikola, hl. 114.
Desiderius von Vienne, hl. 36 142 263.
— — Cahors 248.
Dioskor, Ketzer 212 219.
Disentis, Kl. 197 f.
Döllinger 1 f.
Domoal, Diener des hl. K. 80 116 145 266.
Donatus, hl., Schüler des hl. K., B. von Besançon 74 77 243 247 266.
— — irischer Mönch, B. von Fiesole 258.

Dreikapitelstreit 210 ff. 243 f. 254 f. 267.
Dungal, irischer Gelehrter 258.
— der Jüngere 258.

Ebertramnus, hl., Abt von St. Quentin 243.
Einsamkeit, K. in der 110 ff.
Eligius, hl. 36 f. 247 252.
Elsaß, Kampf um das 164 f.
Enthaltsamkeit im Essen und Trinken 54 f.
Ermenberga, spanische Königstochter 130 141.
Erziehung, klösterliche 74 ff. 94 ff.
Eucherius über die Einsamkeit 110.
Eulogia (gesegnetes Brot) 69.
Eustasius, hl., Abt von Luxeuil 108 148 170 188 191 f. 199 203 234 f. 242 ff. 265.
Eutyches, Ketzer 212 219.
Eutychius, hl. 216.
Exemtion der Kl. 252 f. 255 f.

Faremoutier (Evoriacas), Frauenkloster 167.
Faro, hl., B. von Meaux 167 247 253.
Filibert, hl., Gründer von Jumiège 247.
Finnen, hl., Abt von Clonard 10 136.
Finnian von Maghbile, hl. 18; sein Bußbuch 101 103.
Flavia, Mutter des hl. Donatus 73 247.
Fleming, Patrick, Kolumbanforscher 259 270.
Fontanä (Fontaine), Kl. 48 79.
Franken, Bekehrung und Sitten der 29 ff.
Fredegar, Chronist 135 136 263 267 ff.
Fredegunde, Königin 31 f. 137.
Freigrafschaft 41 f.
Fremdenherberge in Luxeuil 144.
Fridoald von Granfelden, hl. 246.
Frodobert, hl., Abt 243 251.

Gallus, hl. 22 24 28 45 f. 117 181 f. 199 ff. 237 f. 264 266.
Galswinda, Brunhildens Schwester 31 233.
Gaudentius, B. von Konstanz 188.
Gebete für Lebende und Verstorbene 64 125 129 131 224 238.
Gefangene, K. sorgt für 145.
Gehorsam 52 f. 196; Gelübde 17 ff.
Germanus von Paris, hl. 36 149.
— — Granfelden, hl. 246.
Gesang und Musik in den irischen Kl. 65.
Gildas, hl. 19 103.
Glocken 35 43 190.
Granfelden, Kl. 246.
Gregor der Große 103 f. 121 ff. 133 213 216.
— von Tours 31 34 37 267.
Greith, B. von St. Gallen 45 225.
Griechisch in den irischen Kl. 269 ff.
Gundoin, Edelmann 250.

Hauck, Albert, über K. 51 109 225 f. 240.
Hauptsünden, K. über die acht [89 f.
Heilige, keltische, und die Tiere 111 113 ff. 200 230.
Heiligenlegenden 37.
Heraklius, Kaiser 212.
Hermanfried, B. von Verdun 243.
Hieronymus, hl. 8 49 50 110 122 ff. 131.
Hiltibod, Diakon von Arbon 199.
Honorius I., Papst 255 f.
— III., Papst 257.

Jerusalem, Ehrenstellung 221.
Ibas von Edessa 210.
Inghirami, Tommaso 258.
Ingoberga 34.

Jocundus, Freund des hl. K. 228.
Johannes der Täufer 240.
Johannes III., Papst, und das Weltende 216.
— von Reomaus, hl., Ordensstifter 264 f.
— Schüler des hl. Gallus, B. von Konstanz 200 203 f.
Jonas von Bobbio, Biograph des hl. K. 263 ff. u. ö.
Iren in Norditalien 258; in Mainz 173.
Irland im 6. und 7. Jahrhundert 1 f. 214 f. 221 271 f.
Justinian, Kaiser 210.

Kassian 51.
Keuschheit 56; Gelübde der 17
Kinder in den Kl. 74. [19 70.
Kirchenbau unter den Merowingern 35.
Klassiker, K. und die 11 75 f.
Klausnerin, irische 6 f.
Kleph, Langobardenkönig 207.
Klerus in der Merowingerzeit 35 ff.
Klöster, gallische, im 6. Jahrhundert 49; in Irland 1 f. 4 15 251 f. 271 f.; kolumbanische auf dem Festlande 243 ff.
Klugheit 57 ff.
Kolumba, hl., Abt von Iona 23 136; seine Heimwehlieder 25 f. 115.
Kolumban, hl. Name 213 268; chronologische Fragen 269 ff. — Schriften: Psalmenerklärung 12 270; geistliche Lieder und Abhandlungen 12 271; Mönchsregel 50 ff; Zönobialregel 66 ff. 81 f. 84 244; Versbrief an Fidolius 76 237 f.; Versbrief an Sethus 76 236 f.; Akrostichon an Hunald 268; Geistliche Reden 84 ff.; Bußbuch 102 ff. Briefe: an Gregor den Großen 121 ff.; an eine Synode 126 ff.; an Papst Sabinian 134 f.; an seine Mönche 157 ff.; an einen Schüler 96 ff.; an einen jungen Freund 94 f.; an Papst Bonifaz IV. 213 ff.; an König Theuderich 143; an Chlotar II. 235; Denkschriften in der Osterfrage 121 128; Ruderlied 171 277; Schrift gegen die Arianer 209. — Stil 11 121 157; Predigtweise 84; Charakter 114 121 135 142 220 240 f. — Verehrung 260 ff.; Höhle des hl. K. 112; Quelle 116; Reliquien 239 261; Gebet des hl. K. 113.
Kolumban der Jüngere, hl. 82 234.
Kommunion in den kolumbanischen Kl. 83.
Konstantinopel, 2. Konzil von 211 219 227.

Langobarden 133 206 ff.
Lehrprogramm, K.s 76.
Lesio, B. von Mainz 172 f. 266.
Leudegunde, Mutter des hl. Chagnoald 167.
Leudoin-Bodo, B. von Toul 243.
Leupar, B. von Tours 153.
Libran, Mönch von Luxeuil 158.
Luan, hl. 21 149.
Luxeuil, Kl. 47 72 ff.; Einfluß 241 ff.

Macon, Synode von 244.
Maginald (Magnoald?), Schüler des hl. Gallus 200 238.
Mailand, K. in 209 f.
Mainz, K. in 172 f.
Makarius, hl. 49.
Malachias, hl., irischer Abt und B. 27.
Marianus Scottus 173.
Martian, B. von Konstanz 203.
Martinus von Tours, hl. 152 f.

Meaux, der hl. K. in 166 f.
Meersburg, Königshof 193.
Merowinger 31 ff.
Merula, Giorgio 259.
Messe, heilige 68 f. 238.
Miechius, B. von Langres 148 [191.
Missionstätigkeit der altirischen Kirche 2; des hl. K. 181 ff. 229; der kolumbanischen Mönche 242 f.
Mönche, irische, äußere Erscheinung 25.
Monophysiten 210.
Montalembert 50 67 157 198.
Mühle in Bobbio 256.
Mummulenus, B. von Noyon [243.

Nächstenliebe, K. über die 90 ff.
Nantes, K. in 154 f.
Naturliebe der irischen Mönche [115 f.
Nestorius, Nestorianer 210 212
Nevers, K. in 151.
Nicetius von Trier, hl. 36. [219.
Nizäa, Konzil von 121.
Nummerian von Trier 253.

Oblaves, irische Lehrer 4.
Opfermahlzeiten, heidnische 107.
Orleans, 4. Synode von, und die Osterfeier 120; K. in 40 151 ff.
Ossian 65.
Osterberechnung in Irland 119 ff.
Osterfeierstreit 118 ff. 143 157 159 267.

Pachomius, hl. 49 74.
Palimpseste von Bobbio 257.
Patrick, hl., Apostel Irlands 1 15 65 114 f. 271.
Paul V., Papst 259.
Pelagius II., Papst 35.
Petrus, hl., Schlüsselamt des 222.
Pfermund, Kl. 246.
Pflegschaft in Irland 4.
Photinus, Photinianer 107 f.
Pippin von Landen 231.
Polycarp, hl., und die Osterfrage [135.
Potentinus, Schüler des hl. K., Abt von Coutances 165 266.
Primat, K. und das 213 217 f. 221 225 f.
Probus, B. von Tortona, und die Exemtion der Kl. 255.
Prokula, Wohltäterin K.s 155.
Prophetengabe K.s 144 151 153 [166.

Quartodezimaner 119 f.

Radegunde, hl. 33 209.
Rado (Reuil), hl., Gründer von Reuil 168.
Ragamund, burgundischer Hauptmann 147 149 ff.
Ragnachar, B. von Basel 243.
Ragnegisel, B. von Troyes 251.
Räte, die evangelischen, in den irischen Kl. 17 ff.
Redemptus von Ferentum und das Weltende 216.
Remaclus, hl., Gründer von Stablo und Malmedy 248.
Remiremont (Habendum), Doppelkloster 249.
Rom, K.s Sehnsucht nach 124.
Romarich, hl. 249.
Rothari, Langobardenkönig [256. 210
Rufinus von Aquileia 11 49.
Rute als Erziehungsmittel 81.

St. Gallen, Kl. 45 199 ff.
St. Ursitz, Kl. 146 179.
Sabinian, Papst 134 f.
Sadalberga, hl. 250.
Salisches Gesetz 34 152.
Salix, Kl. 44 f.
Schotten (Iren) 223.
Schrift, Studium der Heiligen, in den irischen Kl. 6 10 ff.
Scriptorium (Schreibstube) von Bobbio 257 ff.
Secundus von Trient, schismatischer Mönch 211.
Sedulius Scottus 258.

Selz 178.
Sidonius Apollinaris 35.
Sigibert, König 31 267.
Sigisbert, hl., Gründer von Disentis 197 ff.
Simonie in Gallien 35 103.
Sinell, hl., Lehrer des hl. K. 9 ff.
Sklaverei, Kirche und 36 ff.
Solon über Elternmord 70.
Sonichar, Diener des hl. K. 80 266.
Sophronius, B. von Nantes 154.
Stillschweigen 53 f.
Straßburg (Argentoratum) 177.
Syrer in Gallien 152.

Theodor, Papst 256.
Theodor, Mönch von St. Gallen 200.
— von Mopsuestia 210 271.
Theodoret von Cyrus 210.
Theudebert II. von Austrasien 137 f. 164 f. 170 f. 193 f.
Theudegisel, Mönch, geheilt von K. 80 266.
Theudelinde, Königin 207 ff. 211.
Theuderich II. von Burgund 137 ff. 164 f. 194 f. 231.
Theudofred, Abt von Corbie 243.
Theudolen, Abt von Saint-Seine 243.
Theudulf, hl., Klostergründer 250.
Tonsur, irische oder druidische 25
Toul, Schlacht bei 194. [245.
Tours, K. in 152 f.
Treticus, B. von Lyon 244.
Tuggen, K. in 180 ff.

Urserental, Verehrung des hl. K. im 198.
Ursicinus, hl., Gründer von St. Ursitz 178 f. 246.

Vedastes (Waast), hl., B. von Arras 264.
Venantius Fortunatus 37 232 f.
Vergänglichkeit der Welt, K. über die 85 ff.
Vigilius, Papst 210 f. 217 219.
Viktor, Papst, und die Osterfrage 123.
Viktorius von Aquitanien, Osterkanon des 120 123.
Vollkommenheit, K. über die 61 86 ff.

Walarich, hl. 242.
Waldebert, hl., Abt von Luxeuil 246 251 260.
Waldelen, Herzog 73; seine Kinder 74.
— Mönch von Luxeuil, Klostergründer 158 242.
Wandertrieb der Kelten 23.
Wandregisel, hl., Gründer von Fontanelle 248 f.
Wangen, K. in 198.
Warnachar, Hausmeier 232 244.
Warnefrid (Paulus Diaconus)
Wegzehrung, hl. 82. [206.
Weinbau in Bobbio 256.
Weltende, Glaube an das nahe 216 f.
Weltkarte 197.
Wenden, slavischer Volksstamm 196.
Willensabtötung, K. über 59 f.
Willimar, Priester in Arbon 183 f. 199 203.
Winioc, Priester, Freund des hl. K. 78 f.
Witterich, Westgotenkönig 139.
Wörterbücher, alte deutsch-lateinische 45 f.

Zotto, Herzog, zerstört Monte Cassino 207.
Züchtigung, körperliche 66 ff.
Zülpich, Schlacht von (612) 194 231.
Zürich (Turegum) 179.

In der Herderschen Verlagshandlung zu Freiburg im Breisgau ist erschienen und kann durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

P. Bonaventura O. Pr.

1862—1914

Ein Lebensbild gezeichnet von

Dr. theol. Adolf Donders

Domprediger in Münster

Zweite Auflage

Mit einem Bildnis. 8° (VIII u. 326 S.)

M 6.—; geb. . . . . *M* 7.20

„Dem berühmten Kanzelredner, Dominikanerpater Bonaventura, der vor vier Jahren gestorben, hat der Münstersche Domprediger Dr. Donders eine feinsinnige Würdigung seiner Tätigkeit zuteil werden lassen. Lebensbeschreibungen berühmter und tüchtiger Männer sind ja immer interessant, um so interessanter, wenn eine berufene und gewandte Feder dieselben verfaßte. Und das ist in diesem Buche der Fall. Wer die feine Art kennt, mit der Donders als Redner seinen Stoff zu behandeln weiß, der findet sie hier wieder. Dabei hat die Persönlichkeit P. Bonaventuras so viel Sympathisches und bei aller Vornehmheit so Bescheidenes, daß es eine wirkliche Erbauung ist, in diesem glattgeschliffenen Spiegel sein Bild zu sehen. Wer geistlichen Herren ein Geschenk machen will, der findet in dem Buche eine recht nützliche und sicher auch willkommene Gabe."

(St. Quirinusblatt, Neuß 1918, Nr. 37.)

„Ein herrliches Buch, würdig des hervorragenden Verfassers wie des einzigartigen Helden. Die Eigenart der Biographie, die das Leben des großen Priesters und Mönches frisch und wahr erstehen läßt, zaubert den Seelsorgern ein überaus würdiges Vorbild und herrliches Ziel, den Jugendlichen einen begeisterten Führer und feurigen Geist vor die Seele."

(Jugendpflege, München 1918, Nr. 9/10.)

In der Herderschen Verlagshandlung zu Freiburg im Breisgau ist erschienen und kann durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

Zum Priesterideal

Charakterbild des jungen Priesters Johannes Coassini aus dem deutsch-ungarischen Kolleg in Rom

Von

Ferdinand Ehrenborg S. J.

Zweite und dritte, verbesserte Auflage
Mit 9 Bildern. 8° (XII u. 292 S.)
M 4.—; geb. . . . . *M* 5.50

„. . . Dies Lebensbild zeigt Johannes Coassini in ernster, konsequenter Selbsterziehung, in harter, schwerer Arbeit, von den ersten Exerzitien an, sechs Jahre hindurch, bis zum Augenblick des Sterbens. ‚Ich muß abnehmen, damit Christus in mir wachse'. — Diese Worte, kurz vor der Priesterweihe hingeschrieben, sind Kern und Stern und Angelpunkt, um den das Leben und Wirken dieser nach hoher Heiligkeit verlangenden Priesterseele sich drehte. So stehen Arbeit, Ringen, Gebet als Wegzeichen und Siegesfanal zugleich am Pfade, den Johannes im Kampfe um sein Ideal dahinschritt. Den Ausführungen des Verfassers, des Seelenführers Coassinis, liegen in den Hauptzügen eigene Aufzeichnungen des jungen Priesters, eine Art Seelentagebuch, zugrunde.

„. . . Coassini lebte wie ein Veilchen unter uns; wir wußten, er sei liebreich und gut, — daß er eine Sonnenblume, daß er ein Held war, hat uns erst sein Tod gelehrt, der mit eisigkalter Hand den Schleier von seiner bescheidenen Demut wegriß. Woher aber die Kraft der jungen Priesterseele? Woher die Norm, nach der der Jüngling, alle irdischen Gesichtspunkte weit hinter sich lassend, nach überirdischen Werten rang? Die Aufzeichnungen melden es uns: es war die wetterfeste Treue zum Beruf und das große Mittel dazu, die heilige Eucharistie. Wem Gottesnähe ein Selbsterlebnis ist, der mag erfassen, wie unserem Johannes Coassini das fleischgewordene Gotteswort am Tage der ersten heiligen Messe und dann am Todestage Hochquell, Kraft und Leben wurde."

(Kathol. Kirchenzeitung, Salzburg 1914, Nr. 20 [Dr. Georg Oberkofler, Rom].)

„. . . Dieses so liebevoll geschriebene Lebensbild sei ein Geschenk für Studenten idealer Lebensauffassung, für Priester ein Betrachtungsbuch."

(Reichspost, Wien 1914, Nr. 284.)

Date Due

Demco 293-5

3 5282 00381 2685